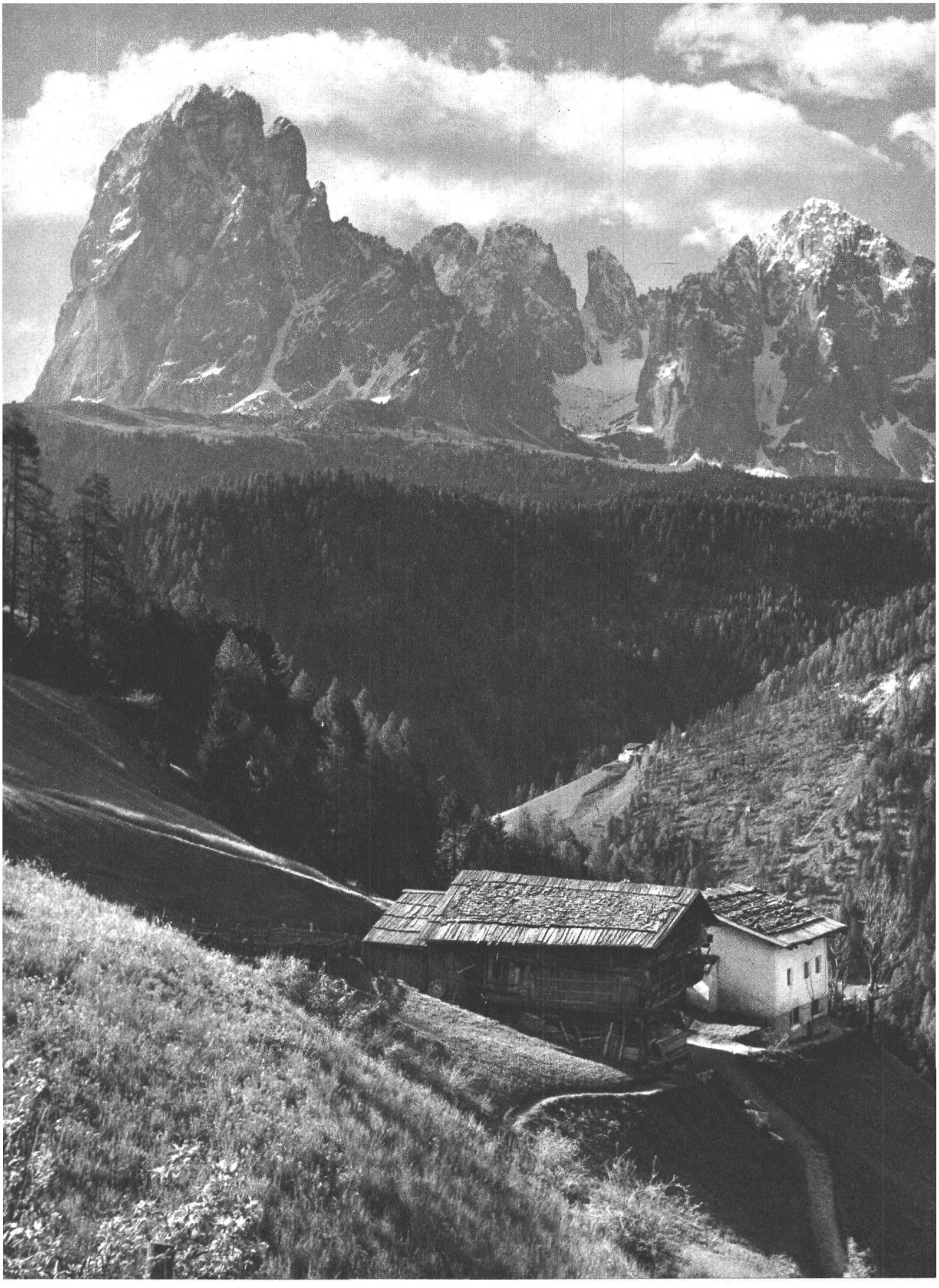


Langkofelgruppe, Blick von Nordwesten aus der Gegend von St. Jakob (bei St. Ulrich), Gröden

Aufn.: R. Löbl

Jahrbuch

des

Österreichischen Alpenvereins

(Alpenvereinszeitschrift Band 84)

1959

Universitätsverlag Wagner, Innsbruck
1959

10.901 / 84
V

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt.
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben.

16 XII. 1959 Bd 84 (1959)

Druck: Tiroler Graphik, Innsbruck, Innrain 27

Inhaltsverzeichnis

	Seite	Tafel
1. Hans Kinzl, Die Alpenvereinskarte der Langkofel-Sella-Gruppe	5—13	
2. Fritz Schmitt, Langkofel–Sella, Erlebnis - Erinnerung - Erschließung	14—25	I, II, Titelbild
3. Alwin Kuhn, Das Ladinische	26—34	
4. Walther Flaig, Das Rätikongebirge	35—50	III, IV
5. Robert Hüttig, Rund um den steirischen Erzberg	51—57	V
6. Gustav Renker, Erinnerungen aus dem Reißeck	58—66	VI
7. Dietrich Hasse, Jörg Lehne, Willi Zeller †, Die direkte Nordwand der Großen Zinne	67—85	VII
8. Helmut Gams, Der Gran Paradiso und sein Steinwildreservat	86—90	VIII
9. Günter Hauser, Bernhard Huhn, Horst Wiedmann, Zwölf Erstbesteigungen in der Cordillera Blanca und Vilcanota	91—103	IX, X
10. Mathias Rebitsch, In der Puna de Atacama	104—115	XI
11. Herfried Berger, Ostafrikanische Gletschervulkane	116—124	XII
12. Hans Pfenner, Das Leben der Murmeltiere	125—130	
13. Ernst Newekłowsky, Die Flößerei auf den alpinen Nebenflüssen der oberen Donau	131—138	XIII
14. Karl Finsterwalder, Bergnamenkunde zwischen Enns und Rhein	139—157	
15. Wolfgang Sittig, Erzherzog Johann als Bergsteiger	158—176	XIV, Farbbild
16. Hermann Uhde-Bernays, In meinen Bergen	177—187	
17. Aus Jürgen Wellenkamps Bergtagebuch	188—192	

Bilder:

Titelbild:	Langkofelgruppe, Blick von Nordwesten aus der Gegend von St. Jakob (bei St. Ulrich), Gröden (Aufn. R. Löbl)
Tafel I	Langkofelgruppe, Blick vom Sellajoch (Aufn. F. Schmitt)
Tafel II	Sella, Piz Chiavazzes (2836 m), Val Lasties und Pordoispitze (2952 m). Blick von Süden (Aufn. F. Schmitt)
Tafel III	Rätikon, Blick vom Madrisagipfel gegen Scheſaplana (2967 m), Druſen- (2835 m) und Sulzfluh (2824 m) (Aufn. W. Flaig)
Tafel IV	Rätikon, Scheſaplana (2967 m), mit der Toten Alpe (Aufn. Rhomberg KG.)
Tafel V	a) Leopoldſteinerſee mit Pfaffenſtein (l., 1871 m) und Reichenſtein (r., 2148 m) (Aufn. W. Kramer) b) Reichenſtein (2148 m), von der Leobener Hütte (Aufn. W. Kramer)
Tafel VI	a) Reißeckgruppe, Riedbock (2810 m), von der Mooshütte (Aufn. F. Orel) b) Reißeckgruppe, Teufliſcher Torwart (Aufn. F. Orel)
Tafel VII	Große Zinne (2998 m), Direkte Nordwand (Aufn. Ghedina)
Tafel VIII	a) Gran Paradiſo, Junger Steinbock über Lévionaz, Blick gegen Herbétet (Aufn. H. Reiſigl) b) Gran Paradiſo, Steinwildrudel im Grand Lauſon (Aufn. H. Reiſigl)
Tafel IX	Cordillera Blanca, Nevado Alpamayo (ca. 6100 m) (Aufn. Anden-Kundfahrt 1957 des DAV)
Tafel X	Cordillera Vilcanota, Jatunhuma (6094 m) (Aufn. Anden-Kundfahrt 1957 des DAV)
Tafel XI	Puna de Atacama, Altindianiſches Mauerwerk in 6600 m Höhe am Llullayacu
Tafel XII	Kilimandſcharo (5965 m), Blick vom Viermännerſtein (4330 m), mit Lobelien im Vordergrund (Aufn. H. Berger)
Tafel XIII	Salzaſloß (Aufn. Ennskraftwerke)
Tafel XIV	a) Langtaler-Ferner-See, Ötztal (Nach einem Bild von Thomas Ender, um 1835) b) Laaſer Alm und Ferner, Ortlergruppe (Nach einem Bild von Thomas Ender, um 1835)
Farbbild:	Schlapperebenkees, Goldberggruppe, Hohe Tauern (Nach einem Bild von Thomas Ender, 1829)

Kartenbeilage

Langkofel-Sella-Gruppe 1:25.000, Neuauflage.

Herausgegeben vom Deutſchen Alpenverein und vom Öſterreichiſchen Alpenverein, 1959.

Erſte Ausgabe 1904, herausgegeben vom Deutſchen und Öſterreichiſchen Alpenverein, aufgenommen von L. Aegerter, Terrainſtich von H. Rohn.

Nachträge 1926.

Neue berichtigte und ergänzte Ausgabe 1959, geſtaltet von Dipl.-Ing. Fritz Ebſter.

Namenberichtigung nach E. Battiſti, F. Morandini und Tina da Maſſa, Dizionario toponomaſtico ateſino; A. Crepaz, Ortsnamen von Livinalongo 1937 und W. Th. Elwert, Mundart von Faſſa 1943.

Druck Kartographiſche Anſtalt Freytag, Berndt und Artaria in Wien.

Die Alpenvereinskarte der Langkofel-Sella-Gruppe

Von Hans Kinzl, Innsbruck

Die Karte der Langkofel-Sella-Gruppe im Maßstab 1:25.000 gehört zu einer Gruppe von Dolomitenkarten, die der Alpenverein um die Jahrhundertwende herausgab. Sie ist im Jahre 1904 als Beilage zur Zeitschrift (Jahrbuch) des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins veröffentlicht worden. Im Jahre 1926 wurde sie, mit Nachträgen versehen, in einer Auflage von 2.000 Stück nachgedruckt. Schon bald war sie aber wieder vollkommen vergriffen. Das war um so bedauerlicher, als gerade diese Karte ein Meisterwerk ihrer Art ist und einen Markstein in der Geschichte der Alpenvereinskartographie darstellt.

Die Hauptausschüsse des Deutschen Alpenvereins und des Österreichischen Alpenvereins haben daher beschlossen, sie, inhaltlich auf den heutigen Stand ergänzt, neu aufzulegen und dem Jahrbuch 1959 beizugeben.

Um den Rang der Langkofel-Sella-Karte zu würdigen, ist ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Alpenvereinskartographie notwendig. Man kann hier drei Abschnitte unterscheiden. In der ersten Zeit stützten sich die Alpenvereinskarten im wesentlichen auf die Österreichische Spezialkarte 1:75.000, die vom k. u. k. Militärgeographischen Institut in Wien seit 1869 aufgenommen und in der überraschend kurzen Zeit von kaum zwei Jahrzehnten für das ganze Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie fertiggestellt worden war. Dieses hervorragende Kartenwerk gibt das Gelände mit Höhenlinien in Verbindung mit Böschungsschraffen nach dem Grundsatz der senkrechten Beleuchtung wieder, eine Darstellung, welche zwar für Hochflächen mit steilen Abfällen vorzüglich geeignet ist, weniger aber für ein Kammgebirge, wie es die Alpen größtenteils sind. Dazu kommt, daß man das hochalpine Felsgelände, das für den Bergsteiger besonders wichtig ist, ziemlich schematisch zeichnete. Nachdem schon der Österreichische Alpenverein als Beilage zum 2. Band seines Jahrbuches 1864 eine Karte der Großvenedigergruppe 1:84.000, nach eigenen Aufnahmen entworfen und gezeichnet von Franz Keil, als erste Alpenvereinskarte veröffentlicht hatte, ging auch der Deutsche und Österreichische Alpenverein schon bald nach seinem Zusammenschluß in Bludenz 1873 daran, eigene Hochgebirgskarten herauszugeben, die zwar den geometrischen Inhalt der Österreichischen Spezialkarte entlehnten, aber das Hochgebirge engeren Sinnes in einer übersichtlicheren Weise wiedergaben. Das geschah durch eine Vergrößerung des Maßstabes auf 1:50.000, durch Aufhellung der Schraffenzeichnung und durch eine bessere Darstellung des Felsgeländes.

Ein Wandel darin ergab sich seit 1893, als der Alpenverein den Schweizer Kartographen S. Simon eine Karte der Ötztaler und Stubaier Alpen herstellen ließ. Nach wie vor blieb die Österreichische Spezialkarte die Grundlage, das Gelände wurde aber nun mit farbigen Höhenlinien und einer leichten Schummerung bei schiefer Beleuchtung wiedergegeben. Die Felszeichnung wurde mit Hilfe von photographisch aufgenommenen Gipfelpanoramen wesentlich verbessert.

Schon während der Arbeiten für dieses Kartenwerk schlug S. Simon dem Central-Ausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins eine Dolomitenkarte vor. Sie sollte in ihrer Felszeichnung so charakteristisch und erschöpfend ausgeführt werden, daß ohne weiteres schon auf den ersten Blick der innere Aufbau des Gebirges in die Augen springt. Wichtiger ist aber noch seine zweite Forderung: Die Vermessung sollte

im wesentlichen eine Neuvermessung sein; die bestehende Triangulation sollte direkt als Basis für eine mit dem Meßtisch im Maßstab 1:50.000 durchzuführende graphische Triangulation benützt werden. Ergänzend schrieb Simon am 26. Februar 1896: „Wir erzielen mit Mitteln, die der Alpenverein noch logischerweise ausgeben darf, ein Resultat, wie es bisher noch von keiner Hochgebirgskartographie erzielt wurde und das auch wesentlich über die Hochgebirgsblätter des Schweizer Siegfriedatlas hinausgeht." Als erstes Gebiet für eine solche Aufnahme schlug Simon die Langkofel-Geißler-Sella-Gruppe vor. Schon am 16. November 1895 schrieb er diesbezüglich: „Die Durchführung der Langkofelgruppe, eines der schwierigsten Probleme der Hochgebirgskartographie, ist eines meiner beruflichen Ideale. Ich könnte mir keine schönere Aufgabe denken und würde sie mit Freuden übernehmen."

Der Central-Ausschuß griff die Anregung von S. Simon auf, stellte aber in seiner Sitzung vom 21. Mai 1896 eine Karte des Rosengarten-Schlern-Gebietes voran, für die er den Maßstab 1:25.000 wählte.

Wie schon bei der Karte der Ötztaler und Stubaier Alpen zog Simon zu dieser Karte als Mitarbeiter seinen jungen Landsmann Ing. Leo Aegerter heran, der die südliche Hälfte des Rosengartens und den ganzen Schlern allein aufnahm und zeichnete. Für Aegerter ist die Rosengartenkarte (Brief an den Central-Ausschuß vom 31. Mai 1898) „der Gipfel des bis jetzt vom Alpenverein in dieser Beziehung Geleisteten. Man wird erst nach Jahren durch die Erfahrung und den Gebrauch merken, welch gewaltiger Unterschied ist zwischen einer solchen Karte und z. B. den Ötzthaler und Stubaier Blättern. Nicht, daß ich behaupten möchte, es ließe sich auf Grundlage der österreichischen Originalien nichts Besseres leisten, aber das Vollkommene bleibt, namentlich für die Dolomiten, doch nur die Neuaufnahme".

Wie hier im Auftrage von S. Simon, arbeitete L. Aegerter bei der Herstellung der Ferwallkarte im Jahre 1898 und der Adamellokarte im Jahre 1899 im Auftrage von Professor F. Becker, Zürich. So groß offenbar die Begeisterung war, mit der er die Aufnahmen durchführte, so kränkte es ihn doch, daß sein Name nirgends aufschien. Am 22. November 1898 schrieb er dem Central-Ausschuß über die Ferwallkarte: „In die diesjährige Karte habe ich meine ganze Kraft und mein ganzes Können hineingelegt. Vom ersten bis zum letzten Strich ist alles mein Werk. Ich hoffe, der Alpenverein wird dereinst einem unbekannten Mann, wie ich es bin, emporhelfen und ihm auch einen Namen geben. Dafür verspricht dieser, sein Leben und Streben ihm zu weihen. Ich weiß genau, was der Alpenverein bedarf, und meine große Erfahrung auf dem Spezialgebiet der Umarbeitung der Österreichischen Spezialkarte kommt dabei sehr zu Nutzen." Am 11. Jänner 1901 betont Aegerter, daß auch die Adamellokarte sein eigenstes Werk sei, und wieder spricht er die Hoffnung aus, daß der Central-Ausschuß seine künftigen kartographischen Arbeiten ihm direkt übertragen würde. Abermals wird auf seine Erfahrung in der Bearbeitung der Österreichischen Spezialkarte hingewiesen. Am 16. Februar 1901 fügt er hinzu, daß Becker so ehrgeizig sei, daß er seinem Mitarbeiter den Namen nicht vergönne. „Aber sonst ist er ein braver Mann."

Im Frühling 1901 kommt L. Aegerter an das Ziel seiner Wünsche, denn am 3. Mai 1901 schließt der Central-Ausschuß in Innsbruck mit ihm einen Vertrag, der ihn mit 1. Juli 1901 zum Kartographen des Alpenvereins bestellt. Alpenforscher von Rang, wie Albert Heim, Albrecht Penck und Wilhelm Salomon, hatten diesen Beschluß warm befürwortet.

Aegerter hatte eine neue Ortlerkarte vorgeschlagen und dafür auch Proben vorgelegt. Es wurde ihm jedoch als erstes Werk eine Karte der Langkofel-Sella-Gruppe aufgetragen. Jetzt ging es auch nicht mehr um ein Umarbeiten der Österreichischen Spezialkarte und deren Ergänzung durch mehr oder minder umfangreiche Geländeaufnahmen, sondern erstmals um eine vollständige Neuaufnahme, die sich nur mehr auf die Fixpunkte der staatlichen Triangulation stützte.

Am 14. Juli 1902 konnte Aegerter dem Central-Ausschuß bereits mitteilen: „Der Sella-Langkofel-Gruppe ist eine eigentlich vollständige Neuvermessung zuteil geworden.

Auch die Täler habe ich neu aufgenommen, denn wenn ich mich, wie ich es im letzten Sommer im Sinn hatte, bloß auf die eigentlichen Felsgebiete hätte beschränken wollen, es wäre keine vollkommene Karte geworden." Weiters schrieb er am 3. Juni 1902: „Wenn ich auch weiß, daß es nicht der Zweck des Alpenvereins ist, überall solche Karten aufnehmen zu lassen, so glaube ich doch, daß er mit einer solchen gewissenhaften Arbeit sich mehr Ehre verschafft, als wenn er die in jeder Hinsicht ungenaue Karte des Militärgeographischen Institutes einfach in eine andere Manier umzeichnen läßt. Der Titel Alpenvereinskarte hat bereits einen guten Klang ... Ich danke also dem geehrten Central-Ausschuß, daß er es ermöglichte, daß unter seiner Ägide solch dauernde Werke geschaffen werden können, welche früher nur unter dem Machtwort eines Herrschenden entstehen konnten."

Die Tatsache einer vollständigen Neuaufnahme im Maßstab 1:25.000 und die Loslösung von der Österreichischen Spezialkarte 1:75.000, die hier wohl erstmals folgerichtig vollzogen worden ist, rechtfertigen es, mit der Karte der Langkofel-Sella-Gruppe den zweiten Abschnitt der Alpenvereinskartographie beginnen zu lassen, der in der Folgezeit eine ganze Reihe wertvoller Karten zeitigte.

Der dritte Abschnitt begann im Jahre 1913 mit der Einführung der Stereophotogrammetrie in die Geländeaufnahme. Die im Jahre 1915 veröffentlichte Dachsteinkarte war dafür der glanzvolle Anfang (siehe Alpenvereins-Jahrbuch 1958, S. 5—15).

Doch kehren wir nun zur Langkofel-Sella-Karte zurück. Der Beginn der topographischen Arbeiten war wegen verschiedener Schwierigkeiten nicht gerade ermutigend. Größtenteils hingen sie damit zusammen, daß das Kartengebiet nahe der Staatsgrenze lag, wo es auf beiden Seiten aus militärischen Gründen starke Beschränkungen gab. Schon im Jahre 1899 war Aegerter bei den Arbeiten für die Adamellokarte von italienischen Grenzern verhaftet worden. Als Schweizer und durch die Vorsprache einer signorina kam er wieder frei, nachdem man ihn „generös" bewirtet und ihm sogar seine Aufzeichnungen wieder überlassen hatte, ohne eine Anzeige an die höheren Behörden weiterzuleiten (Brief vom 20. August 1899).

Aber auch auf der österreichischen Seite gab es Unannehmlichkeiten durch die militärischen Stellen. So wurden dem Alpenverein die Originalaufnahmesektionen 1:25.000 verweigert, die man als kartographische Unterlage für die Neuaufnahme erbeten hatte. Der Central-Ausschuß wandte sich diesbezüglich am 3. Juli 1901 sogar an den Corpskommandanten Erzherzog Eugen, dem man dabei anbot, jene Stellen auf den Originalaufnahmen abdecken zu lassen, die nicht veröffentlicht werden sollten, oder andernfalls den Alpenvereinskartographen zu beaufsichtigen. Auch dieses Gesuch nützte nichts, ja am 14. November 1901 schrieb das 14. Corps-Commando (unterfertigt von Erzherzog Eugen), daß es nicht in der Lage wäre, eine Zustimmung zur Verfertigung der Langkofel-Sella- und Marmolata-Gruppe im Maßstab 1:25.000 höheren Orts erlangen zu können. Man scheint aber die topographischen Aufnahmen Aegerters im Gelände, zumindest im Gebiet der Langkofel-Sella-Gruppe, trotzdem nicht behindert zu haben, ebenso wenig wie die Veröffentlichung der Karte. Im Militärgeographischen Institut bedauerte man nachträglich sogar, daß auf den Dolomitenkarten noch nicht das neue trigonometrische Höhennetz verwendet worden war.

Anderer Art waren die Schwierigkeiten Aegerters im Gelände. Der Sommer des Jahres 1901 scheint sehr regnerisch gewesen zu sein, was die Aufnahmen stark behinderte. Am 18. September 1901 berichtete Aegerter, daß er fünf Tage auf der Bamberger Hütte vollkommen eingeschneit gewesen wäre. Auf dem Sellaplateau lägen 40 cm Neuschnee. Trotzdem hätte er sein Möglichstes gemacht, man würde es an der Arbeit sehen, die er heimbringe. Mit dem vorhandenen Material könne er schon diesen Winter alles zusammenzeichnen, so à la Simon, aber das wolle er nicht.

Viel Ärger scheint Aegerter mit seinen Gehilfen gehabt zu haben. Der erste war krank geworden, der zweite ließ das Instrument fallen, das zur Ausbesserung in die Schweiz geschickt werden mußte, ein dritter wurde zu einer Waffenübung eingezogen, was durch

eine Vermittlung des Central-Ausschusses verhindert werden sollte. Auch sonst dürfte Aegerter mit den Einheimischen nicht gut gefahren sein. Am 14. Juli 1902 schreibt er aus Arabba: „Die Strapazen des Hochgebirges sind leichter zu ertragen als die Stupität (so!) der Leute hier." Offenbar ging aber trotzdem die Außenarbeit im Jahre 1902 gut voran, denn schon am Beginn des Jahres 1903 scheint die Zeichnung der Karte im wesentlichen fertig gewesen zu sein. Sie lag jedenfalls am 11. Jänner 1903 schon dem damals besten Kenner der Sella, Dr. Karl Bindel, Sektion Bamberg, zur Begutachtung vor, der sich sehr anerkennend darüber äußerte. Auch G. Freytag beglückwünschte am 22. Jänner 1903 den Central-Ausschuß zu der gediegenen Arbeit, „die sowohl durch die genaue Aufnahme als auch durch die technisch vollkommene Zeichnung bisher unübertroffen ist".

Am 5. März 1903 schlug G. Freytag dem Central-Ausschuß vor, die Zeichnung Aegerters direkt durch Photolithographie vervielfältigen zu lassen, besann sich zwei Tage nachher aber eines anderen, indem er Stein- oder Kupferstich empfahl. Man sollte das Militärgeographische Institut nicht nur durch die genaue Aufnahme, sondern auch durch eine technisch solide und vollkommene Art der Reproduktion übertreffen.

Der Central-Ausschuß entschied tatsächlich am 21. März 1903: Man soll die Karte in Stich auf Stein reproduzieren lassen und die Firma Freytag & Berndt damit beauftragen. Den Steinstich sollte Hans Rohn übernehmen, der schon damals ein anerkannter Meister seines Faches war und den insbesondere auch Aegerter gelten ließ.

Im Zuge der Verhandlungen über die Art der Reproduktion der Aufnahmen von Aegerter war vom Photo-Lithographen Hubert Köhler in München eine einfarbige Karte der Sellagruppe 1:12.500 hergestellt worden, die auch in 500 Stück vervielfältigt wurde. Ihre kartographische Bedeutung besteht vor allem darin, daß sie die Originalzeichnung von Aegerter unmittelbar wiedergibt, so daß man sie mit dem Steinstich von Rohn vergleichen kann. Man kann dabei unschwer feststellen, wie sorgfältig Rohn gearbeitet hat.

Am 27. April 1903 wurde der Druckauftrag für 60.000 Stück der Langkofel-Sella-Karte in drei Farben erteilt. Am 18. Mai 1904 wurde die Auflage auf 63.000 erhöht. Sie wurde Anfang Oktober 1904 ausgedruckt. Die Kosten beliefen sich auf 18.335 Kronen, ohne die Lithographie, für die 3000 Kronen gezahlt worden waren.

So lehrreich die Hinweise auf die Langkofel-Sella-Karte auch sein mögen, so sagen sie doch nichts über das Werk selbst. Zum Unterschied von den vorstehenden Angaben über die Entstehung der Karte, die aus unveröffentlichten Briefen und Akten geschöpft wurden, liegt die fertige Karte dem Betrachter und Benützer offen vor Augen. Jeder kann sich zu Hause oder noch besser im Gelände selbst über sie seine eigene Meinung bilden. Einige Hinweise sollen aber trotzdem auch hier gegeben werden.

Langkofel und Sella darzustellen, war eine besonders reizvolle kartographische Aufgabe, gerade auch wegen der Vereinigung der beiden Gebirgsstöcke auf einem Kartenblatt, das auf diese Weise ungewöhnlich große Landschaftsunterschiede umschließt. Weite sanft gewellte Vorberge und Hochflächen, von dunklen Wäldern und grünen Matten bedeckt, betonen die Waagrechte in der Landschaft. Darüber steigen schroff und unvermittelt die hellfarbigen, nackten Felsklötze auf. Mit relativen Höhenunterschieden von über 1000 m ragen sie über die Dreitausendergrenze empor. Dabei besteht wieder ein starker Unterschied zwischen dem in viele Gipfel, Türme und Nadeln aufgelösten Langkofel, dem „gotischen Berg der Ostalpen" (H. Barth), und der breiten, massigen Sella, mit ihren waagrechten Felsbändern und ihrer weiten Hochfläche.

Diese unterschiedlichen Formen entsprechen dem Bau der Landschaft. Das Vorland wird von den dunklen und leicht verwitternden Gesteinen der älteren Trias aufgebaut, von denen manche, wie die Werfener und Wengener Schichten einen ausgezeichneten Wald- und Weideboden liefern. Vulkanisches Gestein, insbesondere Porphyrite und Tuffe, sind hier weit verbreitet. Dieser bunten Folge verschiedenaltriger Gesteine mit ihren äußerlich ausgeglichenen Formen steht bei der Langkofelgruppe der seiner Zusammensetzung nach einheitliche Stock aus hellem Schlerndolomit gegenüber, der aber

durch die landabtragenden Kräfte stark zerrissen wurde. Die Mächtigkeit des Schlerndolomits beträgt am Langkofel selbst fast 1200 m, an der Südseite der Grohmannspitze noch rund 600 m. Überall ist das Gestein massig, nur in den obersten Lagen ist es etwas geschichtet. Es neigt zur Bildung steiler Wände, an die sich große Schutthalden anlehnen. Im Umkreis liegen auch die Trümmerfelder gewaltiger Bergstürze, unter denen die „Steinerne Stadt" besonders eindrucksvoll ist. Auch zahlreiche Moränen späteiszeitlicher Gletscher gehen von den Rinnen des Gebirgsstockes aus und finden sich auch in den Karen oben auf der Höhe. Die kleineren Gletscher der Gegenwart sind bis auf geringfügige Reste in den letzten Jahrzehnten weggeschmolzen.

Auch die Sella steigt mit schroffen Schlerndolomitwänden über ihre Umgebung empor. Am Ausgang der Val de mesdi sind sie bis über 600 m hoch, im Westen 400 m, nördlich des Pordoijoches 350 m. Dann folgt aber rund um die ganze Gebirgsgruppe ein Band von Raiblerschichten mit einer Mächtigkeit bis zu 90 m, leichter verwitterbar und dadurch in Form einer breiten Terrasse ausgeprägt. Darüber hebt sich wieder mit steilen Wänden der Dachsteindolomit, bis zu 300 m mächtig, ein hellgraues bis weißliches, gut geschichtetes Gestein, das die Hochfläche der Sella bildet.

Der ganze Sellastock ist ruhig und einfach gebaut, nur in den obersten 150 m ist die Lagerung der Gesteine sehr verwickelt, vor allem an der Bos-Spitze.

So fiel also dem Kartographen die besondere Aufgabe zu, die vielfältige Abhängigkeit der Geländeformen vom Gebirgsbau und vom Gestein durch seine Vermessung geometrisch zu erfassen und zeichnerisch darzustellen. Aegerter hat bei der Aufnahme des Geländes, ausgehend von den Fixpunkten der staatlichen Triangulation, vorwiegend mit dem Meßtisch gearbeitet, den er selbst beigestellt hatte. Ergänzend wurden viele Geländepunkte tachymetrisch eingemessen. Wie wichtig ihm ein gut arbeitendes Instrument war, sprach er später einmal eigens aus, als er am 1. März 1906 vom Alpenverein einen neuen Meßtisch erbat: „Bekanntlich geht es mit den Meßinstrumenten gleich wie mit den Kanonen, d. h. sie werden abgenützt und jeder Schuß bzw. jede Visur wird ungenau."

Er hatte für die damalige Zeit sicher recht, wenn er seine Aufnahmemethode als „wohl billigste und rascheste Manier, um zu einigermaßen guten und verläßlichen Karten zu kommen", bezeichnete. In der damals schon verwendeten Meßtischphotogrammetrie sah er „mehr ein Schlagwort, mit dem man eine Zeit lang geglaubt hat, die ganze Hochgebirgsaufnahme gelöst zu haben". In Wirklichkeit liefere sie nichts weiter als Punkte und lange noch keine fertige Karte.

Sein ganzes Um und Auf war die unmittelbare topographische Arbeit im Gelände. Auch die Höhenlinien sollten nach seiner Meinung nicht durch einfache Einschaltung zwischen den gemessenen Höhenpunkten hindurchgezogen werden, vielmehr forderte er: „Hat man eine genügende Reihe Terrainpunkte fixiert, so zieht man nach der Naturbeobachtung die Linien, welche den Charakter des Terrains bestimmen" (Begleitworte zur Karte der Brentagruppe, Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1908, S. 82).

Auf diese Weise wird das Gelände von Aegerter nicht nur mit hinreichender Genauigkeit, sondern auch mit viel „Gefühl" erfaßt.

Die geometrische Exaktheit eines stereophotogrammetrischen Schichtenplanes wird man freilich von einer solchen Meßtischaufnahme nicht fordern dürfen.

Was die Karte der Langkofel-Sella-Gruppe unter den zeitgenössischen Kartenwerken besonders auszeichnet, ist aber nicht die Wiedergabe des flachen Geländes durch die Höhenlinien, sondern die hervorragende Darstellung der Felsen. Aegerter hat die Wände und Gipfel so anschaulich gezeichnet, daß man die Meisterschaft des damals noch jungen Topographen rühmen muß. Mag sein, daß er die „Anlage" bei den steilen Wänden zugunsten ihrer besseren Wiedergabe gelegentlich zu breit genommen hat, das taten vor der Einführung der Stereophotogrammetrie in solchen Fällen aber auch andere Topographen, etwa bei der Darstellung der Dachstein-Südwand.

Es ist aufschlußreich, Aegerters Felszeichnung mit den neueren geologischen Aufnahmen von O. Reithofer und G. Mutschlechner zu vergleichen, die jeder Geologe um

diese Kartengrundlage beneiden konnte. Wie klar hat Aegerter die Grenzen des Schlerndolomits bei beiden Gebirgsstöcken wiedergegeben und wie deutlich tritt in seiner Felszeichnung das breite Band der Raiblerschichten an den Wänden der Sella hervor! Auch im einzelnen sind viele geologische Grenzen von Aegerter topographisch vorgezeichnet worden. Das beste Beispiel ist die Boé-Spitze mit ihrer aufgeschobenen Schuppe. Auch sonst läßt sich eine erstaunliche Übereinstimmung der Topographie Aegerters mit dem Gebirgsbau feststellen. Das gilt auch für die weniger ausgeprägten Formen, z. B. für den Piz de sella nordöstlich des Langkofels.

Im ganzen hat Aegerter die kartographischen Methoden des Schweizer Siegfriedatlas verwendet. Er ist aber weit darüber hinausgegangen, indem er das Gebirge im doppelten Maßstab und mit einem Höhenlinienabstand von nur 20 m darstellt, anstatt der 30-m-Linien des Siegfriedatlas, die das Gelände für den Beschauer oft verflachen. Unvergleichlich besser ist Aegerters Felsdarstellung. An den Siegfriedatlas erinnert am ehesten die Farbgebung der Karte oder eine Einzelheit wie die Hervorhebung der 100-m-Höhenlinien durch Strichelung. Gerade das ist übrigens getadelt worden, weil im Gegensatz dazu auf den reichsdeutschen Karten die 100-m-Höhenlinien stärker ausgezogen sind. Ein Kritiker schreibt dazu: „Abgesehen von der größeren Übersichtlichkeit bei der Teilung mittelst stärkerer Linien, sollte diese Art schon deshalb eingeführt werden, weil dies die deutsche ist und die Karte vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein herausgegeben wird, nicht vom Schweizer Alpenclub."

Von den Urteilen über die Langkofel-Sella-Karte ist besonders das des Generalmajors Frank vom Militärgeographischen Institut in Wien (Brief vom 21. Oktober 1904) bemerkenswert, der dieses Werk sehr lobt, dann aber dazu kritisch bemerkt: „Da die Karte eine Schichtenkarte ist, so muß ich es als einen Mangel betrachten, daß die Schichtenführung im Felsgebiet unterblieb, was um so bedauerlicher ist, als die Kotierung der Felsen nicht so reichlich ausfiel wie der meisten Teile des nicht felsigen Terrains (Langkofel)."

Aegerter wehrte sich gerade gegen diese, nach dem heutigen Stande der Kartographie durchaus berechtigte, für die damalige Zeit sogar sehr fortschrittlich anmutende Forderung von Frank in einem Schreiben vom 13. November 1904 in einer überaus heftigen Weise: „Wir können vom Militärgeographischen Institut punkto Terraindarstellung nichts lernen, da sie darin noch um ein halbes Jahrhundert zurück sind. Überhaupt ist bis jetzt dem Alpenverein von diesem Institut keine spezielle Hilfe geworden, im Gegenteil, die Resultate der neuen militärgeographischen Triangulation sind uns verschlossen, die Aufnahme von gewissen Gebieten ist uns nicht gestattet ... Ja es steht zu befürchten, wenn man in Wien gar zu auffällig militärische Kreise auf unsere Karte aufmerksam macht, daß die (inzwischen auch schon aufgenommene) Marmolatakarte schließlich konfisziert wird."

Abgesehen von diesen mehr oder weniger berechtigten kritischen Bemerkungen, ist die Langkofel-Sella-Karte aber begeistert aufgenommen worden. Als Beispiel sei nur das Urteil des schon genannten Dr. K. Bindel angeführt (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1904, S. 385): „Aegerter ... hat speziell der Sella die scheinbar verborgensten Geheimnisse abgelauscht und sich in feinste charakteristische Merkmale vertieft, um schließlich ein Bild zu schaffen, das den Kenner geradezu entzückt, dem Touristen aber für seine verschiedentlichen Zwecke die denkbar beste Unterlage bietet. Unter Zuhilfenahme der zuverlässigsten Methoden, welche die heutige Wissenschaft kennt, hat L. Aegerter mit vielen Mühen und Strapazen in wenigen Jahren ein für die Kartographie geradezu epochemachendes Werk geschaffen, das nach dem Urteil des Verfassers, dem eine ziemlich detaillierte Ortskenntnis in der Sella zu Gebote steht, auf größte Genauigkeit und Plastizität Anspruch erheben darf."

Einen der von ihm auf der Karte dargestellten Gebirgsstöcke, den Langkofel, hat Aegerter auch durch ein Relief dargestellt. A. Penck erwähnt in seiner Übersicht über neue Reliefs der Alpen (Geographische Zeitschrift 1904, S. 35) ein Relief im Maßstab 1:5000 als eine wirklich naturgetreue Darstellung „eines der Südtiroler Dolomiten mit ihren

Zinnen und Zacken, ihren prallen Wänden und engen Kaminen". Die Fünffingerspitze ist damals von der galvanoplastischen Kunstanstalt in Geislingen als Briefbeschwerer in Bronze gegossen worden, auch die ganze Langkofelgruppe im Maßstab 1:25.000.

Weitere Reliefs des Langkofels standen im Alpenvereinsmuseum in München, eines im Maßstab 1:10.000 von S. Hirth (1915), ein anderes im Maßstab 1:25.000 von O. Raab (1917). O. Raab hatte auch ein Relief der Sella 1:25.000 hergestellt (1915).

Ausschnitt aus dem Atlas Tyrolensis von Peter Anich und Blasius Hueber (1774) im Maßstab 1:103.000

Ein weiter Weg führte von der ersten halbwegs brauchbaren Darstellung der westlichen Dolomiten bis zur Alpenvereinskarte von Aegerter. Erstmals finden sich auf der Karte von Peter Anich und Blasius Hueber vom Jahre 1774 wenigstens eine Anzahl von Namen aus diesem Gebiet: Lang Kofel B(erg), Blatt Kogl B., Pordoi M., Grödner Jöchel, Sallei M(ons), Gäns Alpl B., Cabatses A., Confin Ba(ch) und Lanpicaner Ba. Von einer naturgetreuen Wiedergabe der Bergformen kann aber auch hier noch nicht die Rede sein. Gerade ein Vergleich mit der im übrigen für die damalige Zeit so fortschrittlichen und verdienstvollen Karte von Peter Anich und Blasius Hueber mit der Langkofel-Sella-Karte zeigt eindringlich, welch steilen Weg die Hochgebirgskartographie innerhalb von eineinviertel Jahrhunderten zurückgelegt hat.

Die Langkofel-Sella-Karte kann auch vor den kritischen Augen eines Kartographen von heute noch bestehen, ja durch ihre vorzügliche Felszeichnung stellt sie ein geradezu zeitloses kartographisches Kunstwerk dar. Natürlich ist ihr topographischer Inhalt im Laufe der Jahrzehnte veraltet. In der Wiedergabe des Geländes wurde sie aber noch von keiner anderen Karte der westlichen Dolomiten übertroffen. Dieser Umstand rechtfertigt es, daß gerade diese Karte für eine Neuauflage ausgewählt wurde. Dazu brauchte es freilich eine Neugestaltung, die der Alpenvereinskartograph Dipl.-Ing. Fritz Ebster nach vorliegenden Karten und Veröffentlichungen sowie nach Angaben von Gebietskennern besorgte. Die Veränderungen des Lageplanes sind zahlreich; sie umfassen Verlagerungen und Begradigungen der Straßen, neu angelegte Verbindungswege und Steige, Neubauten in den Orten, einzelstehende Hotels und Gasthäuser. Groß ist auch die Zahl der Schilifte, die errichtet wurden. Die Geländedarstellung brauchte nicht geändert zu werden. Man mußte nur berücksichtigen, daß die früher vorhandenen kleinen Gletscher sehr zusammengeschmolzen oder ganz verschwunden sind.

Die schwarze Waldsignatur hat in der neuen Auflage einen grünen Farbaufdruck erhalten, um den Gegensatz zwischen dem bewaldeten Vorland und den kahlen Gebirgsstöcken schärfer herauszuheben. Das durch braune Höhenlinien dargestellte Gebiet wurde mit einem leichten gelbgrünen Farbton überzogen. Über das gesamte Kartenbild wurde ein grauer Schummerton bei nordwestlicher Beleuchtung gelegt, um die plastische Wirkung der Karte zu verstärken. Diese farbliche Ausgestaltung ist möglich geworden, weil heute beim Druck in der Farbenoffsetmaschine ohne wesentliche zusätzliche Kosten leichter mehr Farben verwendet werden können als früher.

Die Eintragung von Schirouten wurde trotz der Bedeutung des Gebietes für den Wintersport unterlassen, weil die vielen roten Linien das Kartenbild gestört hätten. Dafür ist aber eine eigene Winterausgabe geplant.

Eine Überprüfung verlangte auch die Beschriftung der Karte. Seinerzeit hatte man bei der Eintragung der Namen zwei Grundsätze befolgt: Die vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein herausgegebene Karte war in erster Linie für deutschsprachige Bergsteiger, insbesondere für die eigenen Mitglieder gedacht, die in ein Gebiet gingen, das von mehreren Alpenvereinszweigen durch Hütten und Wege erschlossen worden war. Deshalb wurden die für den Bergsteiger bedeutsamen Namen der wichtigsten Gipfel und Pässe, natürlich auch der Hütten und Wege in ihrer deutschen Form auf die Karte gesetzt. Im übrigen verwendete man nach einem allgemeinen kartographischen Grundsatz die einheimischen Orts- und Flurnamen der ladinischen Sprache, wenn auch in einer durch die mundartlichen Unterschiede bedingten wechselnden Schreibweise. In manchen Punkten hätte seinerzeit die Beschriftung folgerichtiger sein können, z. B. hinsichtlich der Worttrennung oder in der Schreibung der Anfangsbuchstaben.

Es bestand kein Anlaß, bei der Neuauflage von den angedeuteten Grundsätzen in der Beschriftung abzugehen. Nach wie vor ist die Langkofel-Sella-Karte eine Veröffentlichung deutschsprachiger Bergsteigervereine, die in erster Linie für die eigenen Mitglieder bestimmt ist. Es wurden daher auch jetzt die deutschen Bezeichnungen für jene Gipfel, Türme und Scharten beibehalten, die unter ihren alten Namen in unserem alpinen Schrifttum seit 100 Jahren bekannt und berühmt sind. Es sind zwar deren nicht viele, aber sie finden sich oft gerade an Stellen, wo die Enge des Raumes und die dichte Felszeichnung die Beisetzung einer zweiten Namensform verbieten. Daß in Alpenvereinskarten auch noch die Namen der alten Alpenvereinshütten und -wege enthalten sind, wird unsere Mitglieder freuen, den übrigen Besuchern aber nicht schaden, weil bei den Hütten auch die neuen Namen des jetzigen Besitzers, des Club Alpino Italiano, angeführt sind. Im übrigen wurden für die Beschriftung der Karte noch folgerichtiger als früher die ladinischen Namen verwendet, deren Schreibung vereinheitlicht wurde. Als Quelle diente dabei das Dizionario toponomastico atesino von Carlo Battisti und Mitarbeitern).

Die gesamten Namen im Gelände durch eine sprachwissenschaftlich geschulte Kraft nochmals erheben und überprüfen zu lassen, wie das bei den neuen Alpenvereinskarten

geschieht, war hier aus verschiedenen Gründen nicht möglich. Man darf sich aber damit trösten, daß Aegerter bei der Aufnahme der Karte auch die Namen sehr beachtete und daß er sich diesbezüglich auch immer mit den besonderen Gebietskennern ins Einvernehmen setzte.

Möge die Karte der Langkofel-Sella-Gruppe auch in der neuen Ausgabe wieder viele Bergsteiger und Wanderer durch das Gebiet der westlichen Dolomiten geleiten und sich dabei wie einst als zuverlässiger Führer bewähren.

Schrifttum

R. Finsterwalder, Alpenvereinskartographie und die ihr dienenden Methoden. Verlag Herbert Wichmann, Berlin 1935.

R. v. Klebelsberg, Geologischer Führer durch die Südtiroler Dolomiten. Verlag Gebrüder Borntraeger, Berlin 1928.

G. Mutschlechner, Geologie der Langkofelgruppe. Mit einer geologischen Karte 1:25.000 und 2 Textfiguren. Jahrbuch der Geologischen Bundesanstalt, 85. Band, Wien, 1935, S. 21—49.

O. Reithofer, Geologie der Sellagruppe. Mit einer geologischen Karte 1:25.000, 1 Profiltafel und 13 Textfiguren. Jahrbuch der Geologischen Bundesanstalt, 78. Band, Wien, 1928, S. 529—580.

G. Langes, Dolomiten-Kletterführer. Band I, Bergverlag Rudolf Rother, München 1959, 416 Seiten.. Hinsichtlich der bergsteigerischen Erschließung des Langkofels und der Sella sei auf die Ausführungen von Fritz Schmitt in diesem Jahrbuch und auf das von ihm angeführte Schrifttum verwiesen.

Anschrift des Verfassers: Universitätsprofessor Dr. Hans Kinzl, Innsbruck, Fischerstraße 31

Langkofel und Sella

Erlebnis — Erinnerung — Erschließung

Von Fritz Schmitt

(Mit 3 Bildern, Titelbild und Tafel I und II)

Es war wieder einmal Herbst. Südtirol öffnete seine reichen Gärten. Trauben hingen schwer und verlockend an den Rebstöcken: die blauen wie vom Reif mattiert, die weißen durchsichtig wie grünliche Glasperlen. Die Äste der Apfelbäume senkten sich unter der Last der sonnengeröteten Früchte bodenwärts.

Südtirol — ein arkadisches Land!

Von den Höhen des Brenners sich südwärts erschließend, mit mittelalterlich zusammengeschachtelten Städtchen und hochragenden Burgen. Aus grauen Steinblöcken gefügt, überragt der Zwölferturm von Sterzing die flachen Hausdächer. Der Kreuzgang in Brixen offenbart ein Stück Gotik. Hoch oberhalb Klausen erscheint Kloster Säben, das schon Albrecht Dürer als Landschaftshintergrund eines Bildes diente, als Zusammenklang von Natur und Architektur.

Was wäre aber dieser begnadete Landstrich an der Nahtstelle zwischen Nord und Süd für uns Bergsteiger ohne die Dolomiten? Ohne Rosengarten und Marmolata, ohne Langkofel und Sella? Ohne die berühmten Schaustücke und Aussichtskanzeln, ohne die Begriffe letzter Schwierigkeitsgrade im Fels, ohne die klassischen Kletterwege, ohne den Nachhall der Wagnisse und Taten der Erschließer, der großen Bergsteiger Grohmann, Norman Neruda, Johann Santner, Oscar Schuster, Robert Hans Schmitt, Gustav Jahn, Gabriel Haupt, Paul Preuß und der Bergführer Luigi und Giorgio Bernard, Antonio Dimai, Angelo Dibona, Luigi Rizzi ...

Wo gibt es in den Alpen nochmals eine Sella, diese langsam zerbröckelnde Riesenburg, die jedem Wanderer unter den Wänden uneinnehmbar erscheint, wo findet man ein Bild wie die Langkofelgruppe vom Confinboden, wie das Dreigestirn Grohmannspitze, Fünffingerspitze und Langkofeleck vom Sellajoch?

*

Da saß ich nun wieder auf dem Großen Sellaturm. Er war mein erster Dolomitengipfel gewesen, vor 30 Jahren. Damals waren wir gekommen, um den Himmel zu stürmen, voll ungestümer Begeisterung, von diesen farbigen Felsen berauscht. Und heute? Nach Worten Knut Hamsuns dämpft ein Wanderer seine Saiten, wenn er älter wird. Auch ein Bergsteiger spielt mit gedämpften Saiten. Das Kletterfieber der Jugend ist abgeflaut; geblieben ist die Lust, Dolomit unter Fingern und Gummisohlen zu spüren, Tiefe und Weite zu genießen. Der Gealterte neigt dazu, Vergleiche anzustellen zwischen einst und heute, er beschäftigt sich als Bergsteiger mehr mit Ethik als mit Technik, denn er vermeint über dem Geschehnis des Tages zu stehen. Er empfindet stärker als früher, daß die Zeit verrinnt und noch viele Berge auf ihn warten. Noch rastet er froh auf einem Gipfel, mit dem ihn Erinnerung verbindet, von dem er nicht absteigen möchte.

Da lehnte ich also am Steinmann auf dem Großen Sellaturm und schaute hinunter auf die Almböden, auf das weiße Band der Paßstraße, auf den Felssturz der „Steinernen Stadt", auf die Berge. Und dieses Zurückerinnern hier oben war viel schöner als ein Blättern und Lesen in alten Fahrtenbüchern, es führte viel näher und deutlicher an die Wirklichkeit. Nur der Seilgefährte von damals fehlte zum Gipfelglück. Wäre er neben

mir gesessen, dann hätte ich zu ihm gesagt: „Schau, wie die Sonne schräg in die Grohmann-Südwand scheint! Steil ist sie, gelt! Denkst du noch an den Steinschlag? An die Abseilerei über die Türme des Nordostgrates? Siehst du den Diagonalriß in der ziegelroten Südwand der Fünffingerspitze? Die schwarzblaue Falte des Schmittkamins? Allerhand Leistung anno 1890! Weißt du noch, wie wir die Nordkante des Langkofels im Auf- und Abstieg machten? Zweimal 1000 Meter Fels! Und dort unten, ist das nicht die Almhütte des alten Troi aus St. Christina, der uns im frischen Heu beherbergte und aus seinen Milchnäpfen und Polentapfannen fütterte?"

Die Berge ringsum waren schön und großartig wie auf Bildern von Gustav Jahn. Die Felsen korallenrot, schwefelgelb und kalkweiß, darüber, von später Sonne beleuchtet, hochgetürmte Gralsburgen von Wolken. Ja, so hat Gustav Jahn die Dolomiten gemalt! Das langgestreckte Gemäuer der Sella mit blauen Schatten in den Klüften und davor, wie brennende Fackeln, zwei herbstliche Lärchen. Oder den Blick über das Grödner Tal hinweg zur Fermeda und zum Saß Rigais. Oder die Heimkehr nach der Arbeit über eine Enzianwiese unter Felsen und Wolken. Und dieser Wiener Maler und Bergsteiger hat den schönsten Anstieg über die Südwestwand auf den Großen Sellaturm gefunden, er hat an einem Augusttag 1917 mit Erwin Merlet Fünffingerspitze, Grohmannspitze, Innerkoflerturm, Zahnkofel und Plattkofel überschritten. Und an einem anderen Augusttag des Jahres 1919 stürzte Jahn an der Ödsteinkante im Gesäuse in den Tod.

Uns hatte er auf dem Jahnweg als unsichtbarer Dritter am Seil auf den Großen Sellaturm begleitet.

Grohmannspitze-Südwand

Mit schweren Rucksäcken waren wir zum alten Troi gekommen. Mit königlicher Geste hatte er uns eingeladen, Gäste zu sein in seiner rauchgeschwärzten Hütte. Gäste der ganzen Familie — wobei er zur Familie auch die Kuh rechnete, die den Sommer über den Ladiner und seine Kinder ernährte.

Es war Abend und die westwärts gerichteten Wände der Sella glühten. Über die sanften Hänge unter der kilometerlangen Mauer des Langkofels schritten Mäher und schwangen ihre Sensen. Der Abend war so reich an Ruhe, daß man das Atmen der Männer und das Fallen der Halme hörte. Eine Weile später saßen wir gemeinsam am Feuer und draußen erklang ein ladinisches Lied, wie komponiert für den Sternenhimmel dieser Nacht. Wir verstanden nur die Melodie, und die war schön.

Als wir am Morgen die Hütte verließen, schwangen die Mäher mit ihren blauen, wehenden Leinenschürzen schon wieder ihre Sensen. Während wir die Felsruinen der „Steinernen Stadt" durchwanderten, trillerte ein unsichtbarer kleiner Sänger sein Glück in den hellen Tag. Ich mußte an Oswald von Wolkenstein denken, der einst unter den Abstürzen der Sella lebte und sang: „Ich hör die voglin groß und klein in meinem Wald umb Hauenstein ..."

Über weite, baumlose Hänge wanderten wir unter dem Langkofeleck und der Fünffingerspitze vorbei bis zu einem Sporn, der die Südostwand und die Südwand der Grohmannspitze trennt. Schmal und steil stand sie vor uns, die etwa 550 Meter hohe Südwand. Die Erstbegehung war 1908 den Bergführern Antonio Dimai aus Cortina und Johann Summermatter aus Randa im Wallis mit den klettergewandten ungarischen Baronessen Ilona und Rolanda Eötvös gelungen. Die Schwierigkeiten wurden zunächst als zu hoch bewertet, die Schlüsselstelle ging als „neue Menschenfalle" in die Führerliteratur ein, und so waren die Voraussetzungen geschaffen, daß die Südwand zur Modetour wurde. Jedenfalls ein prächtiger Felsgang!

Dem rechts steil abfallenden Schrofensporn folgend kamen wir auf einen Absatz unter der Steilwand und erreichten, weit nach links querend, einen Wasserlauf. Herrlich, an einem Sommertag in einer Südwand so einer sprudelnden, in Erosionsrillen abfließenden Labsal zu begegnen! Sollten wir uns anseilen? Ja! Über Platten kamen wir zu abweisenden Felsen. Und nun? Quergang nach rechts. Reichliche und gute Griffe versetzten uns

in Genießerstimmung. Ein schöner Riß endete unter einem mächtigen Überhang. Wir waren in der Höhe eines breiten Bandes, das um eine Ecke zum wassersprühenden Johanneskamin — nach dem biblischen Täufer benannt — führt. Auch dort drüben in der Südostwand war eine Seilschaft unterwegs. Manchmal hörten wir Steinsalven niederkrachen, Warnungsrufe und Schimpfen. Die Steine kamen offenbar vom Gipfel.

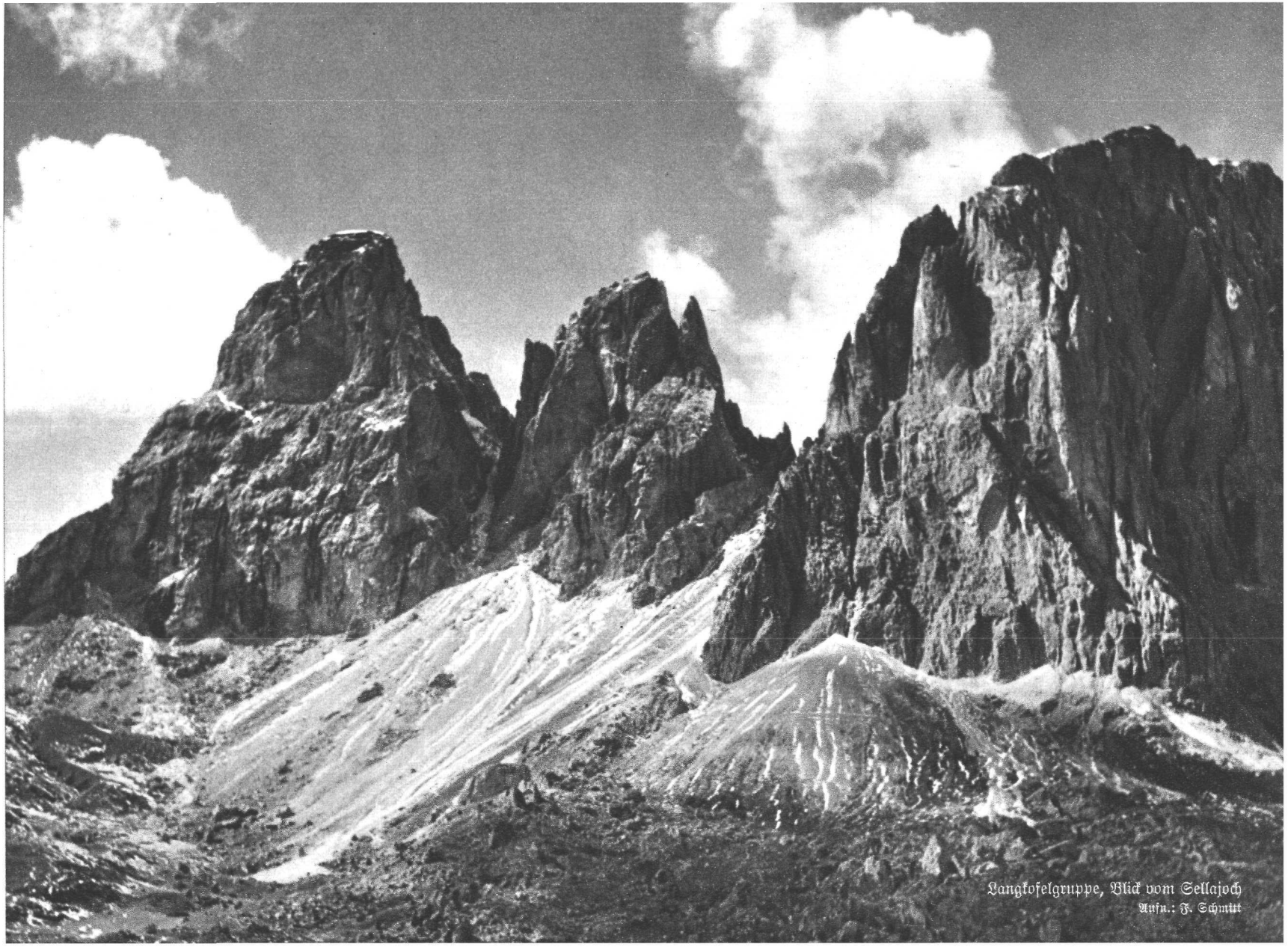
Ein waagrechter Spalt zieht rechts zu dem Band hinüber. Die Hände im Riß, die Kletterschuhsohlen gegen Unebenheiten gepreßt, querte ich zu dem Band hinüber. Die Kletterei wurde nun immer luftiger, das machte uns froh, wie den guten Schwimmer das tiefe Wasser.

Da war nun die Schlüsselstelle, die man einst „Menschenfalle" genannt hatte: Ein abschüssiges, die lotrechte Mauer steil aufwärts durchziehendes Gesimse. Ein nach unten gebogener Mauerhaken schien von einem Sturz zu künden. Der Fels drängte ab. Die Fußspitzen am Rand der Leiste, mittels Untergriffen das Gleichgewicht wahrend, schlich ich aufwärts und gelangte wieder in den kaminartigen Riß. Die schönste Kletterstelle der Wand! Stemmend und spreizend stiegen wir zwei Seillängen weiter zu einem überdachten Band, das wir nach links verfolgten. Ein Verhauer! Also zurück und im Riß weiter! Wandstufen und Risse. Die Normalroute mußte weiter links sein. Es gab noch eine schwierige Fleißaufgabe: an einem senkrechten Riß hatte ich mich 20 Meter emporgearbeitet, dann mußte ich einige Schritte nach rechts in einen Kamin queren. Der einzige in der ganzen Wand geschlagene Haken verhalf mir zur wünschenswerten Sicherung. Höher oben kamen wir zu einem Schuttplatz. Die Felsen gliederten sich und über niedere Stufen betraten wir die überraschend geräumige Gipfelfläche.

Einer bereits anwesenden Italienerseilschaft war es bei unserem Nahen nicht ganz geheuer; das waren wohl die Steinschlagerzeuger gewesen! Als eine Weile später die etwas lädierten Südostwandbezwinger auftauchten — die sich als alte Bekannte entpuppten — rissen die Italiener aus. Am Nordostgrat überholten wir sie bald wieder, seilten uns über Türme, krochen durch Kamine und waren guter Dinge. Ich erzählte die Geschichte vom Klemmkopf der Frau von Chelminsky. Mit ihr hatten die Gebrüder Enzensperger im Jahre 1895 die Erstbegehung dieses Weges ausgeführt. Ohne daß ihr einer der Brüder den Kopf verdreht hätte, verklemmte sich Frau Luisens Haupt in einem Kamin zwischen den Felsen. Erst riß Josef Enzensperger, der stets heitere „Enzian", Witze, aber bald merkte er den Ernst der Lage: „Ich versuchte alles mögliche, zog von hinten an den Ohren, an den Haaren, an den Schultern — aber alle Gewaltanwendung half nichts. Ich machte mich schon mit dem Gedanken vertraut, zum Sellajoch laufen und einen Hammer holen zu müssen, als unsere Gefährtin den Kopf endlich wieder in die richtige Lage brachte und sich selbst aus ihrem Gefängnis befreite." — In der Fünffingerscharte rollten wir unsere Seile zusammen und rasselten über eine Schuttreiße hinunter zu den Wiesen, daß die Funken stoben.

Fünffingerspitze — Diagonalriß

Vom Beginn des Schmittkamins zieht dieser Riß durch die senkrechte, rote Südwand der Fünffingerspitze schräg nach links hinauf zur Ringfingerscharte. Seine Erstbezwinger waren: Kurt Kiene, das Klettergenie der drei Bozener Brüder, 1914 in Galizien gefallen; Gabriel Haupt, ein Turnlehrer aus Würzburg, während des Krieges im Wetterstein verunglückt. Hans Kiene schrieb über das Wagnis der beiden: „Am 25. August 1912 bezwang Bruder Kurt in freier, ausgeglichener Arbeit den waghalsigen Riß. Von einem Haupt gesichert, konnte ein Vorauskletternder alles riskieren. War ein Kerl aus Eisen, dieser Turnlehrer aus Würzburg. Ein Mephisto der Felsen! Alles Muskulatur an seinem hageren Körper. Gekleidet war er schäbig wie ein Goaßer. Ein alter, speckiger formloser Gupfhut bedeckte sein rundes Lockenhaupt, aber der Umstand, daß er fast stets mit Handschuhen den Fels angriff und einen Virginierstummel zwischen den Lippen stecken hatte, qualifizierten ihn als führerlosen Herrenbergsteiger." Dieser Gabriel Haupt eröffnete viele kühne Kletterwege in den Dolomiten. Er war damals, bei unserer Begehung des



Langkofelgruppe, Blick vom Sellajoch
Aufn.: F. Schmitt

TAFEL I

Sella, Piz Chiavazzes (2836 m), Val Lasties und Pordoispitze (2952 m). Blick vom Süden.
Aufn.: F. Schmitt

Diagonalrisses, auf allen Raſtplätzen in unſerem Geſpräch, weil ich nach ſeinem Bergtod ſeine alpine Ausrüſtung geerbt hatte: ſtumpfgewetzte Allgäuer Steigeiſen, einen altmodiſchen Eispickel, mit dem ich ſpäter auf meine erſten Walliſer Viertauſender ſtieg, und ein borſtiges Manilahanfſeil. Als Fünfzehnjähriger kam ich mir mit dieſem Rüſtzeug vor wie weiland Emil Zſigmondy.

Aber nun zum Diagonalriß! Da ſtanden wir am Tage nach der Grohmann-Südwand hoch oben an der Stelle, wo ſich Schmittkamin und Diagonalriß gabeln und ſeilten uns an. Dann ſchaute ich mit gemiſchten Gefühlen nach links in die lotrechte Wand und betrachtete den feinen Spalt, der nur wenig anſteigend den Einſtieg vermitteln ſollte. Das war kein Fels, ſondern morſches Zeug, erhärteter Lehm. Griff um Griff brach aus. Eine Seillänge, die an den Nerven zerrte! Dann ließ ich, an einem Haken geſichert, den Kameraden nachkommen. Der folgende handbreite Riß iſt eine techniſch hervorragende Stelle; ſchon fürchtete ich bei der Spreizerei die Hoſen zu zerreißen. Mit Behagen kroch ich hinter einem Klemmbock durch zu einem Stand. Eine Seillänge ging es ſtemmend durch einen Kamin, dann folgte Überhang auf Überhang. Beharrlich kletterten wir höher. Die Finger des Südweſtgrates kamen näher. Noch zwei Seillängen! Der Riß iſt nun ganz fein und zieht nach links gebogen durch die überhängende Wand. Die rote Mauer bricht wie mit dem Meſſer geſchnitten bis zum Geröll ab. Mit ſtark abgewinkelten Beinen hangelte ich höher. Dann kamen wir über eine 30 Meter hohe Wand in die kleine Scharte zwiſchen Gipfelaufbau und Ringfinger. Über die ſteile Gratkante und den Schuſterriß erreichten wir geneigten Fels und den Gipfelſteinmann.

Nebelſchleier und ſich wiegende Dohlen. Manchmal ein Blick auf bleichen Fels, auf einen grünen Talausſchnitt. Keine Ausſicht, aber wunſchloſes Alleinſein. Lange lagen wir auf den harten Steinen, bevor wir nach Oſten abſtiegen und die wenigen Geviertmeter Fels des Gipfels zurückließen, um die vor 1890 die beſten Felsmänner ſo lange und hartnäckig gerungen hatten.

Wir ſchlüpften durch ein Gratfenſter, querten um den Zeigefinger und beſtaunten den ſchlanken Daumen. Steil brach unter uns die Wand zur Daumenſcharte ab. Hallo, ein Abſeilring! Wir knüpften unſere beiden Seile zuſammen und ſchwebten hinab in den Schartengrund. Das dicke Ende kam: die Seile ließen ſich nicht abziehen! Kennen wir zur Genüge! Nur nicht toben, ſondern lieber knobeln, wer hinauf muß. Diesmal traf es den Gefährten. Mannhaft kletterte er die 30 Meter hinauf, warf die Seile mit verzichtender Geſte herunter und ſtieg frei zurück. Bravo!

Unter der gelben Daumenwand querten wir auf einen Felsrücken, ſchließlich noch ein Kamin, dann rauſchte das Geröll unter unſeren Füßen. Als wir in der Dämmerung in Trois kleine Hütte traten, ſpielte die ſteinerne Hand mit den erſten Sternen.

Langkofel-Nordkante

Wenn mich ein guter Freund nach den ſchönſten Dolomitenkletterein mittlerer Schwierigkeit fragen würde, müßte ich ihm auch die Nordkante des Langkofels empfehlen. Sie biete eine der ſchönſten und größten Überſchreitungen in den Dolomiten, meint Gunther Langes, und jeder Dolomitenkletterer ſollte ſie gemacht haben.

Faſt 1000 Meter hoch türmt ſich der graue Fels auf; im unteren Drittel Platten, herrliche Platten. Oberhalb der Pichl-Warte einige Leckerbiſſen, ein kurzes Kantenſtück — eigentlich das einzige dieſer ſogenannten Kante —, eine Querung, Kamine und zuletzt ein unſchwieriger Gang zum Gipfel.

Der großartige Anſtieg wurde im Kriegsſommer 1918 eröffnet. Eduard Pichl war kurz vorher mit zerſchoſſenem Handgelenk aus ſibiriſcher Gefangenſchaft heimgekehrt und hatte als Lehrer der „Bergführer-Erſatz- und Inſtruktionskompagnie" in den Grödner Dolomiten gemeinſam mit dem Fähnrich Rolf Waitzer den von ihm ausgeklügelten Pfad erſtmals beſchritten. Wohl ſelten iſt eine gewichtige Neutour ſo raſch wiederholt worden. Bereits am nächſten Tag kamen die Bergmaler Jahn und Merlet gemeinſam mit Huter und kletterten, im feſten Glauben die erſten zu ſein, über die Nordkante.

Mir hatten Freunde über den Langkofel und seine Kante allerlei zugeflüstert von Verhauern, Biwak und verzwicktem Abstieg. So zogen wir denn los mit dem heroischen Vorsatz, statt in Engelbert Trois duftendem Heu auf den harten Steinen der Pichl-Warte zu schlafen. Mein Vorschlag war, über die Nordkante auch abzusteigen und so vom Gipfel dem nächsten als dem besten und bekannten Weg zu folgen.

Um 7 Uhr morgens standen wir am Einstieg in den riesigen Plattenschuß, der, von unten gesehen, geschlossen und fast unbezwingbar erscheint. Aber er hat seine Schwächen: Gesimse, Grasbüschel, auf denen der Tau funkelte, Rinnen und Kamine. Wir gingen, um Zeit zu gewinnen, gleichzeitig und ohne Seil. Der Fels war kühl wie Metall. Manchmal hinterlegte ich ein rotes Markierungsblatt und beschwerte es mit einem Stein. Wenn wir zurückblickten, leuchteten die kleinen Wegweiser für den Abstieg wie seltsame rote Blumen. Wir kamen unter gelbgefleckte lotrechte Wände. Falsch! Rechts sprühte und rauschte ein Wasserfall hunderte von Meter hoch durch die Luft. Da mußten wir hinüber. Von sehr hoch oben, scheinbar aus dem blauen Himmel, surrten Steine nieder und zersplitterten auf den Platten. Eine steile Wandstufe mit einem Überhang erforderte Achtsamkeit, dann standen wir bei dem Wasserfall. Kurze Schnaufrast, ein erfrischender Trunk — weiter! Eine lange Schlucht leitete uns schräg aufwärts in die Scharte vor dem eigentlichen Kantenaufschwung. In Kaminen, dann wieder an luftigen Rippen aufwärtsschleichend gewannen wir an Höhe und erreichten schließlich die Pichl-Warte. Kalter Wind empfing uns, so daß wir hinter schützenden Felsen Zuflucht suchten. Einige Bissen Brot hinuntergewürgt, ein Schluck aus der Flasche, dann verstauten wir Rucksack und Zelt unter Steinen.

Die nächste Seillänge, kleingriffig und elegant, war die einzige unmittelbar an der Kante. Darüber steiler Fels. Der Freund las mir aus der Beschreibung vor: Links drüben sind verborgene Kamine ... also links hinüber! Mit jedem Schritt wurde die Ausgesetztheit fühlbarer. Unter einem gelben Felsbruch durchschleichend, erreichten wir die seichten Kamine, die uns nun geraume Zeit beschäftigten. Es war nicht ein Würgen, Krümmen und Stemmen, sondern ein freies Emporturnen am äußeren Rand der oft rißartigen Kamine. Bei einem Doppelturm ist die eigentliche Kante zu Ende. Ein brüchiger Grat, wasserüberronnene Felsen, Eisreste, dann der Gipfel.

Tief unten die Furche des Grödner Tales mit seinen Siedlungen. Auf der anderen Seite das düstere Langkofelkar, wo die Grohmannspitze Schatten auf den kleinen zerschründeten Gletscher malte. Winzig und scheinbar wesenlos auf der Grohmannspitze einige Menschlein. Und über allen Dolomitentürmen und Gipfeln das leuchtende Eis der Marmolata. Wind sang über den Grat und die Wolken streiften uns. Wir gönnten uns eine lange Gipfelrast, denn wir wußten: Es geht ohne Biwak. Ja, wir werden wieder im Heu schlafen!

Weit war der Rückweg über die Kante. Eine Nervenprobe! Beständig hat man beim Abstieg die tastenden Fußspitzen zu überwachen und stößt mit dem Blick ins Leere. Wir folgten dem morschen Grat, glitten vorsichtig in den engen Kaminen abwärts, querten zur Kante und schnauften nach dem letzten wie gegossenen Stück auf der Pichl-Warte ein wenig aus. Eisig pfiff der Wind durch die Scharte. Das hätte eine kühle Nacht gegeben, hier oben. Den Rucksack aufgeladen und weiter! Wieder Rinnen, Rippen, Kamine... Endlich der Wasserfall! Bist du nicht müde, Kamerad? Wie hoch wir wohl noch über dem Einstieg sind? 300, 400 Meter? Ob wir noch hinunterkommen, bevor es dunkel wird?

Die Steilstufe mit dem Überhang war zu nehmen, dann kamen die Platten mit den roten Fähnlein der Markierungsblätter. Unsere Bewegungen wurden langsamer und freudloser.

1000 Meter — das macht ein Dutzend Kirchtürme übereinandergestellt. Das macht unzählige Schritte und Klimmzüge. Und das kostet Zeit und Kraft. Aber einmal geht auch der längste Plattenschuß zu Ende. Und wir lagen im Gras unter der Wand und streckten die Glieder. Nun war alle Spannung von uns genommen, alle Mühe vergessen. Was blieb, war die Freude über den Weg. So klang ein Tag, der voll war bis zum Rand, im Wandern

unter den bleichen Wänden aus. Und der alte Troi schürte das Feuer in seiner Hütte, bis wir singend kamen.

Damit genug des Erinnerns!

Es wäre noch von manchem Erlebnis im Bereich der Sella und des Langkofels zu erzählen: von der Himmelsleiter der prächtigen Pordoi-Westwand, von der schmalen Nordostwand des Murfreiturmes und vom phantastischen Daint de Mesdi. Von Wanderungen über die Einöde der Sella-Hochfläche zur wundervollen Aussichtspyramide der Boespitze. Von Zeltnächten in den schönsten Gärten der Erde, umgeben von Alpenrosen und Clematis, an Bergseen, in denen sich Felsen, und Sterne spiegelten. Vom Lagerfeuer hoch oben im Val Gralba unter einer himmelhohen, wasserüberrieselten Wand, die im Mondlicht leuchtete wie Alabaster.

Ja, diese Berge haben mir schon viel geschenkt, aber man soll nicht sentimental werden, wenn man mit gedämpften Saiten spielt!

Aus vergangener Zeit

1856 bekam das Grödner Tal auf Betreiben des Spielwarenhändlers und Bürgermeisters von St. Ulrich, Baptist Purger, statt des bisherigen Saumweges eine Fahrstraße.

1864 wurde der Name Dolomitenberge erstmals als Titel des Buches „The Dolomite Mountains" von J. Gilbert und G. C. Churchill über ihre Reisen 1861 bis 1863 gebraucht.

1869 gelang Paul Grohmann mit den Führern Peter Salcher und Franz Innerkofler die Erstersteigung des mächtigsten Gipfels der Grödner Dolomiten, des 3181 m hohen Langkofels, über die Südwestflanke.

Das war der zaghafte Anfang der touristischen Erschließung.

Lassen wir wegen des 90-Jahr-Jubiläums Paul Grohmann mit seinem Bericht „Die erste Besteigung des Langkofels in Gröden" am 13. August 1869 selbst zu Worte kommen:

„Am 11. August 1869 führte die Post einen schweigsamen Alpinisten den nicht endenwollenden Weg von Waidbruck nach St. Ulrich in Gröden hinan. Als wir bei dem Bräuhaus St. Peter waren, deutete der Kutscher auf eine Felsenspitze, die gerade vor uns auftauchte, und sagte: 'Saßlung!' (Langkofel). Als ob ich das nicht gewußt hätte! Aber es war nicht der richtige Gruß des Bergriesen, denn den Gipfel sieht man hier gar nicht. Zugleich fing er zu erzählen an, daß vor einiger Zeit ein Bergsteiger, ein Herr aus M., mit dem Führer Pinggera aus Sulden und einem zweiten aus Enneberg hier gewesen sei und zwei Versuche gemacht habe, den Saßlung zu ersteigen; hinaufgekommen aber seien sie nicht[1]. Und er schloß mit den prophetischen Worten: 'den Saßlung steigt keiner!' Endlich waren wir in St. Ulrich, und gleich darauf wurde ich von meinen beiden bewährten Begleitern begrüßt, Peter Salcher und Franz Innerkofler, die ich für den heutigen Tag hierher bestellt hatte und die auch pünktlich eingetroffen waren. Die gastlichen Räume des Adlerwirtshauses nahmen uns auf."

Am nächsten Tag stiegen die drei auf die Christeiner Weiden und übernachteten in einer Almhütte.

Dann kam der große Tag, der 13. August: „Alle anderen schliefen noch, als wir um 4 Uhr früh abmarschierten, die Herzen voller Zuversicht. Aber der Tag sah nicht günstig aus, dichter Nebel hing tief über die Felsen herab; dafür war es frostigkalt, so daß ich trotzdem einige Hoffnung schöpfte. Wir brauchten einen leichten Nordwind, dann gehörte der Tag uns. So wanderten wir langsam unserem nächsten Ziele, jenem mächtigen Felskar entgegen, das von den Prachtgestalten des Platikofels, Zahnkofels, der Fünffingerspitze, des Innerkoflerturmes, der Grohmannspitze und des Zackens des Langkofels selbst

[1] Es handelte sich um Waitzenbauer aus München. Über seinen Besteigungsversuch im Juli 1869 schrieb er in das Fremdenbuch in St. Ulrich, er habe einen nordöstlichen Gipfel des Langkofels erstiegen, der 40 Fuß niedriger sei als die höchste Spitze.

umstanden wird. Dort treten die Felsen des Langkofels auseinander, dort zeigen sie ihre schwachen Seiten, von dort ist ihnen am besten beizukommen ...

Wir warteten hier einige Zeit, denn es war noch zu unrein, um eine Orientierung zu gestatten, bald aber stiegen wir weiter, um wenigstens den Einstieg zu überwinden, als plötzlich der inzwischen hier stärker fühlbar gewordene Wind unserem armen Peter den Hut entführte. Selbstverständlich ging er ihn suchen, blieb geraume Zeit aus und kam endlich — ohne Hut wieder. Hut und Zeit waren verloren und Peter mußte ohne Hut wandern. Wir stiegen jetzt zum Einstieg empor, der den eigentlichen Zugang zum Felsenkar vermittelt. Zwei Stellen werden für diesen Zweck benützt: der ‚Rauchfang', den man wie ein Kaminfeger benutzen muß, und die ‚Grünen Stellen'. Auf Peters Wunsch benutzten wir den ‚Rauchfang', verloren aber dann wieder etwas an der schon gewonnenen Höhe, wenn auch nur unbedeutend. Wir waren jetzt in der Mulde im Kar. Hier war alles gefroren; Steine, Geröll und Platten überzog eine dünne Eiskruste, und es war gut, daß wir die Eisen, die wir unter dem Kamin angelegt, an den Füßen behalten hatten. Wir waren hier noch zu tief, um uns orientieren zu können, stiegen daher noch ein Stück hinauf, machten aber bald an einer passenden Stelle halt, um unserem Proviant zuzusprechen. Während wir uns nun stärkten, orientierten wir uns zugleich. Hier war der richtige Platz dazu. Meine Leute fragten mich, wo der Gipfel sei. Eine Preisfrage, die ich, wie ich weiß, vollkommen richtig beantwortete. Hatte ich doch meinen Langkofel gut studiert. Ich bezeichnete ihnen mit Bestimmtheit gerade jene Partie der Felsen, die den höchsten Gipfel trug, den wir zu erreichen hatten. Von dieser Tatsache ausgehend, ergab sich aber auch unser Angriffspunkt so ziemlich von selbst. Nicht hoch über uns begann eine Eisrinne und zog weit hinauf im Felsenkörper der ersten Spitze, die wir von St. Peter aus erblickt hatten; dort aber, wo die Eisrinne oben endete, sahen wir ein schmales Band waagrecht nach rechts zu gegen den höchsten Gipfel, unser Ziel, führen. Dieses Band, das scheinbar gut gangbar war, führte zu einer zweiten, breiteren, überhaupt mächtigen Rinne oder Couloir, wo es endete. Dieses Couloir — wir konnten von hier aus nicht sehen, ob es auch Schnee und Eis enthielt — zog zwischen der westlichen Langkofelspitze und dem Hauptgipfel hinan, und zwar anscheinend bis zum höchsten Grat empor."

Diese Route wurde von Grohmann wirklich begangen. Die untere Rinne zwang zum Stufenschlagen, von dem Band schrieb er, „es war nur schmal, bot aber dem Schwindelfreien ein prächtiges Wandern". Dann betraten die Bergsteiger die zweite Rinne und machten hier mit dem Steinschlag Bekanntschaft: „Was war das? Ein Stein saust durch die Schlucht herunter mit ungeheurer Wucht, ein zweiter folgt, ein dritter, und endlich eine ganze Ladung. Unser Zug ist zersprengt und jeder von uns sucht, so gut es eben geht, Schutz hinter irgendeinem kleinen Felsvorsprung. Dieser Steinfall war ein ernstes Mißgeschick; uns konnte er wohl aufhalten, aber nicht zurückschlagen, und als wieder Ruhe eingetreten war, eilten wir so rasch als möglich die schneeige Bahn empor. Schon waren wir, immer von einzelnen Steinen umsaust, hoch hinaufgekommen und nicht mehr weit vom oberen Ende des Couloirs entfernt, als sich uns ein neues Hindernis entgegenstellte, ein Block, eine niedere Wand bildend, die die ganze Breite des Couloirs einnahm und mit einer glasigen Eisschicht bedeckt war. Unseren Hilfsmitteln gelang es schnell, dieses Hindernis zu nehmen, und bald hatten wir das obere Ende des Couloirs erreicht und traten jubelnd in den Sonnenschein hinaus.

Die westliche Spitze, die man von St. Peter aus sieht, überragte nur mehr wenig unseren Standpunkt. Ich wandte mich sofort nach rechts und begann, gefolgt von meinen beiden Begleitern, das Geröll und die kleinen Wandeln des Hauptgipfels zu ersteigen. Einmal blickte ich rückwärts, und siehe da, schon ist die westliche Spitze etwas tiefer als wir, und immer noch geht es empor, empor; aber jetzt fliegen wir fast, und in stürmischer Hast werden die letzten Höhen gewonnen. Noch eine kurze Anstrengung, und, o Glück, wir haben unser Ziel erreicht! Alles Zackengewirr liegt unter uns. Was kümmert uns weiter der Wind, der uns unsanft anfaßt! Meine Leute jubeln, umarmen mich und danken mir — ich weiß nicht wofür."

Um 11.15 Uhr hatte Grohmann mit seinen Führern den Langkofelgipfel erreicht, gegen 14 Uhr wieder verlassen, und in den Abendstunden zogen die drei erfolgreichen Bergsteiger wieder in St. Ulrich ein.

Grohmann hat seinen Langkofel-Bericht erst viel später geschrieben, denn er schließt mit folgenden Sätzen: „Und wieder einmal, am 7. September 1898, fuhr ich den Weg von Waidbruck nach St. Ulrich hinan. Aber diesmal war ich nicht schweigsam. Freunde begleiteten mich, die Pferde, die uns zogen, waren mit Blumen bekränzt, denn es ging einem Feste entgegen, das ich morgen zu erleben hoffte. Und ich erlebte es. Die Akademische Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins hatte mir, dem Lebenden, in der Umgebung von St. Ulrich ein Denkmal errichtet, dessen Enthüllung am 8. September 1898 in meiner Gegenwart stattfinden sollte. Und diese Enthüllung fand statt! Angesichts der gewaltigen Felsgestalten, welche das Grödner Tal überragen, steht das Denkmal auf aussichtsreichem, grünem Plane.[1] Es war eine Feier, so schön und ergreifend, wie ich noch nie eine erlebt habe und auch nie wieder eine erleben werde. Und eines weiß ich: Die Erinnerung an diese herrlichen Stunden wird mich begleiten bis an den Rand der Ewigkeit!"

Trotz des Steinschlagabenteuers hat Grohmann die Langkofelbesteigung etwas unterbewertet. Er schrieb: „Die Schwierigkeiten, die wir vorgefunden, waren doch gar zu unbedeutend gewesen für einen Berg von dem Rufe des Langkofels." Die Nachfolger kamen zu der Ansicht, daß der Langkofel auf Grohmanns Route einer der gefährlichsten Dolomitenberge sei. Man suchte nach Varianten, um den Tücken der Eisrinnen zu entgehen und fand allmählich den „Felsenweg", der heute bei Schlechtwetter oder in Notfällen in 3100 m Höhe sogar Unterschlupf in einer Biwakschachtel bietet. Nicht zu verachten bei einem Wetterberg wie dem Langkofel, den die Südtiroler gelegentlich „Landesblitzableiter" nennen.

Bergproblem Nummer 2 in der Langkofelgruppe war die Grohmannspitze (3126 m). Sie ist auch an Masse und Höhe der zweitwichtigste Berg. Zum Namen kam sie auf Vorschlag des Geologen R. Hoernes, der 1874 die dritte Ersteigung des Langkofels ausführte und Paul Grohmann durch die Namensgebung ehren und erfreuen wollte. Das geschah 6 Jahre vor der erstmaligen Besteigung der Grohmannspitze und obwohl damals der Taufpate meinte, „daß wohl niemand imstande sein dürfte, diese fast allenthalben mit senkrechten Wänden abstürzende Zinne zu betreten." Unter den Bewerbern, die sich im Sommer 1880 zahlreich einstellten, waren R. v. Lendenfeld, O. Fischer, Baron Eötvös und vorwiegend Ampezzaner Führer. Der eifrigste war Giorgio Bernard, der 15 Versuche unternahm; alle wurden von der Fünffingerscharte aus über die Nordostflanke unternommen, aber die vereisten Felsen erschwerten und vereitelten hier das Hochkommen. Schließlich beauftragte Eötvös Michel Innerkofler mit der Erkundung des Berges. Aber der Schluderbacher Bergführer war fremd im Langkofelgebiet und ließ sich von ortskundigen Kollegen beraten. Diese zeigten ihm wohl den westlichen Nachbarberg statt der Grohmannspitze. So bestieg Michel die mächtige Felssäule, die man heute Innerkoflerturm nennt. Auf dem Gipfel war er zwar über seinen Irrtum wenig erfreut, aber er gewann immerhin Einblick in die Westflanke der Grohmannspitze und war überzeugt, daß sie ersteigbar sei. Als er mit Eötvös und A. Lacedelli wiederkam, mußten die beiden die Besteigung aufgeben und Michel Innerkofler betrat allein den Gipfel des lange belagerten Berges. Als ersten Touristen führte Michel im Juni 1881 O. Fischer auf die Grohmannspitze.

Fast 10 Jahre verstrichen seit der Erstbegehung der Grohmannspitze, bis die Fünffingerspitze (2996 m) als Problem an deren Stelle rückte. Viele Bergsteiger mögen vom Sellajoch zu den Graten und Kaminen prüfend und achselzuckend hinaufgeschaut haben,

[1] Ernst Kiene schrieb in seinem Buch „Dolomiten": „Das Denkmal, das man nahe der St.-Jakobs-Kirche dem verdienten Wiener Dolomitenpionier errichtete, existiert nicht mehr; es wurde, unbekannt wann, ein Opfer des Bronzeklau".

bevor L. Darmstädter mit Hans Niederwieser, genannt Stabeler, aus dem Tauferer Tal und Luigi Bernard die noch namenlose Zinne angriff. Darmstädter gab ihr den treffenden Namen und erkannte die schwächste Stelle des Felsbollwerkes. Über den südöstlichsten Vorbau stieg die Seilschaft zur Daumenscharte hinauf und verbiß sich an der steilen und vereisten Turmwand des Mittelfingers. 1889 führte die gleiche Gruppe drei Vorstöße aus; beim ersteren kehrte sie 60 m oberhalb der Daumenscharte um, die beiden anderen von Norden und Südosten scheiterten ebenfalls. 1890 wagte sich Norman Neruda mit J. Innerkofler in den mächtigen Südwandkamin; verglaster Fels zwang auch sie etwa 50 m unterhalb des Gipfels zur Umkehr. Sechs Wochen später folgten R. H. Schmitt und J. Santner den Spuren Norman Nerudas. Sie erkletterten den dachartigen Überhang des „Kirchls", stemmten hinauf zum „Moosigen Block" und eröffneten eine der klassischen Kaminklettereien der Dolomiten. Übrigens erzählte man sich unter Bergsteigern über diese Erstbesteigung folgende Anekdote: Santner, der nachmalige „Schlernvater", stürzte im triefend nassen Kamin, schlug sich grün, blau und blutig, aber der Sichernde fing den Ruck auf. Kein Laut! Auch am Seil rührte sich nichts. War der Sturz schlimm ausgegangen? Endlich rief Santner: „He, du, i glaub, i bin hin!" — Worauf Schmitt, sich vergewissernd, schrie: „Bist ganz hin?" Mit dieser Fahrt hatten die Ostalpen wieder einmal ihre schwierigste Kletterei erhalten. Diese Tatsache macht auch Schmitts Ausspruch verständlich: „Wer wird wohl unsere Karten herunterholen?" Diese Frage, ja fast eine Herausforderung, verhallte nicht ungehört in der Bergsteigerwelt. Im Herbst 1891 stieg Jeanne Immink aus Amsterdam mit den Führern A. Dimai und G. Zecchini durch den Schmittkamin hinauf und 20 Minuten später betraten Norman Neruda und der Schweizer Bergführer Chr. Klucker den Gipfel von Norden. Zwei Seilschaften an einem Tag und noch dazu eine Dame, das hätte sich R. H. Schmitt ein Jahr vorher nicht träumen lassen; beide Partien stiegen nach artiger Begrüßung auf ihren Aufstiegsrouten ab.

Mit der Ersteigung des Gipfels waren die Kletterprobleme der Fünffingerspitze noch nicht gelöst. Im September 1891 gelang es L. Bernard, M. Barbaria und F. Fistil auf der von Darmstädter versuchten Route über die Daumenscharte den Gipfel zu erreichen.

Erwähnt sei noch, daß die beiden Kletterer, die 1890 im nachmaligen Schmittkamin bis knapp unter den Gipfel gekommen waren, an der Fünffingerspitze tödlich abstürzten: Der Führer J. Innerkofler 1892 an der Daumenscharte und Norman Neruda, der 1895 mit R. von Arvay seine berühmte kreuzweise Überschreitung der Fünffingerspitze ausgeführt hatte, im Schmittkamin.

Von den übrigen Gipfeln der Langkofelgruppe wurde der Plattkofel (2964 m) über seinen harmlosen Südwesthang bestimmt schon in früheren Zeiten bestiegen. Der Zahnkofel (3001 m), der „schiefe Turm" der Langkofelgruppe, wurde 1891 von L. Bernard erstmals betreten. Nach dieser Erkundung stieg er mit L. Darmstädter und Stabeler am gleichen Tage nochmals auf die Spitze. Die Langkofelkarspitze (2875 m) war bis 1892 unbenannt und unbestiegen. Erstbesteiger: H. Lorenz, W. Merz und V. Wessely. Bliebe noch das Langkofeleck (3069 m) zu erwähnen, das L. Purtscheller im Jahre 1886 erstmals betrat.

Grate, Wände und Kamine

Nach den Gipfeln lockten, wie überall in den Alpen, die Grate und Wände. Am Langkofel durchstiegen H. Lorenz und E. Wagner 1895 die Nordostwand, K. Plaichinger und G. Teisel 1907 den Nordostpfeiler, E. Pichl und R. Waitzer 1918 die Nordkante. E. Esposito und G. Butta erschlossen 1940 in dreitägiger Arbeit eine direkte Route über die Nordkante, nachdem bereits 5 Jahre früher M. Demetz den Pichlweg in seinem unteren Teil begradigt hatte. Einen Westanstieg fanden 1906 K. Gürtler und O. Oppel. Auch die 1000 m hohen Nordabstürze blieben nicht unberührt. 1896 fand M. Wildt mit den Führern S. und M. Innerkofler den ersten Durchstieg. Es folgte 1911 — einen Grad schwieriger — die Route der Gebrüder Mayer mit den hervorragenden Führern A. Dibona und L. Rizzi. Schließlich 1936 die „Diretissima" von G. Soldà und F. Bertoldi: 50 Mauerhaken,

6. Grad! Das Langkofeleck, vom Sellajoch aus ein beherrschender Gipfel, bot mit seinen Rampen und Kaminen viele Kletternmöglichkeiten: Südostwand, F. Forcher-Mayr, G. Haupt, Ch. und O. Ortel (1907); Südwestwand, H. Delago, R. Schietzold, P. Mayr und A. Schmid (1907); Ostwand, G. Haupt und K. Lömpel (1909); Nordostwand, G. Haupt (1912).

Auch die Türme am Langkofel dürfen nicht übergangen werden. Den Gran Campanile erkletterten 1908 J. Fiedler und W. Pauli und nannten ihn Wessely-Turm. 1936 eröffnete G. Soldá eine Sechsertour durch die 400 m hohe Westverschneidung. 1917 erklommen E. Merlet und V. Machek die ungemein schlanke Bergführernadel und schließlich ist noch der Campanile Comici — früher „Il Salame" genannt — anzuführen. Als seine letzte große Neutour erkletterte E. Comici mit S. Casara die 350 m hohe pralle Nordwand in 28 Stunden. Am 19. Oktober 1940 stürzte Emilio Comici, einer der besten italienischen Kletterer, an einem Übungsfelsen im Grödner Tal tödlich ab.

Die Fünffingerspitze bezeichnete Norman Neruda als Typus eines Modeberges. Heute, im Zeitalter der Nordwände 6. Grades, führt sie ein Mauerblümchendasein. Die Routen sind schön, aber vielen nicht schwierig genug. Nach dem Schmittkamin (1890), dem Daumenschartenweg (1891) und den Nordwandkaminen Norman Nerudas (1891) folgten: der Nordwandweg von O. Schuster und F. Meurer (1895), der Südwestgrat von G. Boegle und M. Niedermayer (1906), der Diagonal- oder Kiene-Riß von K. Kiene und G. Haupt (1912), die Südverschneidung zur Scharte zwischen 4. und 5. Finger von R. Negri und F. Abbiati (1920), die Ringfinger-Südkante von Zanardi, Landi und Trevisanato (1935) — ein 5. Grad in schöner Linienführung!

Schließlich sei noch der Daumen der Fünffingerspitze erwähnt, den die beiden Guglia-Bezwinger O. Ampferer und E. Berger 1899 erstmalig erklommen, während G. Jahn, E. Merlet und H. Huter 1917 nach einem Aufstieg über die Nordkante den schlanken Turm überschritten.

Die Grohmannspitze bot vor allem mit ihren prallen Südabstürzen den Kletterern mancherlei Anreiz. Als erste wagten sich in deren oberen Teil, in den meist wassersprühenden Johanneskamin, J. D. Rogers mit G. und L. Bernard. 1895 durchstiegen H. Lorenz und E. Wagner, O. Schuster und Norman Neruda die Nordwand und der Bergführer Fistil fand vier Jahre später einen eigenen Weg. Die Südrouten widerspiegeln die Entwicklung der Klettertechnik: 1908 Südwand, Ilona und Rolanda Eötvös mit A. Dimai und J. Summermatter; 1911 Südwestwand, Gebrüder Mayer mit A. Dibona und L. Rizzi; 1911 Südostwand (Preußkamin), P. Preuß und W. Schmidkunz; 1934 direkte Südostwand rechts vom Preuß- und Johanneskamin, F. Glück und Gef.; 1936 direkte Südwand, H. Harrer und K. Wallenfels.

Die Bedeutung des Innerkofelturmes für den Kletterer liegt ebenfalls auf der Südseite. Es seien hier der 500 m hohe Rizzikamin (L. Rizzi, G. Davarda, Gebr. Mayer, 1908), eine der eindrucksvollsten Kaminkletterein in den Kalkalpen und die prächtige Südostkante (Gebr. Mayer mit A. Dibona und L. Rizzi) hervorgehoben.

An der Durchsteigung der 200 m hohen Ostwand des Zahnkofels wirkten in den Jahren von 1893 bis 1897 mehrere Seilschaften zusammen. Höher, aber weniger reizvoll sind die Nordabstürze, durch die es eine Route von H. Fiechtl und H. Stieve (1909) und eine Sechsertour von F. Bertoldi und G. Soldá (1934) gibt.

Die Langkofelkarspitze ist das Stiefkind unter den acht Gipfeln der Langkofelgruppe und wird selten besucht. Sie ist ein zerklüfteter Felsbau ohne markante Wandbildungen. Drei Jahre nach der Erstbesteigung durchkletterte 1895 H. Delago die Ostflanke, 1898 kam die 350 m hohe Südwand an die Reihe (A. Hommer mit L. Bernard), 1909 die 500 m hohe Westflanke (R. Krulla und H. Kaufmann, 1910 die Südwestkante (E. Holzinger, W. Palme und E. v. Posch) und 1917 der Südostgrat (G. Jahn und Bauer).

Der Plattkofel ist der einzige unschwierige, über die einförmige Südwestabdachung etwas mühsam zu ersteigende Hochgipfel der Langkofelgruppe, im Spätwinter sogar ein

Ziel für hochalpine Schiläufer. Über die Ostwand, die 1895 H. Lorenz und O. Schuster erstmals durchstiegen, führt ein Kletterstieg, der aber deswegen kein Spaziergang ist. Die übrigen Felsanstiege von Süden, Norden und Osten werden kaum begangen.

Der extreme Kletterer von heute, den die mauerglatten Wände der Drei Zinnen und der Civetta reizen, findet in der Langkofelgruppe keine Routen mit Bohrhaken und Hängebiwaks. Die Glanzzeit dieser prächtigen Berge ist vorüber. Bewundert werden sie viel, denn Abertausende fahren alljährlich über das Sellajoch oder blicken vom Pordoijoch zurück auf das einzigartige Dreigestirn. Aber es ist ein platonisches Betrachten während man einen Espresso schlürft und den Motor etwas abkühlen läßt. Auch eine Ansichtskarte oder einen Schnappschuß sind den motorisierten Nomaden unserer Zeit diese Gipfel wert, aber bestiegen werden sie nicht allzu oft. Es sei eine Parallele zu den Schipisten erlaubt: Viele fahren an den Gipfeln vorbei! Den Bergsteigern aber — und hoffentlich auch noch vielen aus unseren Jungmannschaften und Jugendgruppen —, die im Alpinismus ein fast universell zu nennendes Zusammenspiel des Körpers und des Geistes, eine Belebung der Materie durch die Taten und Leistungen der Erschließer sehen, denen wird auch weiterhin der Dolomit mittlerer Schwierigkeit ein Erlebnis bieten, das sie immer wieder verlockt, wiederzukehren.

Zur Erschließung der Sellagruppe

Die Sella, die in der Pyramide der Boéspitze bis 3152 m Höhe emporsteigt, ist sogar in den Dolomiten, dieser an Formenvielfalt und Gliederung reichsten Gebirgsgruppe der Alpen, ohne ein vergleichbares Gegenstück. Vor einem Menschenalter schrieb E. von Mojsisovics: „Mit allseits schroff abfallenden, glatten Felswänden erhebt sich zwischen den Quellgebieten des Grödener Baches, des Avisio, des Cordevole und der Gader ein weißschimmerndes, hohes Plateaugebirge auf nahezu rechteckiger Basis. Eine mächtige, ungeschichtete, pfeilerförmig abklüftende Dolomitbank bildet eine ringsum vortretende Terrasse, auf welcher, gegen das Innere zurückgreifend, eine schmale Zone weicher, meist rötlicher Gesteinsarten, einem fortlaufenden Bande vergleichbar, ruht. Darüber baut sich eine zweite, höhere Steilwand auf, über welche sich einige ausgezeichnete, pyramidenförmige Felsgipfel erheben. Der Kontrast zwischen der massigen unteren Stufe und dem tausendfach gebänderten Aufsatze ist von unvergleichlicher Wirkung. Wie unter den Menschen, so gibt es auch unter den Bergen Charaktere. Die Sella-Gebirgsgruppe ist ein solcher ..." Hans Kiene, der Bozener Dolomitenkenner, verglich die Sella mit einer „gigantischen, doppelstöckigen Festung".

Die Geschichte der bergsteigerischen Erschließung dieses Plateaugebirges mit seinen schroffen Randabstürzen, mit Türmen, die häufig — von oben betrachtet — nur Vorzacken sind, verlief nicht so bewegt und reich an alpinhistorischen Episoden wie die der benachbarten Langkofelgruppe.

Als erster Tourist, der die Boéspitze betrat, gilt Paul Grohmann, der Erstersteiger vieler Hochgipfel in den Dolomiten. Am 30. Juli 1864 bestieg er mit dem Führer Giuseppe Irschara, von Arabba aus, den heute vielbesuchten Aussichtsberg. Für die Überwindung der 1500 Höhenmeter zwischen Talort und Gipfel notierte Grohmann eine Gehzeit von nur 3 Stunden und 22 Minuten. Unter seinen Nachfolgern finden wir manchen Bergsteiger mit klangvollem Namen, wie J. J. Weilenmann, L. Purtscheller, K. Diener, R. Euringer und E. Platz.

Die Früherschließung der Sellagruppe war ein Werk der Sektion Bamberg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und in ganz besonderem Maße von Dr. K. Bindel. 1894 wurde als einer der höchstgelegenen Stützpunkte in den Dolomiten die Bamberger Hütte — jetzt Boé-Hütte — in 2871 m Höhe fertiggestellt. Sie wurde um die Jahrhundertwende innerhalb eines Sommers von etwa 200 Bergsteigern besucht. Sechs Zugangswege wurden ausgebaut, markiert und stellenweise versichert.

Der Tag der Einweihung der Bamberger Hütte war zugleich ein Markstein der klettersportlichen Erschließung der Sellagruppe. Auf dem vielumworbenen Daint de Mesdi,

den man damals als „Schreckbild der höheren Bergfexerei" bezeichnete, hißten die Wiener Akademiker Schmitt, Beneſch und Merz einen roten Siegeswimpel.

Den Großen Murfreidturm erkletterte 1896 H. Delago, den noch ſchwierigeren Piſciadù-Turm bezwang 1903 — ebenfalls alleingehend — L. Heis. Auf den Sellatürmen, dieſem burgartigen Schauſtück des Sellajoches, ſtanden die Guglia-Bezwinger O. Ampferer und K. Berger mit E. Franzelin als Erſterſteiger in den Jahren 1899 und 1900. Den niederen, gleich einer kühn geformten Säule emporſtrebenden Bergerturm erklommen im Sommer 1900 ebenfalls Berger und Franzelin. Zu Modetouren wurden die Stegerkante auf den Kleinen und der Zahnweg auf den Großen Sellaturm.

Die ſchönſten Wandbildungen der Sellagruppe flankieren das gegen das Faſſatal geöffnete Val Laſties: die Südabſtürze des Piz de Chiavazzes und die Weſtwand der Pordoiſpitze. Hier findet auch der neuzeitliche Kletterer befriedigende Aufgaben. Die faſt 500 m hohe Südwand des Piz de Chiavazzes durchkletterten 1935 E. Caſtiglioni und L. Micheluzzi, ein kühner Anſtieg von G. B. Vinatzer und R. Bonatta (1936) führt entlang der ſcharf ausgeprägten Südoſtkante. Daneben gibt es die gerade zum Gipfel ziehenden Südkamine der Dreierſeilſchaft Demetz-Glück-Tutino (1928) und im weſtlichen Wandteil die Südverſchneidung von Soldà und Pagani. Die 800 m hohe Pordoi-Weſtwand mit ihren ſchwarzen Waſſerſtreifen weiſt zwei großartige Durchſtiege auf: den älteren der erfolggewöhnten Doppelſeilſchaft G. und M. Mayer mit den Führern A. Dibona und L. Rizzi (1910) und den nordweſtlichen von G. Maſè Dari mit F. Bernard (1929). Nicht unerwähnt bleiben dürfen ferner die Dibona-Routen durch die 500 m hohe Weſtwand des Piz da Lec (1911) und über die Oſtwand des Daint de Mesdi (1910).

*

Nicht mehr als eine Skizze will dieſe Auswahl von Bergſteigernamen, von Gipfeln, Türmen und Wänden ſein. Wer von dieſen Zeilen oder von eigenem Erleben angeregt, mehr erfahren und wiſſen möchte, dem ſei abſchließend ein Weg gewieſen, der heute viel zu wenig beſchritten wird: zum Reichtum der alpinen Literatur. Man findet ihn in den ehrwürdigen grünen Bänden der Alpenvereins-Zeitſchrift, in den antiquierten und gerade deshalb reizvollen Schilderungen der Pioniere der Poſtkutſchenzeit und in mancherlei Büchern und Bildwerken. Und der junge Kletterer von heute, für den die Dolomiten, dieſe grandioſe Wunderwelt, nur aus den Nordwänden der Drei Zinnen und der Civetta zu beſtehen ſcheinen, wird es nicht bereuen, wenn er ſich im Gebiet des Langkofels und der Sella einige Urlaubswände auswählt. Wände und Gipfel ohne Ruhm, aber voller Schönheit!

Schrifttum

Karl Schulz, Die Grödner Dolomiten. „Erſchließung der Oſtalpen", herausgegeben vom D. u. OeAV., Berlin 1894.
Ludwig Darmſtädter, Wanderungen in den weſtlichen Dolomiten (Langkofelgruppe). Zeitſchrift des D. u. OeAV. 1889.
Oskar Schuſter, Die Langkofelgruppe. Zeitſchrift des D. u. OeAV. 1896.
Guido Mayer, Die Langkofelgruppe (Touriſtiſche Erſchließung ſeit 1895). Zeitſchrift des D. u. OeAV. 1913.
Dr. Karl Bindel, Die Sellagruppe. Zeitſchrift des D. u. OeAV. 1899, 1900 und 1904.

Erſchließungsdaten der Neuzeit

Arturo Taneſini, Saſſolungo. „Guida dei Monte d'Italia", Mailand, 1942.
Ettore Caſtiglioni, Sella. „Guida dei Monte d'Italia", Mailand, 1937.
Gunther Langes, Dolomiten-Kletterführer, Band I: Weſtliche Dolomiten. München 1959.

Anſchrift des Verfaſſers: Fritz Schmitt, München 61, Düppeler Straße 20

Das Ladinische

Von Alwin Kuhn

Wenn man über den Brenner nach Süden fährt, so kann es einem geschehen, daß in Franzensfeste Reisende ins Zugabteil steigen, die sich in einer fremdartig anmutenden Sprache unterhalten. Voll klingende Vokale sind in oft weiche Konsonantengruppen eingebettet; man denkt an den vermutlichen Reiseweg der Zugestiegenen (einfache Kleidung, gebräunte, kräftige Züge, die auch etwas Ungewohntes zeigen, lassen einen doch an irgendwie „Bodenständige" denken), verlängert im Nachsinnen das Pustertal ostwärts, biegt nach Süden ein und läßt die Gedanken einen Augenblick südlich der Karawanken verweilen; dann klingt aus dem Gespräch plötzlich hier und da ein einsames romanisches Wort an unser Ohr, aber das kann ja auch ein modernes Lehnwort europäisch-internationaler Geltung sein. Inzwischen hat der Zug das vieltürmige Brixner Becken durchfahren, hat das ragende Gufidaun hinter sich gebracht und hält in der Klause am Fuß des alten Stiftes Säben. Wieder steigen Fahrgäste zu, die eine nicht allgemein bekannte Sprache zu ihrer Unterhaltung gebrauchen; aber schon klingen die Vokale heller, oft von einem kräftigen Nasalverschluß beendet, und man glaubt, mehr des Romanischen als vorhin zu vernehmen, schon halbe Sätze zu verstehen, und erinnert sich, daß Klausen die Schnellzugsstation für die Zubringerbahn aus dem Grödnertal ist: beide ungewohnten Sprachen, die wir hören, sind verschwistert, Abarten des in (vor der Aufschließung durch den modernen Verkehr) sehr abgelegenen Alpentälern gültigen Ladinischen, einer Tochtersprache des volkstümlichen Lateins, wie das Französische, wie das Italienische oder das Spanische.

Heute lebt sie noch in drei voneinander getrennten Gebieten: 1. in Graubünden von den Quellen des Rheins bis nahe vor Chur, den Inn hinab von der Quelle bei Maloja bis zu seinem Eintritt nach Österreich bei Finstermünz, im Engadin also, schließlich im Münstertal über den Ofenpaß bis vor die Tore des oberen Vintschgaus. Etwa 40.000 Menschen benutzen das Ladinisch oder Romauntsch Graubündens als Muttersprache im täglichen Umgang mit Familie und Talgenossen; 2. in einigen Tälern Südtirols: im nördlichen Teil des Nonsbergs und in verwaschenen Spuren im Sulzberg, dann jenseits von Etsch und Eisack in vier Tälern um die Sellagruppe, im Grödnertal von etwas unterhalb Sankt Ulrich bis hinauf ans Joch, drüben gleich mit Colfuschg und Corvara einsetzend den Gaderbach hinab mit den beiden wichtigen Seitentälern, dessen oberes als Abteital (ladinisch Badia), dessen unteres als Enneberg (ladinisch Marebbe) bekannt ist, von der Sella nach Südosten der obere Teil des Cordevole-Tales, Buchenstein (Livinallongo) genannt, mit Arabba, und nach Süden gehend das Fassatal, durch den Avisio entwässert, von Penia und Canazei bis nach Moena; weiter flußabwärts trägt das Tal (orographisch verständlich) einen anderen Namen, nämlich Fleimstal über Predazzo bis Cavalese, und von da an bis zur Mündung oberhalb Trient Cembratal. Während dies rein italienisch spricht, ist das Fleimstal weitgehend italianisiert, und auch weiter hinauf, ins eigentliche Fassatal, macht sich der Einfluß des Italienischen geltend. Das Oberfassa, auf altem Gletschertrogboden bis herab nach Mazzin, hat seine Eigenart dem Italienischen gegenüber reiner bewahrt als dann unterhalb der Schlucht das Unterfassa bis Moena. Weiter östlich begegnen noch einige ladinische Übergangsdialekte, Reste einst stärkeren Ladinertums, in Cortina d'Ampezzo und Comelico. Insgesamt schätzt man die Menschen ladinischer Muttersprache in den Dolomiten auf 12.000 bis 14.000. Als 3. Gruppe sind die Friauler zu nennen, die sich zwischen Livenza, Karnischen Alpen und Isonzo in einer ziemlich ge-

schlossenen Masse von nahezu einer halben Million Sprechern des Furlan als Muttersprache bedienen.

Eine einheitliche Namengebung für diese drei auseinandergerissenen Gruppen fehlte zunächst. Ladinisch nannte sie ihr erster großer Darsteller Ascoli, wobei zu bedenken ist, daß der Name nicht als eindeutig gilt, bezeichnet er doch manchmal die dolomitische Gruppe der Romanen oder häufig auch das Engadin, — abseits hiervon dient der Name schließlich zur Bezeichnung des Judenspanischen, und ein ladino (von lateinisch latinus „des Lateins kundig") ist im Spanischen ein schlauer, kluger Mensch, der sich durchzubringen versteht. So hat, um diese Vieldeutigkeit zu vermeiden, Theodor Gartner, und zwar mit einem Begriff, den die Schweizer schon immer auf die Bündnerromanen insgesamt angewendet hatten, unsere drei großen Gruppen Rätoromanisch genannt, eine Bezeichnung, die sich in der Philologie weitgehend durchgesetzt hat und der gegenüber die auch sehr ansprechende und deutliche Teilung in Ost-, Zentral- und Westladinisch für Friaul, Südtirol und Bünden, wie sie Ernst Gamillscheg verwendet, seltener im Gebrauch ist. Es gibt nun weder eine diese drei Gebiete zusammenfassende Schriftsprache und Literatur, noch ein übergreifendes Volks- und Staatsbewußtsein der Rätoromanen. Trotzdem sehen die Romanisten nördlich und westlich der Alpen, dazu wenige, aber gewichtige Namen Italiens, dieses Rätoromanische mit Recht als eine der neun lebenden romanischen Sprachen an; damit beschränken wir uns allerdings und bewußt ganz auf das Sprachliche. Was liegt dem nun geschichtlich zu Grunde?

Die Räter, den vorrömischen Bestandteil in der Bezeichnung „rätoromanisch" bildend, waren nach der von Livius und anderen römischen Schriftstellern überlieferten Tradition aus etruskischem Stamm hervorgegangen; in die Alpen sollten sie geflüchtet sein, um einem gallischen Einfall in Norditalien auszuweichen. Immerhin weisen die etruskischen Inschriften, die in der Südzone der rätischen Alpen gefunden worden sind (Locarno, im Misox und Veltlin, bei Bozen usw.), die frühere Anwesenheit von Etruskern in diesem Gebiet nach. Auch ein Ortsname wie Chiavenna deutet mit seiner Endung -enna (vgl. Ravenna) auf etruskische Siedlung hin; einzelne verstreute Einsprengsel finden sich bis nach Zentraltirol, worauf der vordeutsche Name von Sterzing, Vipitenum, hinzudeuten scheint. Die schon vorher in all diesen Tälern nicht allzu zahlreich siedelnde Bevölkerung war eher illyrischen als keltischen Ursprungs. Aus der Vermischung der illyrisch-etruskischen Elemente ging, allerdings unter Beimischung von Norden und Nordwesten kommender keltischer Einsprengsel jene vorrömische Bevölkerung hervor, die man (so schon die Römer) etwas unscharf als Räter zu bezeichnen pflegt.

Im Zuge der römischen Ausdehnung nach Norden wurden die Räter unterworfen. Zu gleicher Zeit wie sein Bruder Tiberius vom Oberrhein her, stieß Drusus 15 v. Chr. Etsch und Eisack aufwärts über den Brenner, andere Teile seiner Truppe über die Bündner Pässe den Rhein abwärts an den Bodensee. In der folgenden Zeit gingen die Römer bis zur Donau vor: soweit reichte die Raetia, soweit herrschte das Latein als die offizielle Verkehrssprache, Curia Raetorum (Chur), Augusta Vindelicorum (Augsburg), Castra Regina (Regensburg) zeugen in ihren Namen noch heute davon. Und wie sich ein in manchen Einzelzügen besonderes Latein auf Grund der besonderen volklichen Grundlagen und der Abgeschiedenheit und Unzugänglichkeit der Hochgebirgstäler der Pyrenäen, also ein „Latein zwischen Garonne und Ebro" herausgebildet hatte, so auch eine auf rätisch-illyrisch-keltischer Grundlage ruhende lateinische Abart zwischen Po und Donau. Allerdings war die Romanisierung der Alpentäler zunächst oberflächlich, die Römer strebten in die vor den Alpen liegende Hochebene und errichteten auf den Zufahrtsstraßen Stützpunkte, von denen ein altes Kernstück Innsbrucks, der südliche Stadtteil Wilten, lat. Veldidena, erst jüngst wieder Reste römischer Zivilisation in Form von Baugrundrissen, schönen Gläsern und Keramik freigegeben hat. Nach drei Jahrhunderten, unter Diokletian, wurde die Raetia geteilt, das Alpenland nannte man Raetia Prima, den östlichen Teil Noricum, das Vorland bis zur Donau Raetia Secunda oder Vindelicia. So blieb das Alpenrätien für die Römer jahrhundertelang von zweitrangiger Bedeutung,

bis die Germanenstämme an seiner Nordgrenze unruhig wurden und ins Römerreich einbrachen, die Alemannen im Westen, die Bajuwaren im Osten. Deshalb ruft Odoaker 487 Soldaten und Siedler aus dem Donautal ab. Die zurückflutende romanisierte oder romanische Bevölkerung Vindeliziens (der **Raetia Secunda**) verstärkt das romanische Element in den Alpen. Die Römer selbst wurden sich nun, im Augenblick der Gefahr, endlich der Wichtigkeit ihrer Raetia Prima, wie östlich anschließend Noricums bewußt. Von Cassiodor stammt die Warnung: „**Raetiae munimina sunt Italiae**"[1]. Jahrhunderte später wiederholte sich der Vorgang ähnlich, wenn auch mit von den Langobardenherzögen herbeigerufenen und vor Ostvölkern fliehenden Siedlern, die aus Noricum von Norden und Nordwesten in die durch die Awarenkriege entvölkerte friaulische Ebene einrücken und dort noch heute als Furlans von der Sonderform des Lateins zwischen Po und Donau zeugen.

Die sprachliche Auswirkung der etappenweise vor sich gehenden germanischen Einbrüche in die Raetia ist für den Westen, für das alemannische Gebiet, wiederholt dargestellt worden. Es sei daran erinnert, daß schon mit der Überschreitung des römischen Grenzwalls, des Limes, die breite Verbindung Raetiens mit der Westromania, mit Gallien, abriß, eine Verbindung, der die Raetia Entwicklungen wie die Erweichung von p t k verdankt hatte (lat. nepotem, ital. nipote, rätr. (friaul.) nevot, franz. neveu), wie weiterhin nach Überschreitung des Hochrheins das Schweizer Mittelland in die Hand der Germanen fiel und somit die damals augenscheinlich von Nordgallien aus in Bewegung geratene Veränderung des ka zu einem Quetschlaut (franz. champ, rätr. grödn. tschamp, ital. campo) vom westlichen Einfluß abgeschnitten wurde und dadurch der später von Chur einsetzenden und rheinaufwärts ziehenden puristischen Gegenströmung anheimfiel und auf räumlich wie lautlich halbem Wege stehen blieb, z. T. zurückgebildet wurde und dadurch heute diese Veränderung im Rätoromanischen, besonders im W., so sporadisch und in lautlichen Abstufungen auftritt. Ab 9. Jahrhundert überschritten die Alemannen die Kämme der Zentralalpen und stießen bis auf die Alpensüdseite vor, so auch noch die letzte, kärgliche Ost-West-Verbindung des Frankoprovenzalischen im Rhonetal mit dem Rätoromanischen abschneidend. Weiter östlich hatten die Bajuwaren um 600 den Brenner überschritten, hatten in Säben oder Klausen ein Bistum errichtet und es später nach Brixen verlegt. Auch sie hatten Romanentum auseinandergerissen, aber nicht rätoromanisches von einem anderen romanischen Gebiet (wie im Westen rätr./frkoprov.), sondern Rätoromanen unter sich: die östlich des Eisack lebenden ladinischen Dialekte (um die Sellagruppe, weiterhin Ampezzo, Auronzo, Comelico) blieben isoliert. Sie sind seitdem getrennt von den westlich der Etsch hinter der Mendel liegenden des Nonsberg und des Sulzberg; die waren aber nicht isoliert, sie fanden Anschluß und Rückhalt am Rätoromanischen des Vintschgaus und Bündens; so hat (im Gegensatz zum heutigen Sprachkartenbild) viele Jahrhunderte lang ein zusammenhängendes rätoromanisches Gebiet von Bünden über das Münstertal und den Vintschgau bis an die Mendel bestanden, begrenzt von den germanischen Vorstößen über den Gotthard und über den Brenner; und erst im Osten, jenseits der Etsch, begann ein neuer rätoromanischer oder ladinischer Block, heute der bedeutendste in Südtirol, durch weitere zentralladinische Übergangsdialekte mit dem Rätoromanischen Friauls in (wenn auch schon lückenhafter) Verbindung stehend.

Durch die Völkerverschiebungen, die Vorstöße der Alemannen und Bajuwaren, weiterhin durch den Einbruch der Langobarden in Italien und ihre anschließende Staatsgründung erfuhren die bisherigen romanischen Zusammenhänge dieser Gegenden tiefgreifende Veränderungen. Wir sahen schon: Die Raetia wurde ab 460 gegen die Galloromania schrittweise isoliert und in einem ihrer Haupt-Nord-Süd-Wege, dem Eisack-Etschtal ab 600 auseinandergerissen. Aber auch die südlich davorliegenden italienischen Dialekte (sie gehörten ja bis dahin zur nördlich und westlich anschließenden, keltisch bestimmten Gruppe der Romania) wurden durch die Langobardenherrschaft ab 568 gegen den Norden, also gegen die Raetia, isoliert und mehr und mehr an das von Süden aus Mittelitalien über

[1] Rätiens Schutz ist (zugleich auch) der Italiens.

den Apennin vordringende Toskanische gekettet, d. h. sie wandten ihr Gesicht vom Norden und Westen nunmehr nach dem Süden. Und diese Trennung wurde im gleichen Jahrhundert auch vom Norden her vertieft: 537 schon hatten die Ostgoten Rätien den Franken überlassen müssen. Auch kirchlich tritt eine Abwendung mindestens West- und Mittelrätiens, also Bündens und der Tiroler ladinischen Täler vom Süden ein, indem das Bistum Chur bald nicht mehr Mailand, sondern Mainz unterstellt wird.

Auf die Eigenart gewisser in den Hochtälern der Alpen gesprochener romanischer Mundarten ist man schon vor Jahrhunderten zum mindesten aufmerksam geworden: man fand sie anders als etwa die Alpendialekte Savoyens, des Wallis, des Aostatales, und ebenso schied man sie in Charakterisierung und Bewußtsein von den italienischen Dialekten des Tessin, des Misox, des Trentino und Venetiens. Schon 1570 nennt der Unterengadiner Reformator und Psalmenübersetzer Ulrich Campel in seiner Beschreibung Rätiens das Romanische des Engadins und des oberen Vintschgaus lingua raetica oder idioma raeticum und berichtet, daß die Lombarden die „Raeter" wegen der Lage ihres Landes und wegen ihrer rauhen Sprache und Lebensart zu den Deutschen rechnen, sie jedenfalls von den Italienern abheben und ihnen geradezu gegenüberstellen. Desgleichen wehrt sich 1578 Taufers im Münstertal gegen einen lombardischen Pfarrer, der „die alt romanisch welsch Sprach zu Taufers ain grobe italianische Sprach" nennt. Wir sehen also vor bald vierhundert Jahren nicht nur das Bewußtsein vom rätoromanisch-italienischen sprachlichen Unterschied und Gegensatz lebendig, sondern auch die Ansicht vom Charakter des Rätoromanischen als italienischem Dialekt vorgebracht, eine Ansicht, die man seit dem ersten Weltkrieg auf italienischer Seite wissenschaftlich zu erhärten sucht.

Wie die Rätoromanen an den Inn- und Rheinquellen früh Anschluß an die Bünde, die Eidgenossen, gefunden haben und sich damit an die deutschsprachige Kultur anlehnten, so sind die Ladiner Tirols von je bewußte und aktive Glieder dieses Tiroler Landes gewesen und seit 1363, dem Jahr, da die Gräfin Maultasch das Land ihren Habsburger Verwandten übergab, ebenfalls — als Ladiner — in den deutschen Kulturkreis hineingewachsen. Staatliche und kulturelle Interessen haben das Ladinervolk bis in unser Jahrhundert hinein an den Norden gebunden, die Bündner Romanen bis heute. Die Friauler stehen seit 1420 durch Annexion Aquilejas unter venetianischem und damit italienischem Kultureinfluß.

Als man im Gefolge der Romantik sich ernstlich, d. h. wissenschaftlich, mit philologischen Dingen zu beschäftigen begann, hat 1832 als erster der Tiroler Josef Haller den „Versuch einer Parallele der ladinischen Mundarten in Enneberg und Gröden in Tirol, dann im Engadin und der romaunschischen in Graubünden" unternommen (Zeitschrift d. Ferd. 7, 1832, 93—165), und um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Südtiroler P. Rusinatscha (der Name weist ihn als ladinischer Abstammung aus) sich Gedanken „Über Ursprung und Wesen der romaunschen Sprache" gemacht (Progr. d. k. k. Gymn. zu Meran, Innsbruck 1853). Erst Ascoli, dem wir ja auch sozusagen die „Entdeckung" des Frankoprovenzalischen verdanken, hat in seinen berühmt gewordenen „Saggi ladini" 1873 die Dazugehörigkeit des Friaulischen wissenschaftlich erhärtet. Unabhängig von ihm hatte Theodor Gartner, seinerzeit noch Mittelschulprofessor in Bozen (später Romanist an den Universitäten Czernowitz und Innsbruck) auf mehrjährigen Wanderungen die ladinisch-rätoromanischen Gebiete von den Rheinquellen bis zur Adria durchforscht und als Frucht dieser Arbeit uns sein heute noch als Standardwerk geltendes Handbuch geschenkt. Ascoli wie Gartner sprachen den rätoromanischen Idiomen ihren wissenschaftlichen Eigencharakter als Resten einer früher viel ausgedehnteren romanischen Sprache zu. Aber auf Grund wachsender Mißverständnisse und Gegensätze zwischen Italien und Habsburg, besonders seit Beginn unseres Jahrhunderts, forderte Salvioni 1917 in jenem berühmt gewordenen Vortrag „Ladinia e Italia" sprachlich, volklich, kulturpolitisch und politisch das rätoromanische Gebiet als italienische Irredenta. Die Reaktion der Sprachwissenschaft blieb nicht aus: Gelehrte wie Robert v. Planta, Chaspar Pult, Jakob Jud, Ernst Gamillscheg und Walther v. Wartburg erhärteten philologisch einwandfrei den Eigencharakter des

Ladinisch-Rätoromanischen. Selbst italienische Gelehrte außer Ascoli, wie Clemente Merlo, rückten von jener Meinung ab, und Giulio Bertoni, langjähriger Inhaber des zentralen romanistischen Lehrstuhls in Rom, bestätigt die Ascoli-Gartnersche Ansicht, wenn er 1937 feststellt: „Il ladino (o, come è anche chiamato, il retoromancio o romancio) è una lingua neolatina o romanza parlata, come ognuno sà, in tre zone alpine distinte" und zu dem Schluß kommt: „non v'è ragione di non riconoscere i caratteri di „lingua" al ladino, in cui si hanno fenomeni communi importanti" (Nuova Antologia fasc. 392, 110—113[1]. Jedoch die historischen Ereignisse haben der Gegenansicht zum Erfolg verholfen, wenigstens was das zentralladinische Gebiet Tirols anbelangt.

Diese Ansicht vertritt bekanntlich mit Schwung, Beredsamkeit und großer Arbeitskraft Carlo Battisti. Er weist auf den breiten Randgürtel norditalienischer Dialekte als Übergangsgebiet für das Rätoromanische hin: das Bündnerisch-Ladinische stecke mit den Wurzeln seiner Kraft für den Kampf um die Erhaltung gegenüber dem Deutschen genau so im Lombardischen wie die Mundart Friauls im Dialekt Venetiens in ihrem Kampf gegen das Slowenische. Die Einheit heißt für ihn nicht horizontal Bündnerisch-Ladinisch-Friaulisch, sondern jeweils vertikal Bündnerromanisch-Lombardisch, Zentralladinisch-Trientinisch und Friaulisch-Venetianisch. Nun kann allerdings von der Zerrissenheit in zahlreiche Dorfmundarten in abgelegenen Tälern keine Kraft zu einer überregionalen Schriftsprache kommen, und in einer solchen sieht er eines der maßgebenden Kennzeichen für den Anspruch auf den Rang einer selbständigen romanischen Sprache, und die Schriftsprache für unser weites Gebiet von den Rheinquellen nahe dem Gotthard bis hinüber an die Grenze Istriens hat es natürlich nie gegeben. Als in Bünden während des 16. Jahrhunderts eine rätoromanische Literatur erblühte, da waren ladinisch Südtirol und Friaul schon längst in den habsburgischen bzw. den venetianisch-italienischen Kulturkreis hineingewachsen und eine über das Heimattal hinausreichende Literatur bediente sich einer dieser beiden großen Kultursprachen. Die Bündner jedoch hatten lange ihre Selbständigkeit und Eigenart gewahrt, gehörten bislang als ein Konglomerat zahlreicher kleiner Talrepubliken noch nicht in den Bannkreis einer großen Staatssprache, sondern bedienten sich ihres heimatlichen, von den Urvätern her überkommenen Idioms; und da zeigt sich auch die Schwäche, besser gesagt: der praktische Nachteil dieses zähen Festhaltens am Überkommenen: es entstanden in Bünden allein drei Schriftsprachen, Oberengadinisch, Unterengadinisch und Obwaldisch, in die sich nun 40.000 rätoromanisch sprechende Bündner aufteilten; man konnte diese Vielfalt wohl als kulturellen Reichtum ansehen, aber der Nachteil blieb bestehen, denn als es nicht mehr nur darum ging, dem Menschen im Alpental das Wort Gottes in seiner Muttersprache nahezubringen, sondern es sich um Ausdruck einzelmenschlicher Anliegen in Lyrik und Prosa handelte, erreichte jeder mit seiner heimatlichen Schriftsprache — und das gilt auch für die Gedichtbändchen, Sagen und Erzählungen in den ladinischen Tälern um die Sellagruppe oder hinter der Mendel — nur einen verhältnismäßig sehr kleinen Kreis von Menschen, und wer darüber hinaus wirken wollte und will, ist auf die beiden umliegenden großen Schriftsprachen angewiesen. Auf sie weist ihn ebenso der berufliche Existenzkampf hin, sobald er auch nur aus seinem Tal heraus, etwa mit Chur oder Chiavenna, mit Bozen oder Trient, mit Venedig in Beziehung treten will. Und die schulmäßige Pflege der Heimatmundart bedeutet zunächst eine in idealistischer Bereitschaft übernommene Mehrleistung, der sich die Ladiner des inneren Wertes, der seelisch-menschlichen Bereicherung wegen unterziehen. Denn: zu sprechen nach der Mutter Art und in einer schwierigen Rechtschreibung grammatisch Einwandfreies zu Papier zu bringen, ist für den Alpensohn im allgemeinen zweierlei. So liegt es eigentlich nur in der Natur der Sache und ist nicht weiter überraschend, daß die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von ernsthaften

[1] Das Ladinische, oder wie es auch genannt wird, das Rätoromanische oder Romantsch, ist eine neulateinische Sprache, die, wie jedermann weiß, in drei verschiedenen Gegenden der Alpen gesprochen wird... Es gibt keinen Grund, die Eigenschaft einer „Sprache" dem Ladinischen, das (in seinen Teilen) wichtige gemeinsame Züge aufweist, nicht zuzusprechen.

Leuten unternommenen Versuche, für die 40.000 Bündnerromanen so etwas wie eine übergreifende Gemeinsprache (eine Koiné) zu schaffen, gescheitert sind. Bei allem sprachkundlichen Bemühen kann auch die am Schreibtisch erarbeitete Gemeinsprache, zumal für so individuelle und mit starrer Zähigkeit festgehaltene Idiome wie die in den Alpentälern Tirols oder Bündens, nichts Lebendiges sein. Eine Koiné muß wachsen, durch die kulturpolitische Vormacht einer Gegend, durch kulturelle Leistungen eines geistigen Zentrums, durch die sprachschöpferische Gewalt eines weitausgreifenden literarischen Werkes. So fürchten wir, wird schon durch die unlösliche geistige, literarische und wirtschaftspolitische Verstrickung mit Deutsch und Italienisch dem Bündnerromanen und dem Ladiner Tirols keine übergreifende Schriftsprache und in dieser abgefaßte Literatur mehr beschieden sein. Auch das Friaulische hat ziemlich lebhafte literarische Tätigkeit aufzuweisen, die Zeitschriften „Ce fastu?" und „Sot la nape", sowie auch selbständig erscheinende Bücher friaulischer Autoren in der Muttersprache bezeugen dies, aber das geht nicht über den Rahmen einer mundartlichen Regionalliteratur hinaus, wie es deren noch mehrere in Italien gibt.

Eine besondere, beinahe „bloß" technische Frage, aber von ausschlaggebender Bedeutung ist dabei noch die Rechtschreibung. Sie ist in jedem der drei Hauptgebiete nicht nur, sondern in jedem wiederum der Talschaft nach verschieden: ein ungeheures Erschwernis auf dem Wege zu einem einheitlichen Idiom. Wie erstaunt ist der Fremde, nicht nur der landläufige Tourist, sondern auch der der romanischen Sprachwissenschaft beflissene, wenn er sich etwa im rätischen Museum von Sankt Moritz die über die Türen gemalten Sprüche vorlesen läßt: Schrift- und Klangbild klaffen in erschreckender Weise auseinander, die Lautentwicklung ist fortgeschritten, in den einzelnen Tälern sowohl Bündens wie Tirols verschieden weit, und beinahe ergibt sich der — auch sonst hier und da auf der Welt eintretende — umgekehrte Fall, daß die alte, gewachsene, aber festgeronnene und stehengebliebene Schreibweise das einigende Band der verschiedenen Gegenden darstellt. Oder gehen wir vom eben genannten Oberengadin nach Südtirol: die von Archangelus Lardschneider in seinem ausgezeichneten „Wörterbuch des Grödnerischen" angewandte Orthographie wird den charakteristischen Vorderzungen-Mitlauten und dem eigentümlichen Mischvokal zwischen a und ö, wie sie im Tal erklingen, gerecht und hebt dabei den Dialekt als gesondert und eigenständig gegen das Italienische ab. Die unter der Obhut der italienischen Schulbehörde in St. Ulrich herausgegebene Schulgrammatik des Grödnerischen von 1952 jedoch nähert das Schriftbild dieser charakteristischen Laute weitgehend der italienischen Rechtschreibung an, zwei Folgen für sich buchend: das Grödnerische erscheint so viel eher als ein italienischer Dialekt als in der Lardschneiderschen Schreibung, und die Schulkinder brauchen neben der italienischen (nämlich für das Italienische als Staatssprache) nicht noch eine zweite Orthographie (für ihre Muttersprache) zu erlernen. Die Gefahren für den Bestand des Ladinischen auch von dieser Seite her liegen auf der Hand. Charakteristischerweise ist denn auch die allmähliche Italienisierung der ladinischen Täler, die ans Italienische grenzen, des Noce (Nonsberg), des Avisio (Cembra, Fleims, Fassa), des Cordevole (Buchenstein) und des Boite (Ampezzo) weiter fortgeschritten, als in den ins Deutsche auslaufenden Tälern, Abtei-Enneberg, also im Gadertal, das ins Pustertal, und Gröden, das ins Eisacktal mündet. Aber die Gefahr der Durchsetzung mit Deutsch ist trotz aller sofort erkennbaren Fremdheit doch auch beträchtlich: deutsche Wörter dringen ein; ganz abgesehen von altgermanischen und somit allgemein-romanisch gewordenen oder mittelhochdeutschen Lehnwörtern, dringen jüngere ins Alpenromanisch, so bündnerisch pur, grödnerisch paur „Bauer", holzita „Holzhütte", iàgher, Mehrzahl iagri „Jäger" u. a. Mitunter geschieht auch die Einflußnahme von innen her, durch Satzbau und Redewendungen, die aus dem Deutschen ins Rätoromanische übertragen werden, übrigens auch aus dem Italienischen, was sogar noch gefährlicher ist, da man den Unterschied und die Fremdheit von Romanisch zu Romanisch schwerer erkennt. Bekannt sind die vielen Ausdrücke für Tätigkeiten mit nachgestelltem Umstandswort: noch ganz im romanischen Kreis bleiben die auch im Italienischen gebildeten andar giù „hinabgehen" und ähnliche; aber schon

ganz germanische Bildungsweise zeigen star sú „aufstehen", romper sú „aufbrechen, fortgehen", büttar sü la dumanda „die Frage aufwerfen", besonders etwa noch star óra „erdulden" (über den Sinn von „ausstehen" mit dem ora „aus", draußen" nach lat. foris, foras, vgl. franz. hors, dehors). Wie stark Romanisch und Deutsch im ladinischen Sprecher nebeneinander lebendig sind, zeigt die von uns gehörte Wiedergabe von „was für Männer?" mit tšé per omens, einer völlig unromanischen Übersetzung aus dem Deutschen.

Die Hauptmerkmale, die die drei zerrissenen Gebiete sprachlich einen und dem Italienisch gegenüberstellen, sind zunächst lautlicher Art, erstens die Erhaltung des l nach anlautendem Konsonanten: lat. planu gibt engad. plaun, gröd. plan, aber lombard. pian; lat. clavu gibt engad. clev, friaul. claud, aber lomb. ciav u. v. a.; zweitens die Erhaltung des auslautenden -s, die sehr bedeutungsvoll für die Beugung von Wörtern, beinahe zum Kennzeichen der Rätoromanen wird. Wie verwurzelt und wie kennzeichnend dieses so unscheinbare Merkmal ist, zeigt das Beispiel eines Nonsbergers, der seiner ladinischen Mundart schon weitgehend die Lebenskraft absprach und betonte, es gäbe kein Auslaut-s mehr in der Beugung, weder in der Du-Anrede (man sage schon canti wie die Italiener und nicht tšantes) noch in der Mehrzahl für Haupt- und Eigenschaftswort; als man ihn im weiteren Verlauf der Unterhaltung nach der nonsbergischen Entsprechung von ital. piove fragte (um die Erhaltung des pl- festzustellen), gab er spontan zur Antwort sas ke plóu, d. h. mit einer erklärenden Einleitung „du weißt, daß (es regnet)" oder „weißt du ...", mit dem sogenannten explikativen „daß", wie wir es in der einfachen, spontanen Ausdrucksweise vieler romanischer Gegenden, bis hinunter nach Andalusien finden, aber ungewollt gab uns der Sprecher ein Geheimnis preis: die unter dem Eindruck des Italienischen seinem Bewußtsein entschwundene Erhaltung des alten ladinischen -s im Wortauslaut.

Diese anlautenden Gruppen fl-, pl-, kl- und das auslautende -s geben nämlich, so gering sie erscheinen mögen (übrigens in Gemeinschaft mit anderen Erscheinungen) dem ladinisch-rätoromanischen Lautbild, besonders aber der Beugung ein ganz unitalienisches, sie auch von den norditalienischen, den sogenannten gallo-italienischen Dialekten abhebendes Gepräge. Dadurch nämlich stellen sich die rätoromanischen Gruppen eindeutig zur Galloromania, mit der (und den iberoromanischen Sprachen) zusammen sie das Westromanische bilden. Demgegenüber weist Battisti, um sie als italienische Dialekte, durch Übergangsmundarten mit dem Italienischen verbunden, charakterisieren zu können, auf gewisse Ähnlichkeiten in den italienischen Alpenmundarten oder in früheren Stadien des Lombardischen hin, so vor allem darauf, daß in frühen Stufen und z. T. heute noch die norditalienischen Mundarten nicht nur das sie als gallo-italienisch charakterisierende ü statt u (mür gegen schriftitalienisch muro) oder die Erweichung der zwischen Vokalen stehenden stimmlosen Laute (b d g statt p t k) aufwiesen, sondern, ehe die entsprechenden italienischen Neuerungen über den Apennin nach Norden drangen, sogar das auslautende -s, sowie anlautend fl-, pl-, kl- ebenfalls bewahrt hatten. Dadurch war in frühen Sprachstufen die Ähnlichkeit zwischen ihnen und den rätoromanischen Gruppen in der Tat sehr groß. Aber man kann dieses Argument leicht gegen seinen Urheber selbst wenden: je weiter er zeitlich zurückgeht in der Auswahl der Merkmale der vermeintlichen Italianität des Rätoromanischen und sie für die frühe Zeit auch in Norditalien nachweist, um so mehr entfremdet er diese lombardisch-piemontesischen Dialekte von den eigentlich italienischen, um so mehr läuft er Gefahr, sie an den galloromanisch-rätischen Block, an die Keltoromania zu verlieren, statt sie dem Italienischen zu erhalten und die rätoromanischen dazuzugewinnen.

Auch der Wortschatz in seinem alten Bestand von aus dem Latein direkt überlieferten Erbwörtern ist im Ladinischen charakteristisch und eigenständig. Darüber gibt seit etwa zwei Jahrzehnten der „Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz" von Jaberg und Jud, der sogenannte AIS, genaue und reichhaltige Auskunft; so stellt er z. B. ital. sole „Sonne" gegen friaul. sureli, südtirol. suredl, bünd. sulegl, die wie franz. soleil auf lat.

soliculu zurückgehen, oder entgegen ital. fratello leben im Ladinischen wie in der Galloromania als normale Bezeichnung des Bruders Nachkommen von lat. frater, gegen ital. sorella im Räto- und Galloromanischem solche von lat. soror weiter. Oder aber das Ladinische bewahrt einen völlig anderen lateinischen Ausdruck, so gegen ital. poppa und franz. pitz (aus pectus) das lat. uber für das Euter: friaul. uro, gadertal. ure, bünd. ivar. Ein kleiner Satz aus dem Grödnertal, als Wunsch an den Bauern ausgesprochen, zeigt die ganze Unitalianität des Ladinischen: vosch tschamps i leures sibe benedi dal suredl i la pluéia „i vostri campi e lavori siano benedetti dal sole e dalla pioggia". Ebenso eindringlich zeigt der bündnerromanische kirchliche Wortschatz, von J. Jud 1919 als Reaktion auf Salvionis Irredentaforderung von 1917 untersucht, den frühen Zusammenhang Rätiens mit dem galloromanischen Nordwesten nicht nur im gemeinsamen Bewahren von Altüberkommenem, sondern das gemeinsame aktive Neuschaffen sprachlichen Gutes gegenüber dem Italienischen; Beispiele wollen wir uns der gewünschten Kürze und Klarheit wegen hier versagen.

Eine Sprachquelle, die in manchen Fällen noch weiter zurückführt als in die Jahrhunderte der Christianisierung am Ende der Antike, ist der Orts-, Flur- und besonders der Gewässernamenschatz. Sie wird von Battisti und seiner Schule im Sinne einer Italianität und Zugehörigkeit zum Kreis alter Mittelmeervölker (Mediterraneität) des Alpenraumes seit Jahrzehnten in gewichtigen Einzelarbeiten ausgeschöpft, vor allem auch im großangelegten „Dizionario Toponomastico Atesino", dem seit zehn Jahren auch ein entsprechendes Kartenwerk zur Seite gestellt wird. Aus beiden, den sprachlichen wie den toponomastischen (Namen betreffenden) Untersuchungen ergibt sich für Battisti eine erst im 13. Jahrhundert oder später beginnende und im ganzen sehr langsam vor sich gehende Eindeutschung des altladinischen Romanentums: nur geringe und späte Besiedlung; die deutschsprachigen Südtiroler seien in der Hauptsache germanisierte Ladiner. Diese Auslegung des Namenmaterials wurde von der nichtitalienischen Romanistik und Namenforschung einhellig abgewiesen (Gamillscheg, Finsterwalder, Hubschmied, Szwadrowski, Schorta, Bezzola), schon Ortsnamen wie Ravein (roman. rovina, lat. ruina) weisen durch den Zwielaut auf sehr frühe, mindestens aber vor etwa 1140 anzusetzende Weiterbildung in deutschem Munde hin. Ebenso beweist sehr frühe Übernahme und Bewahrung des alten Standes in deutschem Mund so mancher Ortsname mit auslautendem -s, das die Rätoromanen (hier!) längst abgeworfen haben: Nauders, rätor. Danuder stehe als ein Beispiel für viele.

Beweisen nun schon die historischen Vorgänge, politische Zusammenfassungen im zerfallenden Römerreich, innersprachlich die Lautgestalt, die Beugung und der Wortschatz die sprachliche Eigenständigkeit des Ladinisch-Rätoromanischen, so geben uns die alten Namen, soweit sie, besonders in Nordtirol, im unteren Inntal und im alten Vindelicien nicht von der germanischen Besiedlung ausgelöscht worden sind, noch Anhaltspunkte für die ehemalige Verbreitung des Lateinisch-Romanischen. Dazu verhelfen uns auch die romanischen Restwörter (Reliktwörter) in den heute dort lebenden deutschen Mundarten, hoch- und niederalemannisch, walserisch, südbayrisch. Die Eindeutschung des besiedelten Gebietes hat z. T. längere Zeit gedauert, d. h. Jahrhunderte lang hat das eindringende germanische Element neben und zusammen mit dem einheimischen romanischen gelebt, die Sprachen haben sich in diesem Neben- und Miteinander gegenseitig beeinflußt und verändert, die romanischen Lehnwörter in den deutschen Mundarten, sofern sie zeitlich wie räumlich unmittelbar aus romanischem Mund übernommen worden, also als wirkliche Reliktwörter anzusprechen sind, haben die Entwicklung und den Lautwandel dieser deutschen Mundarten mitgemacht und sind heute schwer und nur unter Mithilfe des Germanisten zu erkennen. Das gleiche gilt ja auch von den Orts- und Flurnamen, die uns oft erst durch ihre alten Formen in den Archiven das Geheimnis entdecken, in welcher Zeit etwa der Sprachwechsel vor sich gegangen ist, d. h. sie können uns den ungefähren Zeitraum angeben, in dem (zu Beginn) die Germanen aufgetaucht sind und (zum Ende) das Rätoromanische erloschen ist.

Unsere bisherigen Kenntnisse sind hier noch lückenhaft, von vielen verstreuten Einzelforschern, Philologen, Historikern, oft auch begeisterten Dilettanten erarbeitet oder vermutet. Hier hat unsere systematische Forschungsarbeit ein weites Tätigkeitsfeld. An einzelnen Stellen ist der Spaten schon ins wissenschaftliche Erdreich gesenkt. Fassen wir zunächst einige solcher frühen und zerstreuten, z. T. noch auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfenden Ergebnisse zusammen! Da ist die Meinung Steubs, daß zur Zeit, als Innsbruck Stadtrecht erhielt, im Jahre 1234, zahlreiche seiner Bürger noch Ladiner gewesen seien, oder daß man im hinteren Stubaital wahrscheinlich noch im 16. Jahrhundert das Ladinische habe hören können. Immerhin wissen wir ja vom Vintschgau, daß er lange, bis an die Wende des 16. Jahrhunderts zum 17. von Romanisch widerhallte; man weiß etwa, daß die Umgebung des Klosters Marienberg, nämlich Burgeis, gegen den Willen einflußreicher Kreise am Ladinischen festhalten wollte. Nach dem schon genannten Engadiner Ciampell wurde zur Zeit, als er seine „Beschreibung Rätiens" verfaßte, also im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, in Mals, Laas, Burgeis, Taufers und Schluderns neben deutsch auch ladinisch gesprochen.

Die Nachprüfung solcher und anderer zerstreuter und in ihrem wissenschaftlichen Wert unterschiedlicher Ergebnisse sowie die Hebung weiterer Schätze ist eine Aufgabe, die viele Jahre beanspruchen wird. Auf zwei Wegen wird dabei vorwärtsgeschritten: Der heutige Stand an rätoromanischen Mundarten, natürlich besonders Südtirols, soll nach den bald 70 Jahre zurückliegenden Aufnahmen Gartners, nach den zu Beginn unseres Jahrhunderts vorgenommenen frühen Arbeiten Battistis, nach den — allerdings weitmaschigen — auch schon wieder ein Vierteljahrhundert alten Aufnahmen Scheuermeiers für den AIS, in unserem zivilisatorischen Zeitalter des Mundartentodes nochmals festgehalten werden. Für das Fassatal hat das vor nicht allzu langer Zeit in einer ausgezeichneten Schrift der jetzt in Mainz wirkende Romanist Theodor Elwert getan, und aus verschiedenen veröffentlichten Arbeiten ist bekannt, daß der Erlanger Romanist Heinrich Kuen (übrigens ein geborener Tiroler) eingehende Aufnahmen im Gadertal gemacht hat. Das Nonsberggebiet, vor etwa 55 Jahren von Battisti bearbeitet, ist neuerdings von Innsbruck aus in Angriff genommen worden.

Der zweite Weg ist die systematische Durchforschung des Orts- und Flurnamenschatzes: für das Südtiroler Gebiet, sowohl das ladinische wie das deutschsprachige, liegt das italienische Dizionario Toponomastico Atesino vor mit reichem Material, das nur recht gedeutet werden muß. Wir haben auf deutschsprachiger Seite die Ortsnamensammlungen von Berta Richter-Santifaller für „Ladinien" (Gadertal und Buchenstein sind behandelt), wir haben weiterhin für Etsch und Eisack die reichhaltigen, in den Schlern-Schriften veröffentlichten Sammlungen des Südtirolers Ernst Mader; Tirol nördlich des Brenners besitzt seinen besten Namenforscher in Karl Finsterwalder.

Junge Vorarlberger haben, unabhängig von den bereits veröffentlichten Arbeiten von J. Zehrer, eine Reihe von Tälern der Heimat in ihrem Namengut landschaftlich wie auch archivalisch aufgeschlossen: das Samina- und das Gamperdonatal, Teile des Walgaus, dann das Brandnertal hinauf zur Scheſaplana, über deren Jöcher die Besiedler von Süden gekommen sind; und das Montafon wird eben in Arbeit genommen.

Nahziel dieser Forschung in Namenkunde, Reliktwörtern und heutigen ladinischen Mundarten, besonders Südtirols, ist außer Kenntnis und Deutung ein genaueres Bild vom Vordringen der germanischen Siedlung in Vorarlberg und Tirol oder — parallel dazu — wenigstens vom schrittweisen Verlöschen des Rätorromanischen, so wie es uns Jakob Jud in seiner meisterlichen Studie „Zur Geschichte der romanischen Reliktwörter in den Alpenmundarten der deutschen Schweiz" (Vox romanica 8, 1945) geschenkt hat. Und das Fernziel: ein Namenbuch für die einst römischen Lande Westösterreichs und Südtirols, dessen noch heute lebenden ladinischen Mundarten um die Sellagruppe und jenseits von Gampen und Mendel, wie wir gesehen haben, die letzten Zeugen einst viel weiter ausgreifender Sprachverhältnisse sind.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Alwin Kuhn, Innsbruck, Kärntner Straße 26

Das Rätikongebirge

Eine gedrängte Übersicht für Bergfreunde mit besonderer Berücksichtigung des österreichischen Anteiles

Von Walther Flaig

Mit 2 Bildern, Tafel III und IV

„Wenige Gebirgsglieder der Nördlichen Kalkalpen zeigen auf so kleinem Raume eine solche Mannigfaltigkeit des Aufbaues und eine so ausgeprägte Eigenart malerischer Berggestalten wie der Rätikon."

Dr. R. v. Klebelsberg, Innsbruck 1926

Was hier aus berufenem Munde über das Naturbild des Rätikon gesagt wird, das kann auch von der Erschließungsgeschichte dieses Gebirges behauptet werden, ja sie übertrifft das Naturbild noch an seltener, oft einmaliger Eigenart und alpiner Romantik. Diese gedrängte Übersicht soll es beweisen. Sie ist vom Standpunkt des Alpenfreundes für Bergsteiger jeden Grades geschrieben. Was außer- und unterhalb der touristischen Belange und Geschichte liegt, konnte hier nicht berührt werden. Und schließlich wurde von jeder Art Wegbeschreibung abgesehen, weil sowohl in der Reihe der „Alpenvereinsführer" als auch der „Clubführer" des Schweizer Alpenclubs (SAC) je ein Führer für die Gruppe erschienen ist; sie sind im Schriftenverzeichnis am Schluß dieses Beitrages unter den Ziffern (10) und (15) aufgeführt.

* * *

Grenzen und Größen

Nur wenige Gebirgsgruppen der Alpen weisen so klare Grenzen auf wie der Rätikon.

Im Westen: Das alpine Rheintal zwischen der Mündung der Landquart und der Mündung der Ill im Raum Feldkirch. In Wirklichkeit fußt das Gebirge aber unmittelbar südlich der Rätikonstadt Feldkirch.

Im Osten: Hier trennt das Schlappinerjoch, 2204 m, den Rätikon von der Silvretta. Grenztal im Süden des Joches ist der Schlappiner Bach bis zu seiner Mündung in die Landquart bei Klosters-Dörfli; nördlich des Joches bilden das Valzifenz- und Gargellental mit dem Valzifenzerbach und dem Suggadin bis zu seiner Einmündung in die Ill bei St. Gallenkirch die Ostgrenze.

Während die beschriebenen West- und Ostgrenzen fast genau nord-südlich laufen, verlaufen die beiden anderen Grenzen im wesentlichen von SO nach NW.

Im Norden bzw. Nordosten bildet die Ill die Grenze von der Einmündung des Suggadins bei St. Gallenkirch bis zu ihrer Mündung in den Rhein NW Feldkirch.

Von St. Gallenkirch (bzw. von der Quelle im Vermunt) bis Lorüns südöstlich Bludenz wird das Illtal Montafon genannt, von Bludenz bis Feldkirch aber Walgau.

Im Süden und Südwesten bildet die Landquart die Grenze, von Klosters bis zu ihrer Mündung in den Rhein beim Bahnknotenpunkt Landquart; dies Tal heißt Prätigau.

Das Rätikongebirge innerhalb dieser Grenzen bedeckt eine Fläche von 790 km². Davon entfallen 157 km² auf das Fürstentum Liechtenstein. In den Rest teilen sich flächenmäßig Österreich (Land Vorarlberg) und die Schweiz (Kanton Graubünden) etwa zu gleichen

Teilen, nicht aber in das Hochgebirge, dessen Löwenanteil auf österreichischem Boden liegt. Den Grenzverlauf zwischen Liechtenstein einerseits und Österreich und der Schweiz andererseits entnimmt man einer Übersichtskarte, vgl. (10). Man erkennt dort, daß die drei Länder im Naafkopf, 2570 m, aneinandergrenzen; er ist also eine der wenigen „Dreiländerspitzen", die wir in den Alpen kennen. Vom Naafkopf nach Osten folgt die Staatsgrenze zwischen Österreich (Vorarlberg) im N und der Schweiz im S genau dem wasserscheidenden Hauptkamm zwischen Ill und Landquart bis zum Schlappinerjoch.

Die größte Ausdehnung erreicht das Rätikongebirge zwischen Feldkirch und Klosters mit etwa 45 km; die durchschnittliche Breite des Gebirges zwischen Ill und Landquart beträgt 20 bis 22 km. Der Hauptkamm ist rund 40 km lang, das Illtal von St. Gallenkirch i. M. bis Feldkirch 36,5 km, das Prätigau von Klosters bis Landquart 25,5 km. Der Rätikon gewährt so in seinen Umrissen das Bild eines etwas verzerrten Rhombus (5, 12).

* * *

Lage und Name. Wenn im Geleitwort des Geologen Klebelsberg der Rätikon in die „Nördlichen Kalkalpen" der Ostalpen eingegliedert wird, so bedarf diese Einordnung einer Einschränkung und Erläuterung: sie betrifft nur die geologische Eingliederung, weil der Rätikon nach seinem geologischen Gerüst zwar zur Gesteinswelt der Nördlichen Kalkalpen gerechnet werden muß, seiner alpin-geographischen Lage nach aber zweifellos den östlichen Zentralalpen angehört und seit jeher zugeteilt wird. Der Rätikon liegt ja südlich der anerkannten Grenze zwischen Kalkalpen und Zentralalpen: Feldkirch—Bludenz—Arlberg—Landeck—Innsbruck usw. — Der Rätikon ist aber nicht nur eine Gruppe der zentralen Ostalpen, sondern auch eine der vier Gruppen der sogenannten **„Nordrätischen Alpen":** Rätikon, Silvretta, Verwall (oder Ferwall) und Samnaun. In Anlehnung an den bald 2000 Jahre alten römischen Provinznamen „Rätia" für diese und benachbarte Gebiete der Alpen spricht man nämlich heute noch in Graubünden von „alt fry Rätien" und — wie schon Tacitus (um 55—120 n. Chr.) von den „Juga Raetica", den rätischen Jochen oder Paßübergängen — so auch in der alpinen Literatur von den „Rätischen Alpen". Man meint damit „ungefähr den Gebirgsraum zwischen Arlberg im Norden, Veltlin im Süden, Sargans—Chur—Splügenpaß im Westen und Reschenscheideck—Stilfserjoch im Osten". (15) — Aus diesem Grunde wird begreiflicherweise von jedermann, der die näheren Zusammenhänge nicht genau kennt der Name **Rätikon** mit dem römischen Wort **Rätia** in Verbindung gebracht. Dies ist aber ein Irrtum. Damit sind wir auch schon mitten drin in der romantischen Geschichte des Rätikongebirges, denn sie beginnt schon beim Namen und ist so seltsam, daß wir sie hier nicht übergehen können.

Ums Jahr 40 bis 50 n. Chr. zur Zeit des römischen Kaisers Claudius gab der römische Geograph Pomponius Mela seine „Chorographia" heraus, die auch ein Kapitel über Germanien enthält. Darin bezeichnet er den „Taunus" und den „Retico mons" als montes altissimi, d. h. als die höchsten Berge Germaniens. Während der Taunus seinen Namen bis heute bewahrt hat, ist der Retico mons (mons = Berg, Gebirge) und seine Lage bis heute ungeklärt. Die Forschung meint, es sei die Rhön oder das Siebengebirge gewesen, ganz sicher aber ein Mittelgebirge Germaniens und in gar keinem Fall unser Rätikon — bis der St. Galler Humanist und Geograph Joachim von Watt, genannt Vadian (Vadianus), im Jahre 1518 in Wien, wo er längere Zeit wirkte, seinen Kommentar zu Melas Chorographia veröffentlichte. Dort behauptet er nämlich, der Talschaftsname des Prätigau oder — wie er schrieb — Pretigew (w = u) hieße von Rechts wegen Pretikew alias Rhetikew, d. h. das P sei eigentlich eine entstellende Zutat. Rhetikew aber ginge auf eben jenen Retico mons des Mela zurück, womit eben unser Rätikongebirge alias „Rhätico mons" gemeint sei. Vadian hat also auch das unsinnige Rh und das ä für das e Melas aber auch das k für c auf dem Gewissen.

Als dann Aegidius Tschudi, „der Vater der rätischen Topographie", 20 Jahre später in Basel 1538 seine „Uralt warhafftig Alpisch Rhetia" veröffentlichte, übernahm er

Vadians Deutung und Namen für den Berg Retico oder Rhetico. So ging der Name schon in die Literatur und Karten des 16. Jahrhunderts ein und so ist z. B. auf der Karte „Die gantz Eydgnoßschafft", die der wichtigen Stumpfschen Chronik von 1552 beilag, der „Rhetico b." (b. = berg) eingetragen, allerdings am falschen Ort, nämlich im Herzen der Silvrettagruppe. Auch Campell, Sprecher und andere bündnerische Schriftsteller übernahmen die Bezeichnung und als Pfarrer Sererhard (23) aus Seewis 1742 seine vielzitierte „Einfalte Delineation ..." von Graubünden niederschrieb, nannte er darin den Gipfel der „Schafchaplana" mit Recht „den höchsten des sich weit erstreckenden Gebirgs Rhaeticonis". Ja sogar in die Karte von Tirol (und Vorarlberg) von Jean Michel Probst aus dem Jahre 1782 ist der „Rhaetico Mons" bereits eingegangen, übrigens auch der „Mt. Slepin", das seit Jahrtausenden begangene Schlappinerjoch, und der „Mt. Selvreta" für die Silvretta.

Es ist das Verdienst des angesehenen Bündner Romanisten Dr. Robert von Planta, die Zusammenhänge zwischen Mela und Vadian ans Licht gehoben und so die Beziehungen zwischen unserem Rätikon und dem geheimnisvollen Retico mons Melas aufgedeckt zu haben (Bündner. Monatsblatt, Chur 1924, Nr. 10). R. v. Planta fragt dort zum Schluß:

„Sollen wir nun den Namen Raetikon, weil er seine Entstehung einem Mißverständnis verdankt, wieder abschaffen? Das wäre ganz verfehlt, denn diese mißverständliche Benennung hat immerhin das ehrwürdige Alter von 400 Jahren erreicht und ist durch den neueren Schulbetrieb seit mehreren Generationen dem eisernen Bestand unserer Gebirgsnamen einverleibt worden. Lassen wir also den Namen ruhig weiterbestehen, unter der Bedingung, daß keine falschen Schlüsse sprachlicher Art an ihn geknüpft werden."

Die alpine Literatur hat sich diesem guten Rat angeschlossen, zugleich aber auch die Schreibung von Plantas — Rätikon — übernommen, und zwar in allen, auch in den amtlichen Schreibweisen der drei am Gebiet beteiligten Länder Liechtenstein, Österreich und Schweiz. Die Schreibung Rhätikon, rhätisch usw. ist daher abzulehnen. Und abzulehnen ist auch das Rätikon, wie man nicht selten hört und liest; es heißt zweifelsfrei: Der Rätikon.

* * *

Gesteine und Gerippe. Das geologische Gerüst einer Gebirgsgruppe bestimmt ihr Antlitz und ihre Eigenart und nicht zuletzt auch ihre Erschließung und Ersteigungsgeschichte, d. h. es ist gerade alpinhistorisch und touristisch von grundlegender Bedeutung. Und von diesen Gesichtspunkten aus will es in gröbsten Umrissen betrachtet sein. Wer mehr darüber wissen will, bediene sich der am Schlusse aufgeführten Hinweise (1, 2, 11, 12, 16, 17).

Alle Bergfreunde und nun gar die Kletterer verschiedener Grade wissen, welch grundlegende Unterschiede in unseren Ostalpen bestehen zwischen den Gesteinen, Landschaftsbildern und etwa dem Pflanzenkleid der Kalkalpen einerseits und der kristallinen Zentralalpen anderseits. Das Rätikongebirge aber bietet ihnen beides und noch ein drittes Gesteinselement dazu (Bild 1, Tafel III). Als Dreingabe überdies und als Naturgeschenk ganz besonderer Art ein geradezu klassisches Schulbeispiel zur sogenannten Deckentheorie, d. h. zum Aufbau des Alpengebäudes. Denn „Das Rätikongebirge ist in besonderem Grade durch geologische Merkwürdigkeiten ausgezeichnet. Es besteht geologisch aus drei verschiedenen Teilen: dem Kalkgebirge der Hochregion, dem Schieferland der Schweizer Seite und dem 'Urgebirge' der Silvretta, das von Osten her auf Rätikongebiet übergreift" (17).

Das Kalkgebirge. Als Ganzes betrachtet besteht also das geologische Gerüst des Rätikon zum weit überwiegenden Teil aus Kalkgesteinen, aus sogenannten Sedimentgesteinen, die in den Meeren des Erdmittelalters (Mesozoikum), d. h. in der Trias-, Jura- und Kreidezeit, abgelagert und im Tertiär, zu Beginn der Erdneuzeit, gefaltet wurden. Den zeitlich, räumlich und stofflich verschiedenartigen Ablagerungen entsprechend, bestehen diese Sedimente aus sehr verschiedenartigen Kalkgesteinen, verschieden nach Zusammensetzung,

Mächtigkeit, Härte, Farbe usw., was wiederum von größtem Einfluß auf die Formgestaltung unserer Berge war und ist.

So herrschen in der Scheſaplanagruppe und in den nördlichen Seitenkämmen, von der Zimbagruppe bis zur Drei-Schweſtern-Kette, die reichgeſchichteten, vielartigen und vielfarbigen Kalke und Dolomite der Triasformation vor, während die mächtigen „Fluhen", d. h. die Wände und Stöcke der Kirchlispitzen, der Sulz- und Druſenfluh, der Weißplatte, Scheien-, Gempi- und Rätſchenfluh aus dem herrlichen ſilberblauen Tithon- oder Malmkalk des Jura (oberjuraſſiſcher Sulzfluhkalk) beſtehen, der wiederum ein Teil der „Unteroſtalpinen Falknis-Sulzfluhdecke" iſt. Die ausgeprägte Wandbildung des harten Tithon (Bild 1, Tafel III) war nicht nur namengebend für alle dieſe Wandfluchten oder Fluhen, ſie ſchuf auch jenes „Kletterparadies des Weſtens" der Oſtalpen, das heute mit Recht als eines der ſchönſten im Alpenraum gilt. Aber auch innerhalb der Fluhenreihe läßt ſich ſelbſt mit unſeren beſcheidenen Laienkenntniſſen um die geologiſchen Formationen eine ſehr wichtige praktiſche Einſicht für die Erſteigung dieſer Berge gewinnen, daß nämlich alle dieſe Gipfel nach Süden in ſchwierigen 400 bis 600 m hohen, ungegliederten Steilwänden abbrechen, nach Norden aber nicht nur ſanfter abgedacht, ſondern oft auch reichlich zerklüftet und ſomit von dieſer Seite durchwegs ungleich leichter erſteiglich und daher auch zuerſt erſtiegen worden ſind.

Vergleichen wir die zwei bekannteſten Gipfel des Rätikon-Kalkgebirges, die Scheſaplana und die Zimba einerſeits, mit den vorgenannten Fluhen andererſeits, ſo ergibt ſich ein ganz anderes Bild. Dem äußeren Anſchein nach bietet zwar der Scheſaplanaſtock von Süden ein ähnliches Bild und ſcheinbar die Fortſetzung der Wandflucht der Fluhen (Bild 1, Tafel III). Bei näherer Betrachtung aber erkennt man ſofort die großen Unterſchiede, denn nicht mehr der ſilbergraue Malmkalk, ſondern das bräunlichgraue „gewaltige Bauwerk des Hauptdolomits" bildet das Grundgerüſt des Scheſaplanaklotzes. Die deutlich geſchichtete Dolomitmaſſe beſteht aus einer „wohl 1000 m mächtigen Folge von oft bituminöſen, wechſelnd heller und dunkler grauer Dolomitplatten mit zahlreichen Breccienlagen" (Ampferer), die nach oben in „Plattenkalk" übergehen. Dieſer Fels iſt aber meiſt kein gutes Klettergeſtein. Durch dieſe Südwände des Scheſaplanaſtockes oder durch die mächtige Weſtwand des Panüeler Schrofens gibt es daher keine beliebten Kletterführen, nur kühne Steiganlagen, wie den Scheſaplanaweg der Schweizerſeite oder den Strauß- und Leiberweg am Panüeler. Im ungebahnten Fels und Trümmerwerk dieſer Wände klettert nämlich keiner ein zweites Mal zu ſeinem Vergnügen.

Dafür trägt dieſes „gewaltige Bauwerk" den höchſten Gipfel des Rätikon und auf ſeinem hohen und rieſigen Flachdach den Brandner Gletſcher, den einzigen größeren der Berggruppe. Dieſes Flachdach, dieſer „planierte" Dolomitklotz, der von Süden geſehen völlig eben oder plan (abgeflacht) erſcheint, hat dem Saxa oder Saſſa plana, dem „Ebenſtein" auch den Namen gegeben. Auf der italieniſchen Südſeite der Splügenſtraße gibt es heute noch den Flurnamen „Saſſa plana". Die richtige Schreibweiſe wäre daher zweifellos „Säſſaplana" (oder Seſſaplana), wie die alten Brandner heute noch ſagen und wie es Zösmaier (27) auch vorſchlug. Man hat ſich jedoch ſchon vor Jahrzehnten beidſeits der Grenze, die über die Spitze der Scheſaplana geht, auf die amtliche Schreibung 'Scheſaplana' geeinigt und ſie allein iſt heute gültig. Die alberne, von unwiſſenden Wichtigtuern eingeführte Schreibung Sceſaplana iſt alſo etymologiſch, d. h. der Herkunft nach, in keiner Weiſe begründet und ganz entſchieden abzulehnen. Auch die ſagenumwobene Tote Alpe, die flache Steinwüſte auf der Lünerſeeſeite des Gipfels, die einſt eine üppige Weide geweſen ſein ſoll, auch ſie verdankt Weſen und Namen dieſem unfruchtbaren Triasgeſtein des Hauptdolomits (Bild 2, Tafel IV).

Ganz anders wieder die Zimba, nach Ampferer — geologiſch geſehen — „der wunderbarſte Gipfel des Rätikon ... an ſeinem Aufbau nehmen alle Schichten von der Grauwackenzone bis zur Kreide teil und bedingen ſo im Baumaterial eine bunte Abwechslung". Dieſe buntfarbige Geſteinsfolge erklärt uns nicht nur die Vielart und Verſchiedenheit der Anſtiege der Zimba — am Oſtgrat überklettert man ſchier mit jeder Seillänge anderes

Gestein! —, sondern auch den Namen des Berges, der ursprünglich zweifellos Cima Sarotla, d. h. Ringelspitze lautete. Ohne es auch nur zu ahnen, haben die Kletterer in unseren Tagen die Ursachen zu dieser Namengebung wieder aufgedeckt, indem sie ein rotes Aptychenkalkband, das ringförmig um den Gipfelblock zieht, als den „Roten Ring" bezeichneten. Dieser weithin sichtbare rote Ring — dem auch das benachbarte Rothorn seinen Namen verdankt — gab dem Berg schon in rätoromanischer Zeit seinen Namen Cima Sarotla, von dem nur die zur Zimba verformte Cima noch am Berg hängt, während das Beiwort Sarotla in der Alp- und AV-Hütte gleichen Namens und in dem von der Alpe übernommenen Namen der Sarotlahörner fortlebt — aber am falschen Ort.

Zu seiner geologischen Skizze des Berges von NO schenkte uns Ampferer (1) diesen geologischen Hymnus eines gemütstiefen und weitschauenden Gelehrten: „Hier erscheint der Aufbau herrlich gegliedert und in seiner stolzen Steigkraft unübertrefflich. Die harten Gesteine sind so leicht gebogen und so bunt gefärbt, daß sie einer fröhlich auflodernden Flamme gleichen. Im Sockel bewundern wir die kraftvollen Falten der Kössener Schichten, am Scheitel erfreut uns die kecke trotzige Form der Hohen Mulde, die in der harten Faust der Aptychenkalke ruht. Auch hier ist deutlich zu erkennen, wie die ganze Schichtfolge an der Südseite ausgewalzt, an der Nordseite dagegen verdickt und angeschoppt ist. So bildet der herrliche Berg einen prachtvollen Gedenkstein für die gewaltige von S gegen N gerichtete Deckenflut der Nordalpen, welche den Grundplan des Alpenbaues entwarf."

Das „Urgebirge". Geologisch richtig: Das kristalline Gebirge. Diese Deckenflut aber leitet uns gar gefällig über zum anderen Hauptbauelement des Hochrätikon, nämlich zum Anteil kristalliner Gneise der sogenannten Silvrettadecke am Gebirgsbau des Osträtikon. Die kristalline Silvrettamasse wurde nämlich auf den östlichsten Kamm des Jurakalkes, auf die mächtigen Plattendächer des Tithon — von der Scheien- bis zur Rätschenfluh — aufgeschoben. So bestehen die Gipfel des östlichen Rätikonkammes, der das Gargellental im W begleitet, vom Hora und Gweilkopf bis zur Gargellner Madrisa und zum Klosterser Madrisahorn aus Silvrettagneis oder „Urgestein", wie die Bergsteiger es zu nennen pflegen. Diesem Granitgneis verdanken wir eine der edelsten Berggestalten der Alpen, die stolze Gargellner Madrisa, die wie eine Gralsburg das Gargellental überragt als einer der schönsten Talschlüsse und zugleich einer der vornehmsten kristallinen Kletterberge weitum.

Das Schiefergebirge. Bleibt uns noch das dritte Bauelement, das Schiefergebirge. Das sind die niedrigen südlichen Seitenkämme des Hauptkammes, die grünen Vorberge und sanftgeschwungenen Grate der Prättigauer Schweizerseite aus tertiärem Flysch. Sie knien mit ihren grünen Buckeln vor den gewaltigen Kalkburgen des Rätikon-Hauptkammes „wie Andächtige vor ihrem Hochaltar" (Ampferer). Die Kletterer des VI. Grades schauen denn auch verächtlich auf sie hinunter und hochtouristisch sind sie auch ohne Bedeutung. Dem naturverbundenen Bergfreund aber möchte ich einen Besuch wärmstens ans Herz legen, aus vielen Gründen. Diese grünen Grate sind ein einziger großer Alpengarten. Allerdings, die z. T. steilen Flanken der Grate sind keineswegs alle leicht zu gewinnen, aber sie endigen im Ost und West mit je einer für jedermann ganz leicht zu ersteigenden grünen Kuppel, dem Kreuz, 2195 m, und dem Vilan, 2376 m, Aussichtsbalkonen von so einmaliger Lage und Schönheit der Schau, daß ich sagen möchte: Wer sie nicht bestiegen hat, kennt den Rätikon nicht. Aber auch die anderen Höhenzüge des Schiefergebirges, Künihorn—Schafberg bei St. Antönien —Partnun und der Gyrenspitz —Sassaunagrat südlich der Schesaplanagruppe — alle um 2300 und 2400 m — bieten einzigartige Gratwanderungen und großartige Ausblicke auf die Rätikonmauer, ein Dorado für Fotografen.

Zwischen diesen Südkämmen der Flyschgrate allerdings sind einige der wildesten Tobel und Talschluchten des Rätikon eingeschnitten. Ein wahrer Urwaldfilz bedeckt ihre Flanken. Wer sich dort hineinwagt, muß ortskundig oder gut geführt sein. Auch das westliche Tal von Seewis, das des Taschinesbaches, ist tief eingeschluchtet, läßt aber dem Dorf Seewis

eine sonnige Terrasse zur freundlichsten Siedlung im Angesicht der Südfront des „Ebensteins", der mit schneeigem Silbersaum geschmückten Königin Scheschaplana.

Das östliche der Prätigauer Rätikontäler, das St. Antöniertal birgt eine echte alte Walsersiedlung; es ist nur im Unterlauf tief eingeschnitten. So schmiegen sich St. Antönien und sein winziges Alp- und Sommerdörflein Partnun in eine sammetgrüne Talwiege, die im Norden und Osten von den sonnbeglänzten Kulissen der Fluhen von der Sulzfluh bis zur Rätschenfluh umstellt sind, zu oberst geschmückt mit dem Kleinod des Partnunsees — in blütenübersäte Alpenmatten gebettet, wie es einem Kleinod gebührt — einer der schönsten Talschlüsse Graubündens. Im Winter aber ist dies ein touristisches Skiparadies ersten Ranges bis hinauf auf die Krone des Hauptkammes von der Sulzfluh bis zur Rätschenfluh.

* * *

Alte Völker — fremde Namen. Wie der Name Rätikon für das ganze Gebirge, so fallen dem fremden Besucher die vielen fremdklingenden Berg-, Orts- und Flurnamen auf, die da mitten und neben vielen deutschen Namen stehen: Amatschonjoch neben dem Windecker Spitz, die Alpe Lün und das Cavell- oder Gafalljoch neben den Kirchlispitzen, Gallina und Gavallinakopf neben den Hohen Köpfen oder dem Zwölfer und Känerberg, Garschinafurka oder Tilisunasee neben der Sulzfluh und dem Schwarzhorn, Madrisa und Saaser Calanda neben dem Frygebirg, Platinakopf neben der Weißplatte, Scheschaplana neben dem Zirmenkopf, Sarotlahörner neben dem Wildberg, Vaduz am Fuße der Drei-Schwestern-Kette, Malbun und Sareiserjoch neben dem Gamsgrat und Hahnenspiel, Valcastiel neben der Steinwand, Verajoch neben dem Roßberg, Tschengla und Tschalenga neben Mondspitze und Kessikopf und die Zimba neben der Mittagspitze.

Wenn nun etwa einer meint, das habe mit der Erschließungsgeschichte des Rätikongebirges nichts zu tun, so darf ihm entgegengehalten werden, daß diese alpinhistorisch gesehen uralten Berg- und Paßnamen geradezu als die ältesten und wertvollsten Zeugen der Rätikonerschließung bezeichnet werden müssen. Ich beschäftige mich nun schon fast ein Menschenalter lang mit der Erschließungs- und Ersteigungsgeschichte unserer Alpen und je tiefer ich in das Dunkel eindringe, welches die Anfänge der Alpeneroberung umhüllt, umso mehr muß ich erkennen: eine wachsende Fülle von Zeugnissen läßt darauf schließen, daß die Hochalpen schon in frühester Zeit der Alpenbesiedlung und seither immer wieder, ja sogar mit einer gewissen Selbstverständlichkeit aufgesucht und sicher auch bestiegen wurden — natürlich in der Regel nur leichter zugängliche Joche und Gipfel, vornehmlich im engeren und weiteren Bereich der Viehalpen und vielbenützter Übergänge.

Die Alp- oder Almwirtschaft ist uralt. Die Heimatliebe aber ist so alt wie die Menschheit und die Bewunderung, ja Verehrung der Bergeshöhen wieder so alt wie die Heimatliebe. Es hat zu allen Zeiten und bei allen Bergvölkern bergvertraute und bergliebende, neugierige oder kühne Menschen gegeben, welche die Bergeshöhen ihrer Alpenheimat um ihrer selbst willen aufgesucht und auch Gipfel bestiegen haben. Die gewiß ebenso alten Namen auch für höhere und abgelegene Berggipfel zählen zu den ersten und wichtigsten Zeugnissen dafür. Es ist nur natürlich, daß es keine echten „Urkunden" davon gibt, es sei denn, man betrachte etwa die zahlreichen Steigeisenfunde als solche, die bei Ausgrabungen im Alpenraum ans Licht kamen und ihrer Herkunft nach bis ins 5. vorchristliche Jahrhundert zurückreichen (vgl. „Berge und Heimat" 1950, S. 10 u. 313).

Dieser frühe Besuch der Bergwelt des Rätikon betrifft vor allem den West- und den Ostrand des Gebirges. Den Westrand, weil durch das Alpen-Rheintal zum Bodensee einer der ältesten Alpenübergänge verlief, den Ostrand, weil das Schlappinerjoch nachweisbar ein uralter vielbenützter Sommerübergang und Saumpfad war, nicht nur zwischen Prätigau und Montafon, sondern bis ins Engadin und Veltlin. Um die Bedeutung der oben aufgezählten, vermutlich meist rätoromanischen Bergnamen zu ermessen, muß in Kürze daran erinnert werden, daß das alte Rätien im Jahre 15 vor Christi von den Römern erobert und rund 500 Jahre lang besetzt gehalten wurde. Die Römer fanden

das Gebiet von einer Vorbevölkerung besiedelt vor, die sie Räter nannten. Welcher Art und Herkunft die Räter sind, ob keltogallischer oder keltoillyrischer oder anderer Art, ist hier belanglos. Sicher ist, daß auch sie schon die Örtlichkeiten benannt haben. So ist der Name unseres Rätikon-Grenzflusses im Norden, der Ill, keltischer Herkunft: ilara = die Eilende. Räter und Römer verschmolzen in der langen Besatzungszeit zu den sogenannten Rätoromanen. Weil ihre Nachfahren und deren Sprache im nahen Graubünden und anderen Alpengebieten heute noch fortleben, so können wir für viele unserer Bergnamen einwandfrei feststellen, daß sie rätoromanischer Herkunft und somit zum Teil mindestens 1000 bis 1500 und mehr Jahre alt sind. Die Rätoromanen haben also den Hochrätikon besucht, die Alpen (Almen) schon bewirtschaftet und genützt, haben das Hochgebirge gekannt und benannt, denn eine Reihe dieser Bergnamen können nur aus genauer Kenntnis der alpinen Lagen erklärt und verstanden werden.

In der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends n. Chr. begannen dann die Alemannen aus dem Bodenseeraum in unsere Bergwelt vorzudringen. Es hat allerdings zweifellos einige Jahrhunderte gedauert, bis sie auch im Illtal, im Walgau und Montafon und im Prättigau die Rätoromanen so aufgesogen haben, daß die deutsche Sprache so wie heute rings um den Rätikon alleinige Umgangs- und Amtssprache wurde. Wichtige Hilfe leisteten ihnen dabei die ihrem Grundwesen nach wohl auch alemannischen Walser, die Walliser, die im 13. und folgenden Jahrhunderten aus dem Schweizer Wallis, den Rhonequelltälern in zahlreiche Hochtäler Graubündens und Vorarlbergs übersiedelten und gerade auch rings um und im Rätikon. Wir haben daher nicht nur die sehr alten rätoromanischen Namen als Zeugnisse früher Kenntnis und Begehung der Hochtäler des Rätikon, wir besitzen außerdem Dokumente dafür, daß auch die alemannisch-walserischen Nachfahren und Nachsiedler der Rätoromanen diese ganze Bergwelt des Vorarlberger Oberlandes alsbald genau erforschten und benannten, ja vereinzelt sogar bestiegen haben.

Das wertvollste Zeugnis dafür ist das in dieser Hinsicht einzigartige Urbar der Herrschaften Bludenz und Sonnenberg von 1608 bis 1618. Es ist hier nicht Raum, auf die geschichtlichen Voraussetzungen einzugehen. Es genügt festzustellen, daß Erzherzog Maximilian zu Innsbruck am 4. Jänner 1608 Auftrag erteilte, eine genaue Beschreibung oder Urbar der Herrschaften Bludenz und Sonnenberg (Nüziders) anzufertigen. Die praktische Ausfertigung wurde dem Vogteiverwalter und Hauptmann David Pappus von Tratzberg in Bludenz übergeben, der sie mit größter Gewissenhaftigkeit ausführte und nicht nur die Grenzen dieser Herrschaften — soweit immer möglich auch im Hochgebirge! — in etwa 25 Tagen selber abgeschritten und dann beschrieben hat, sondern auch genaue Abrechnungen über diese alpinen Grenzbegehungen und deren Kosten anfertigte. Aus allen diesen Urkunden geht ganz zweifelsfrei hervor, daß nicht nur die Alpen und Hochpässe, sondern auch viele Gipfel des Rätikon, der Klostertaler Alpen und des Arlberggebietes, des Verwalls und der Silvretta um 1600 schon benannt waren, viele auch mit deutschen Namen. Ja, Pappus und seine Begleiter haben aus diesem Anlaß zweifellos auch manche Höhen entlang der Grenzlinie bestiegen, so daß Tiefenthaler (25) zu folgendem Schluß kommt: „Nach eigener Aussage des David von Pappus hat ihm diese Grenzberichtigung, die er, wie es am Schluß der Beschreibung heißt, in 25 Tagen unter Leibes- und Lebensgefahr durchgeführt hat, viel Mühe und Arbeit gekostet. Ich glaube, daß wir Pappus, abgesehen von namenlosen Jägern und Alphirten, als historisch belegten Erstbesteiger vieler Vorarlberger Berge annehmen können. Es wird daher auch in mancher Hinsicht die Literatur über die Erstbesteigungen in Vorarlberg zu berichtigen sein."

Dies gilt besonders auch für den Rätikon, denn über seinen Hauptkamm verläuft ein großer Teil dieser Grenzen. Pappus hat „zu dieser Kommission" — so schreibt er in seiner Abrechnung — „neue Fußeisen machen lassen", er hat außerdem ortskundige Führer aufgenommen, so z. B. am 16. August 1610 in Schruns im Montafon „zwei Schützen" (gemeint sind wohl Jäger) "als Christa Barballen und Claus Manalen"; Pappus schrieb dazu weiter: „Obermelter (= oben gemeldeter) Christa Barball ist sechs Tage mit mir

im Gepürg gegangen, dem verehrte ich 1 fl (fl = florin-Gulden). Claus Manall ist aber acht Tage mitgegangen, dem verehrte ich 1 fl 30 kr..."

Steigeisen und Führer sind aber eindeutige Beweise dafür, daß auch schwierigere Grenzkämme begangen wurden, zumal Pappus öfters ausdrücklich bemerkt, daß sie „bis in die höchsten Spiz" gestiegen seien. Wenn dabei auch vermutlich immer nur die leichter zu besteigenden Grenzmarkberge erklommen wurden, so ist doch die vollbrachte Leistung hoch einzuschätzen. Leider erlaubt die Art der Beschreibung nur selten ganz sichere Schlüsse, welche Gipfel etwa bestiegen wurden, zumal oft die Namen der Höhenzüge fehlen. In der Grenzbeschreibung und Abrechnung, soweit sie den Rätikon betreffen, tauchen eine Großzahl von Tal-, Flur-, Paß- und Alpnamen auf, so daß man sie hier nicht alle aufzählen kann, verlief doch die Grenze der Herrschaften Bludenz und Sonnenberg schon damals über den ganzen Grat vom Schlappinerjoch bis zum Naafkopf und weiter zu den Drei Schwestern. Diese Grenzbegehung des Pappus und seiner Begleiter im Rätikon fand im Jahre 1610 statt. Nun hat Pappus aber nicht nur seine eigene Grenzbeschreibung bestätigt, sondern auch jene der Anrainer beschafft und als rechtsgültige Urkunden bestätigen lassen, darunter eine erneuerte Grenzbeschreibung, die „zwischen kayser Maximilian dem ersten hochlobseligister gedächtnuß und graf Ruedolffen von Sulz anno 1515 aufgericht worden" und sonach rund 450 Jahre alt ist. In dieser Urkunde ist u. a. genannt: der Gorvion (2307 m) nördlich vom Bettlerjoch als Gurffian, weiter nördlich das Sareiser Joch als Serrißgradt, der Gamsgrat als Gampsengradt, der Naafkopf vermutlich als Solhneregg, das Barthümeljoch als Partimell. Diese Namen tauchen dann auch bei Pappus wieder auf. Aus seiner und den übrigen Grenzbeschreibungen des Bludenzer Urbars seien wenigstens die wichtigsten Berg- und Paßnamen im Rätikon genannt; so weit nötig, werden die heutigen Namen in Klammern dahinter gesetzt: Drey Schwestern, Zigerberg (Ziegerbergkopf), Scheyenkopf (Scheien- oder Scheuenkopf), Salruel (Salaruelioch), Matschen (Amatschonjoch), Saulenspiz (Saulakopf), Zimbaspiz, Roßboden (Roßkopf), Gasalina khopf (vermutlich das Steinwandeck), Purtschakhopf (Burtschakopf oder Daleu), Gasall (Cavelljoch, seltener Gasalljoch), in der Krimmen (Lüner Krinne oder Lünerkrinne), Schweizerthor, zum creyz im Sporren (Drusentor), Weysse Platte (Weißplatte), Plasseggen Schlapin (Schlappinerjoch; die Kartographen haben sich auf diese Schreibweise geeinigt, weil das Wort heute ein fester Begriff ist und entsprechend als ein Wort gesprochen und auch geschrieben wird). Das Verajöchle bezeichnet Hauptmann Pappus 1610 als „ain hoches wasächtiges Creüzjöchle genant Alpafera". Auch der schwierige „Spusagang" war ihm schon bekannt: „So hat es neben ... dem alppele Paniel (Panüel) ainen fueßsteig in Brann (nach Brand) genant der Sposagang, ist aber sehr gefährlich zuesteigen." Bergnamen, die, wie Schesaplana, ausschließlich von der Schweizerseite, vom Prätigau her, geprägt wurden, verwendet Pappus bezeichnenderweise nicht. So fehlen unter seinen Gipfelnamen usw. die Schesaplana und alle Fluhen, Sulzfluh, Drusenfluh usw., zu denen auch die Kirchlispitzen zu rechnen sind, weil auch ihre Malmkalkfluh von Süden her benannt wurde, nämlich nach einem ihrer Fluh oder Südwand vorgelagerten Felsgebilde, das die Walser Kirchli = Kirchlein nannten. Diese Namen waren Pappus eben nicht bekannt, seine Gewährsleute waren außerdem lauter nordseitig wohnhafte Vorarlberger; und eine bestätigende Grenzurkunde der Bündner bzw. Prätigauer Anrainer wurde dem Urbar leider nicht beigefügt.

Der Schesaplanastock, nicht aber die Gipfelpyramide selber, scheint im Urbar mit zwei Namen auf: 1. mit dem „Groß Gletscher ... zue hinderist in Brann" oder dem „hohen Gletscher in Brann", d. h. mit dem Brandner Gletscher, Gletscher nicht Ferner, denn dieses Wort ist im alemannischen Raum nicht bräuchlich, es wurde von gebietsfremden Militärtopographen eingeführt. 2. mit dem Namen Pleneapoyn für die heutige Tote Alpe, keineswegs aber für den Brandner Gletscher, wie Zösmaier (27) irrtümlich meint. Pleneapoyn oder Plenea Poyn (von Plana bovina) kann mit Ochsenebene oder Ochsenboden (oder freier mit Ochsenalpe) übersetzt werden und ist auch ein Beweis dafür, daß die Tote Alpe früher besser begrünt war, d. h. daß die damit verbundene Sage

von einer ehemals saftigen Alpweide an diesem Ort einen wirklichen Grund hat (Bild 2, Tafel IV).

Die hier angeführten Namen sind nur ein Bruchteil der alpinen Namen im Bludenzer Urbar. Diese Namen, auch die deutschen, sind selbstverständlich nicht erst für die Grenzbeschreibung geprägt worden, sondern fast ausnahmslos viel älter. Auch dafür enthält das Urbar ein Zeugnis, bekräftigen doch die namentlich aufgeführten „Hofjünger" des Tales Montafon in deren eingefügter Grenzbeschreibung, die ausdrücklich von lauter 70 und 80 Jahre alten Gewährsmännern bestätigt wird, daß „unsere lieben vorfahren von jhe welten her sich diser marcken inseriertermassen gebraucht und wir auch diselben unverhinderlich und rüebigclich gebrauchen ..."

* * *

Gruppen und Grate — Tiefen und Täler. Es ist ein bewährter Brauch, eine Gebirgsgruppe von der Art des Rätikon für touristische Zwecke und zur besseren Übersicht in Untergruppen und Kämme oder Ketten aufzuteilen. Man versucht dabei, die orographischen Gegebenheiten mit den touristischen Wünschen in Einklang zu bringen; so auch beim Rätikon. Rückgrat des Gebirges ist der Hauptkamm, der sich vom Falknis im W bis zur Weißplatte im O etwa 25 km fast genau west-östlich erstreckt, dann im rechten Winkel geknickt rund 10 km nach Süden zieht und neuerlich mit kurzem Knick ostwärts zum Schlappinerjoch absinkt. In gleicher Weise verläuft die Ländergrenze vom Naafkopf zum Schlappinerjoch. Der ganze Hauptkamm wird von W nach O untergeteilt in die Falknis-Naafkopf-Kette bis zur Kleinen Furka oder Salarueljoch (im N bis zum Kulm und Sareiserjoch); Scheschaplanagruppe mit dem Zalimkamm bis zum Cavell- oder Gafalljoch im O und zum Amatschonjoch im N; Drusenfluhgruppe bis zum Drusentor; Sulzfluhgruppe bis zum Plasseggapaß; Gweil-Schollberggruppe bis zum St. Antönierjoch; Madrisagruppe bis zum Schlappinerjoch.

Vom Hauptkamm strahlen Seitenkämme nach S und N aus. Über die niedrigen südlichen Schiefergrate und ihre Täler der Schweizerseite wurde für unsere touristischen Zwecke Seite 39 schon genügend ausgesagt. Touristisch ungleich wichtiger sind die nördlichen Seitenkämme und Rätikontäler. Wir unterscheiden von W nach O: Die Drei-Schwestern-Kette vom Kulm nach N; die Gallinagruppe vom Sareiserjoch nach N; die Fundelkopfgruppe vom Amatschonjoch nach N; die Zimbagruppe mit der Vandanser Wand von der Lünerkrinne nach N; die Kreuzjoch-Golm-Gruppe vom Ofenpaß nach NO. Nordkämme und -täler nehmen von W nach O an Länge ständig ab; alle Täler entspringen in vielfach begrünten, meist sanftgemuldeten Hochkaren und Alpkesseln, sind aber im Unterlauf meist tief, oft schluchtartig eingeschnitten und mit einem dichten Waldfilz ausgekleidet. Sehenswerte Naturschönheiten dieser Art sind besonders die großartige Bürser Schlucht des Alvier im unteren Brandnertal, in dessen grüner Talwiege zu oberst Brand, das Alpendorf schlechthin, eingebettet ist. Ferner die wildromantische Schlucht des unteren Gamperdonatales, die in so erstaunlichem Gegensatz steht zur smaragdgrünen Bucht des Talschlusses im „Nenzinger Himmel" — ein „Himmel" für das Weidevieh auf den üppigen Triften dort! — und dem entzückenden Sommerdörflein St. Rochus mit seinen vielen winzigen schokoladebraunen Maisäßhüttli. Den gleichen Gegensatz bietet das längste und westlichste der Täler, das fast 17 km lange Saminatal, dessen größter und mehrfach verzweigter oberer Teil auf Liechtensteiner Boden liegt und die einzigartigen Maisässe und Alpengasthöfe von Sücka, Steg und Malbun birgt. Ihre samtglatten und samtgrünen Wiesen sind von schnurgeraden Zeilen goldbrauner Hüttlein umgeben. Das untere, österreichische Saminatal aber ist eine riesige Waldschlucht, ein Dorado der Holzer und Jäger. Die Liechtensteiner haben deshalb auch ihren Zugang von Vaduz-Triesenberg über den tiefen Sattel des Kulmgrates gewählt und diesen trennenden Kamm deshalb mit einem Straßentunnel durchbohrt.

Sämtliche Täler haben prachtvolle Talschlüsse, das Saminatal die Naafkopf-Grauspitzen-Wände und -grate, das Gamperdona- und das Brandnertal den mächtigen Schesa-

planastock, das Rellstal Zimba, Saulakopf und Schweizertor, das Gauertal die Sulzfluh und die Drei Türme mit der Drusenfluh, ein so wildromantisches Bild, daß kein Geringerer als der Alpenmaler E. T. Compton den Talschluß als einen der schönsten bezeichnete, den dieser weitgereiste alpenkundige Mann je sah.

Im Gampadelstal oben — über seinem Scheintalschluß durch das Tilisuna-Seehorn — aber grenzen die see- und blumengeschmückten saftgrünen Matten von Tilisuna unmittelbar an die schneehellen Karrenfelder der Weißplatte und Sulzfluh. Die stolze Gneisburg der Madrisa als machtvollen Talschluß von Gargellen habe ich schon gerühmt.

Der Rätikon ist jedoch noch mit anderen Naturschönheiten geschmückt, so mit drei prächtigen Hochalpenseen: Tilisunasee, Partnunsee und Lünersee. Der herrliche grünblaue Lünersee ist oder war bis zu seiner künstlichen Stauung im Jahre 1959 der größte natürliche Hochgebirgssee der Ostalpen in dieser Höhenlage von nahezu 2000 m ü. M. und mit 56 Millionen Kubikmeter Inhalt, 104 ha Fläche, 105 m größter Tiefe, 4,2 km Umfang, 950 ha Einzugsgebiet. Er ist aber auch noch durch viele seltsamste Eigenheiten seiner Natur und Entstehung, Lage, Geschichte und Sagen ausgezeichnet (11, 13, 16). Auch des sehenswerten Schefatobels am Bürserberg muß hier gedacht werden als „größter Murbruch Europas", in einer gewaltigen Eiszeitmoräne bald nach 1800 entstanden.

Doch nun gilt es, die Gipfelflur des Rätikon und ihre abenteuerliche Erschließungsgeschichte in den einzelnen Gruppen und Kämmen des Gebirges zu erforschen und zu gestalten. Abgesehen von einigen ganz wenigen Ausnahmen — z. B. Mondspitze, Loischkopf und Daleu in der nördlichen Fundelkopfgruppe — liegen die Gipfelhöhen sämtlicher bedeutender Berge des Rätikon zwischen 2000 und 3000 Meter ü. M. und im Durchschnitt etwas unter 2500 m. Man zählt rund 125 benannte Gipfelpunkte über 2000 Meter.

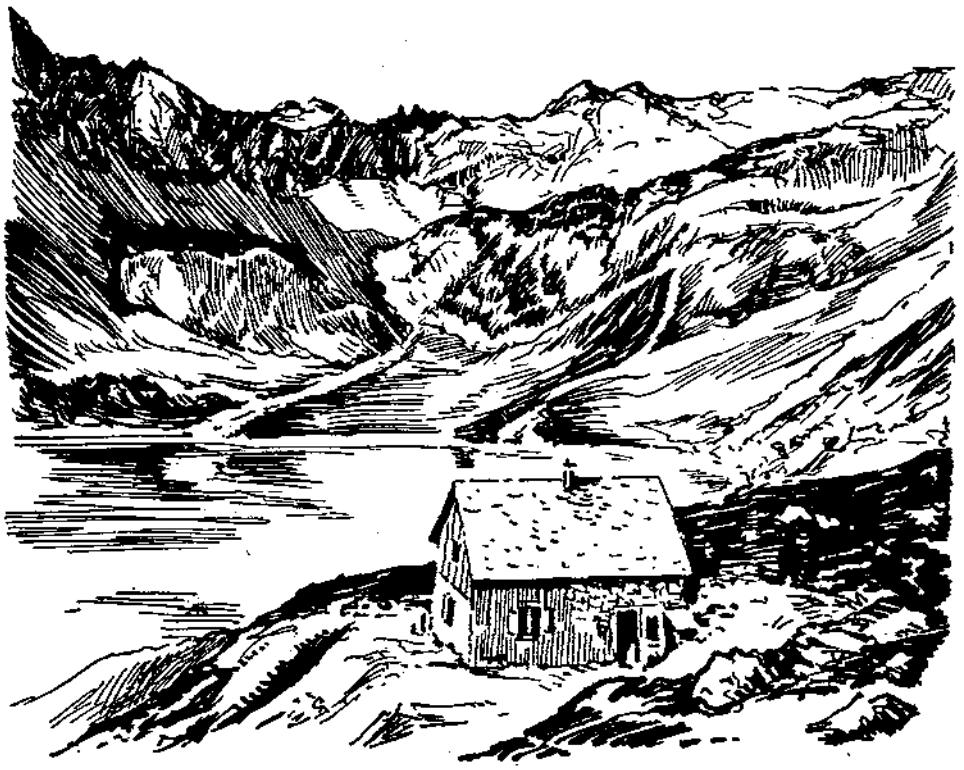
* * *

Die Scheſaplanagruppe. Die Scheſaplana ist mit 2965 m die höchste Erhebung des Rätikons. Das gewaltige, vielgipfelige Felsbollwerk ist aber auch der weitaus mächtigste Stock des Gebirges. Es erscheint daher angebracht, mit seiner Geschichte zu beginnen, umso mehr, als die „Königin Scheſaplana" mit dem blaugrünen Juwel des Lünersees wahrhaft majestätisch geschmückt, auch in der alpinhistorischen Genealogie am weitesten zurückschauen kann. So viel Seltsames und Einmaliges nämlich bisher über den alpinhistorischen Rätikon auch schon gesagt wurde — im streng bergsteigerischen Sinne beginnt diese merkwürdige alpine Historie erst jetzt, besitzen wir doch einen im Jahre 1742 niedergeschriebenen Originalbericht über eine Scheſaplanabesteigung, ja Überschreitung, die etwa ums Jahr 1730 oder früher von mehreren Prätigauern mit so offensichtlich gewohnter Selbstverständlichkeit durchgeführt wurde, daß es jedem unvoreingenommenen alpinen Geschichtskenner sofort klar ist: das war nicht das erste Mal und auch nichts Außergewöhnliches für die Prätigauer, wird doch im gleichen Dokument eine schon vorher ausgeführte Besteigung des benachbarten Tschingel, 2541 m, dicht östlich vom Barthümeljoch und damals auch schon benannt, mit der gleichen Selbstverständlichkeit beschrieben (23).

Aber mehr noch: dieser Originalbericht „Meine Schaschaplana-Bergreis" (= Bergreise, Bergfahrt) „durch Nicolaus Sererhard einen Bunds-Mann beschrieben im Prettigeu aus Seewis des Lobl. X Gerichten Bunds im Jahr unsers Heilß 1742" ist die älteste uns bekannte Schilderung der Besteigung eines Hochgipfels der Ostalpen in deutscher Sprache. Die köstlichen, mit lateinischen Brocken durchsetzten Schilderungen der Tschingelbesteigung und der Scheſaplana-Überschreitung sind so lebendig und genau, daß man zweifelsfrei sagen kann: der Aufstieg Sererhards unter Führung eines alten (1742 schon 83jährigen) Jägers und des „Ganey-Badwirth" erfolgte von Süden durch das sogenannte Schafloch empor auf den Brandner Gletscherfirn, auf und an seinem Südrand entlang nach Osten „auf den obersten Gipfel". Sererhard beschreibt nicht nur alle „mirabilia" (Wunder) am Wege, sondern auch die ganze Rundschau, denn „über den Lindauer See hinaus ins Schwaben-Land da präsentirt sich das schönste Ansehen von der Welt". Sererhard hatte nämlich ein „Perspektiv", ein Fernrohr dabei.

Sie stiegen dann nach Osten „auf der andern Seiten durch die todte Alp hinunder zum Lünner See", den er genau beschreibt mitsamt den Sagen, die man ihm davon auf der Alpe dort berichtete. Und schließlich stellt er noch eine phantastische Gletschertheorie auf, beschreibt auch die Aussicht vom Vilan, 2375 m, über Seewis, den er wohl öfters bestiegen hat. Kurz — auch hier wieder eine Fülle von Zeugnissen dafür, daß die Alpler ihre Berge seit jeher nicht nur gekannt und benannt, sondern auch geliebt und — bestiegen haben.

Weil die Alpe Lün am Lünersee seit alters her vom Montafon aus mit Vieh bestoßen wurde, aber auch der sogenannte „Böse Tritt" am Seebord und Weg von Brand herauf wohl schon immer begangen wurde, obgleich diese Wegstelle auf einige Meter über nicht ganz ungefährliche Felsstufen führt, so war das Gebiet um den Lünersee und die Tote Alpe — die Pleneapoyn des Pappus von 1610 — auch auf der Nordseite schon immer wohl bekannt. Man kann daher auch öftere Besteigungen des Berges von dieser Seite annehmen, zumal bekannt ist, daß z. B. um 1790 schon der Baron v. Sternbach aus Bludenz mit dem Jäger Josef Sugg aus Brand eine Scheſaplanabesteigung über den Bösen Tritt und die Tote Alpe ausführte. Ein Menschenalter später, um 1850, war diese Besteigung schon so allgemein bekannt und bräuchlich, daß unternehmungslustige Bludenzer Bergfreunde, an ihrer Spitze die berühmte Bergsteiger- und Brunnenmacherfamilie Neyer, bereits nach einem neuen Anstieg suchten und ihn auch fanden! Denn am 16. September 1849 durchstieg eine große Gruppe von Bergsteigern — darunter auch zwei Schwestern Neyer! — unter Führung der Brüder und besonders des Balthasar Neyer erstmals die Zalimwand zwischen Wildberg und Panüeler, etwa dort, wo heute der kühne Leiterweg emporführt (7, 14). Also wiederum eines der erstaunlichsten Ereignisse in der Geschichte des österreichischen Alpinismus, denn damals gab es weder alpine Vereine, noch Schutzhütten, noch Bergführer, wohl aber in Bludenz nachweisbar schon eine große Zahl



Die erste Douglaßhütte am Lünersee, erbaut 1871

leidenschaftlicher Bergsteiger. Daß aber einheimische Frauen an einer solchen Erstbesteigung teilnahmen, ist für 1849 ein wahres Unikum. Dem Bruder des Balthasar, Toni Neyer, genannt Büchels Tonis Toni, werden wir als kühnem Zimba-Besteiger 1848 wieder begegnen.

Aber der einmaligen Ereignisse in der alpinen Geschichte der Scheſaplana sind noch immer lange nicht genug, ja das für den Alpenverein wichtigste folgt jetzt: die Erbauung der ersten — der allerersten! — Schutzhütte des Deutschen Alpenvereins im Jahre 1871 an den Ufern des Lünersees. Wie kam es, daß der am 9. 5. 1869 in München gegründete Deutsche Alpenverein (DAV) seine erste Hütte ausgerechnet in den österreichischen Alpen erbaute? Weil der am 19. 11. 1862 in Wien gegründete Österreichische Alpenverein (OeAV) — im Gegensatz zum DAV — anfangs den sektionsweisen Zusammenschluß seiner Mitglieder in den Ländern nicht duldete. So kam es, daß mehrere in Österreichs Alpenländern neugegründete Alpenvereine sich als Sektionen dem duldsameren DAV anschlossen, darunter auch die am 1. 12. 1869 in Feldkirch gegründete Sektion Vorarlberg. Schon im April 1870 beschloß diese Sektion, zu Nutzen der großen Zahl von Scheſaplanabesteigern am Lünersee eine Schutzhütte zu erbauen. Es ist aktenmäßig zweifelsfrei nachzuweisen: dieser Plan entsprang der leidenschaftlichen Berg- und Heimatliebe des Ausschußmitgliedes und späteren Obmannes der DAV-Sektion Vorarlberg, Fabrikant John Sholto Douglaß, Sohn eines schottischen Textilmagnaten, der im Dorf Thüringen unweit Bludenz eine Textilfabrik erbaut hatte. Douglaß — so schrieb er sich selbst in sämtlichen Urkunden, zum Unterschied von seinem schottischen Ahnengeschlecht Douglas — Douglaß entwarf eigenhändig den Bauplan dieser ersten DAV-Hütte und den auch noch vorhandenen Bauvertrag vom 28. 5. 1871 über „Erbauung, Ausstattung und Benützung einer Touristen-Unterkunftshütte am Lüner See", mit dem der Gastwirt Samuel Kegele aus Brand und Bürgermeister Joseph Wolf von Bludenz verpflichtet wurden, die Hütte noch im Sommer 1871 aufzuführen (6). Es ist zweifellos das besondere Verdienst Kegeles, wenn diese Bedingung so gut und rasch erfüllt wurde, daß noch im Herbst 1871 rund 60 Gäste in der halbfertigen Hütte Aufnahme fanden. Die Fertigstellung und offizielle Eröffnung fand aber erst am 28. 8. 1872 „mit einem glänzenden Bergfest" statt. Kegele scheute keine Mühe und Mittel und war durch Jahre hin die Seele des Unternehmens. Um so schwerer traf es ihn, als im Winter 1876/77 die erste Hütte von einer Lawine in den Lünersee hinabgeschleudert wurde. Die Ehefrau Samuel Kegeles bezeugte später, sie habe aus diesem traurigen Anlaß ihren Mann das erste und einzige Mal weinen gesehen. Die von der Sektion Vorarlberg alsbald mit Lawinenschutz wieder aufgebaute Hütte am einzigschönen Lünersee fand so großen Zuspruch, daß sie ständig vergrößert werden mußte, daß schließlich drei Gebäude nebeneinander standen und daß von 1871 bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges 1939 die ungeheure Zahl von 127.876 Gästen gezählt wurde, die Zahl der Jahresgäste aber von 58 im Jahre 1871 auf 4500 im Sommer 1939 angewachsen war.

Nach dem viel zu frühen und tragischen Tode Douglaß' 1874 durch Absturz bei einem Jagdunfall im Hochgebirge beschloß die Sektion, die Alpenvereinshütte am Lünersee ihm zu Ehren Douglaß-Hütte zu nennen (6).

* * *

Im Sommer und Winter. Drei Aufstiege auf den Scheſaplanastock — Schafloch / Tote Alpe / Zalimwand — sind uns nun bekannt. Deren zwei wurden offenbar schon seit langer Zeit benützt: der von Süden durch das Schafloch von den Schweizern, der von Osten über die Tote Alpe mehr von den Österreichern. Wie weit bekannt und beliebt eine Scheſaplanabesteigung z. B. um 1800 schon war, dafür wollen wir als wohl erstaunlichsten Beweis anführen, daß J. G. Ebel (1764—1830) in der 2. Auflage seiner berühmten „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen" (1804) bereits eine Besteigung der „Scaesa plauna", ja sogar ihre prachtvolle Aussicht beschreibt!

Der ungleich schwierigere dritte Aufstieg von Norden, die Kletterei über die Zalimwand 1849 dagegen darf bereits als Auftakt des modernen Alpinismus gewertet werden. Und ganz in seinem Zeichen stand die Überkletterung des plattengepanzerten Nordwestgrates der Scheſaplanagipfelpyramide am 6. September 1930 durch die zwei Vorarlberger Karl Fritz und Herbert Sohm. Dazwischen aber spannt sich die namen-, gipfel- und ereignisreiche Erschließungsgeschichte des Scheſaplanastockes und der verschiedenen Grate, die von ihm ausstrahlen:

Da ist der mehrgipfelige Ostkamm, der über den Felsenkopf, 2833 m, und Zirmenkopf, 2806 m, zum massigen Seekopf, 2698 m, hinauszieht (Bild 2, Tafel IV). Er bietet eine großzügige nicht zu schwierige Grattour an und völlige Einsamkeit — mitten im vielbesuchten Bergland. — Der Südost-Grenzgrat schrankt die Tote Alpe im Süden ab und wirft zuletzt in den lustig getürmten Kanzelköpfen, 2437 und 2423 m, ein Miniaturgebirge und Zier der Lünersee-Umrandung auf (Bild 2, Tafel IV). Seine zwei Einschartungen, Gemslücke und Kanzeljoch, waren schon dem Hauptmann Pappus anno 1610 bekannt, nämlich daß von „Pleneapoyn (d. i. unsere Tote Alpe) zween fueßstaig übers gepürg ins Brettigeu gehn, aber sehr gefährlich". — Der Nordostrücken zieht langhin vom Wildberg, 2788 m, hinaus zum Brandner Wahrzeichen, dem Mottakopf, 2176 m, eine prächtige Gratwanderung, aber nur für Geübte.

Der Nord- und Zalimkamm, der vom Panüeler (Panüelerkopf, 2859 und 2855 m) nach Norden streicht bis zum Amatschonjoch, trägt mehrere hübsche Gipfel wie Oberzalimkopf, 2340 m, das Pfannenknechtle, 2234 m, den Blankuskopf, 2334 m, und den Windeckerspitz, 2331 m; er entsendet auch einige kleine Seitengrate, die einsame Höchtälchen einschließen — für Geübte ein einzigartiges Wanderland in der Bergstille. — Und zuguterletzt ist im Westen der Schafberggrat, der im Salaruelkopf, 2841 m, vom Scheſaplanastock und Panüelergrat abzweigt und über den Schafberg, 2731 m, wild und tief zum Salaruelsjoch, 2243 m, — auch Kleine Furka genannt — abfällt, mit dem Scheſaplanagipfel aber durch den mehrhöckerigen Rücken der Schafköpfe, 2793 und 2808 m, verbunden ist.

Die kaum bedeutsame Ersteigungsgeschichte dieser Grate und Gipfel im einzelnen aufzuzählen, würde viel zu weit führen. Ich verweise auf die Literatur, besonders die Ziffern 5, 11, 15 und 24 und beschränke mich hier auf die wichtigsten Ereignisse. So mag z. B. eine Scheſaplanabesteigung durch J. J. Weilenmann am 19. August 1852 hier festgehalten sein, weil dieser hervorragende Alpinist und Bergwanderer von Gottes Gnaden am Vortag, 18. August, von St. Gallen zu Fuß in 15 Stunden die über 60 km nach Brand wanderte, dort nächtigte, aber schon 1 Uhr nachts wieder aufbrach, um über den Lünersee und die Tote Alpe den Gipfel zu erklimmen. Denn damals gab es ja noch keine Douglaßhütte wie 1876, als Weilenmann wiedereinmal im Rätikon weilte und dem über die Maaßen erstaunlichen Leben und Treiben bei der Hütte eine köstliche Schilderung widmete. Hat er doch den ganzen Rätikon zwischen den Drei Schwestern und der Sulzfluh öfters durchstreift und mehrere Kapitel lebendigster Erinnerungen daran hinterlassen (26). Wie so viele Bergfreunde jener Tage dürfte auch Weilenmann durch ein denkwürdiges Ereignis auf die Douglaßhütte aufmerksam geworden sein, ein Ereignis, das untrennbar mit dem Rätikon verknüpft bleibt: Fand doch am 23. August 1873 in Bludenz anläßlich der Generalversammlung des DAV dessen Vereinigung mit dem OeAV zum **„Deutschen und Österreichischen Alpenverein"** (DOeAV) statt. Durch zwei Menschenalter vereinte er die Bergsteiger Deutschlands und Österreichs und wuchs zum größten alpinen Verein der Welt heran. Die Rätikonstadt Bludenz und die Sektion Vorarlberg des DAV waren die Gastgeber und kein Geringerer als der Obmann der Sektion John Sholto Douglaß präsidierte das denkwürdige Fest mit der ganzen leidenschaftlichen Hingabe seines vornehmen Wesens. Auf der Erinnerungskarte, die eigens dazu herausgegeben wurde, sind Zimba, Scheſaplana und Lünersee abgebildet, aber auch das „Schützenhaus" zu Bludenz, dessen wir umso lieber gedenken, als eben im Frühling 1959 dieses Gebäude, darinnen die Vereinigung der Alpenvereine stattfand, niedergerissen wurde und so wieder eine altehrwürdige Gedenkstätte zur Alpenvereinsgeschichte verschwunden ist (6).

Aber nicht nur der Lünersee und das Brandnertal, auch das wunderschöne Alpdorf St. Rochus im Nenzinger Himmel (Gamperdonatal) wurde sicher seit Alters viel besucht, zumal es in seinen über hundert Alphütten aller Größen — es werden über 1000 Stück Vieh dort gesömmert! — immer Unterkunft genug geboten hat. Trotzdem hat sich dort schon um 1870 mit Erfolg in „C. Meyers Alphütte eine Art Hotel 'Zur Schalanza' aufgetan", das aber nach Weilenmann (26) bereits 1876 wegen Mißgunst der anderen Alpbesitzer wieder schließen mußte. Ein später erbauter Gasthof „Himmelssonne" ist 1921 abgebrannt; aber heute stehen zwei beliebte Alpengasthöfe dort, die im Sommer sogar Jeepverkehr mit Nenzing haben (10). Kein Wunder also, daß die Bergsteiger schon frühzeitig auch nach einem direkten Aufstieg vom Gamperdonatal auf den Scheſaplanastock suchten, obgleich er sich gerade nach W mit dem mächtigen Bollwerk des Panüeler Schrofens verteidigt, auch Panüeler-Westwand oder kurz Panüelerwand geheißen. Selbst der kühne Weilenmann dachte 1876 nicht daran, dort hinaufzusteigen. Umso bewundernswerter ist die Leistung des Feldkircher Alpenvereinsmannes Julius Volland († 1911), der schon ein Jahr später 1877 allein die nordwestlichste Steilwand des Panüeler Schrofens durchstieg. Sein Name ist im Vollandturm in der Drei-Schwestern-Kette verewigt, wo wir ihm wieder begegnen werden. Die mächtige 'direkte' Panüelerwand aber fand erst am 30. 7. 1923 ihre Bezwinger in den Vorarlberger Alpinisten Dr. Richard Benny und Fritz Schatzmann (10, 24).

1883 schufen sich dann auch die Schweizer eine Unterkunft auf der Prätigauer Seite. Bis dahin hatte man meist auf einer Alphütte, ab 1872 auch gerne auf der Douglaßhütte genächtigt. Jetzt erbaute die Sektion Rätia des SAC eine 'Clubhütte' oberhalb der Alpe Vals und nannte sie nach einem Flurnamen „Schamellahütte". Schon 1898 ersetzte man sie durch einen Neubau, der aber weiter westlich auf der Alpe Fasons erstellt, jetzt „Scheſaplanahütte" (1908 m) genannt und von der Sektion Pfannenstiel des SAC übernommen wurde. Sie enthält heute 11 Betten und rund 80 Lager, ist vom Juni bis Oktober bewirtschaftet und ein gar beliebtes Ziel der Schweizer. Der 'Schamellaweg' führt von der aussichtsreichen Hütte gerade durch die Südwände zur Scheſaplana hinauf (5, 15).

Neujahr 1885: Schon wieder ein denkwürdiges Datum, denn am 1. und 2. Jänner erstieg der Schwabe Theodor Wundt, ein berühmter Alpinist und Pionier des Winterbergsteigens, die Scheſaplana erstmals im Winter und zwar mit einem ‚wilden' Führer von Brand über die Douglaßhütte — eine abenteuerliche Geschichte, über die Wundt in seinem Buch „Ich und die Berge" (1917, S. 74) einen flotten Bericht hinterließ. Eine zweite Winterbesteigung fand 1889 von Schruns aus statt (7). Und weil wir schon bei den Winterbesteigungen sind, so mag hier auch gleich die erste Besteigung mit Skiern vermerkt sein, zumal sie wiederum ein Unikum in der Geschichte der alpinen Skitouristik ist, erfolgte sie doch schon am 1. Jänner 1900 durch Victor Sohm, Bregenz, Josef Ostler und Hermann Hartmann, damals beide als Zollbeamte in Lindau. Es war eine der frühesten Skibesteigungen eines Hochgipfels der Ostalpen (8).

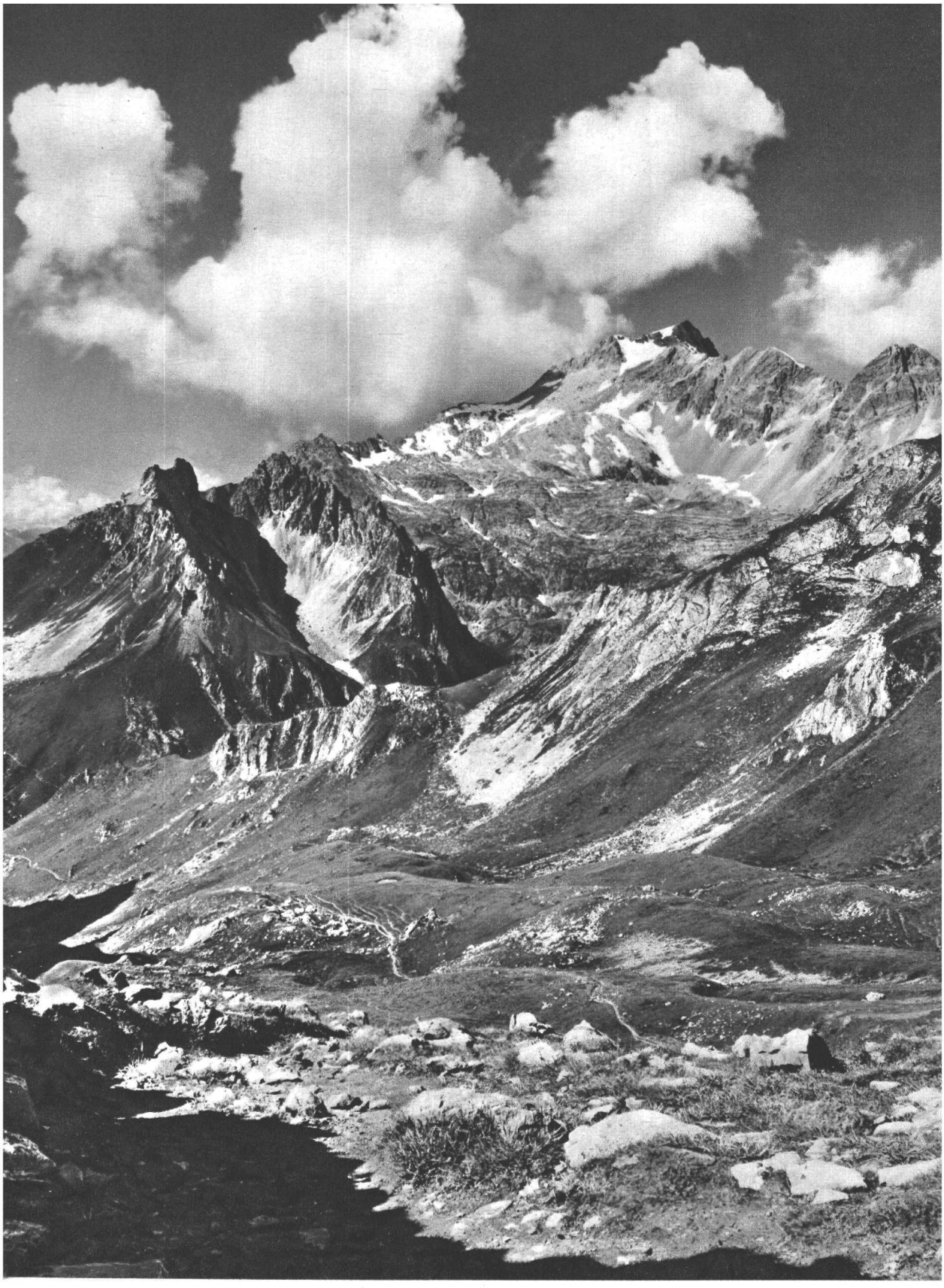
Am 20. März 1926 habe ich mit Franz Possenig aus Bludenz und Merbot Meyer aus Bürserberg die Scheſaplana von der Douglaßhütte zur Straßburger Hütte mit Ski überschritten; andern Tags erstiegen wir den Panüeler (2859 m) mit Ski, fuhren zur Straßburger Hütte ab und überschritten anschließend die Scheſaplana wieder zur Douglaßhütte hinüber, denn von der Straßburger Hütte gibt es leider keine Abfahrt nach Norden, dagegen ist die Abfahrt vom Gipfel zu beiden Hütten großartig.

In den sehr schönen Skigebieten von Brand und Bürserberg dürften Sepp Zweigelt, Dornbirn, und Bergführer Ferdinand Schallert, Bludenz, die ersten Skitouristen gewesen sein. Zwischen 1902 und 1909 befuhren sie teils allein, teils gemeinsam oder mit anderen Skipionieren fast alle Skiziele des Gebietes erstmals mit Skiern (8).

* * *

Rätikon, Blick vom Madrisagipfel gegen Scheſaplana (2967 m), Druſen- (2835 m) und Sulzfluh (2824 m)
Aufn.: W. Flaig

TAFEL III



Rätikon, Scheſaplana (2967 m), mit der Toten Alpe

Aufn.: Rhomberg KG.

TAFEL IV

Von Norden. So bekannt und erschlossen die Süd- und Ostflanken des Scheſaplanastockes waren, so unzugänglich und fast unberührt waren die ungleich steileren und schwierigeren Nord- und Westseiten — trotz den mutigen Vorstößen der Brüder Meyer 1849 und Vollands 1877. Das mächtige Dach des Massivs — 3 km lang und 1200 m breit! —, das gewallige, wandumgürtete Hochplateau des Brandner Gletschers lag noch immer in tiefer Einsamkeit, denn der Strom der Scheſaplanabesteiger streifte es ja nur an seinem Südrand. Besonders im vielbesuchten Nenzinger Himmel im Gamperdonatal bedauerte man immer wieder, daß es keinen leichten direkten Zugang und keinen höher gelegenen Stützpunkt gab. Deshalb regte der langjährige Vorstand der Sektion Konstanz des DOeAV, Dr. Wilhelm Strauß, einer der besten Kenner der Bergwelt um den Bodensee, schon in den Achtzigerjahren den Bau einer kühnen Weganlage entlang dem Nordgratrücken des Panüelerkopfes, 2859 m, an. Unter seiner tatkräftigen Mithilfe erbaute dann auch die Sektion Vorarlberg diesen Felsensteig von der Spusagangscharte — so daß er auch Anschluß auf der Zalimseite erhielt — bis auf den Plateaurand dicht östlich vom Panüelerkopf, 2859 m. Als einer der ersten großen alpinen Felsenwege wurde er unter dem Namen „Straußweg" am 21. Oktober 1890 schon eingeweiht (5, 24).

Auch die Sektion Bludenz des DOeAV plante einen Felsensteig von Norden über die Zalimwände auf den Scheſaplanastock, kam aber nicht zur Ausführung, bis die Sektion Straßburg des DOeAV 1902 beschloß, auf dem Nordrand des Gletscherplateaus am Westgrat des Wildberges in ca. 2700 m Höhe eine Hütte zu erbauen, wozu man diese Weganlage nun benötigte. Im Sommer 1903 wurde sie begonnen und 1904 so schnell vollendet, daß die „Straßburger Hütte", 2679 m, noch 1904 im Rohbau fertiggestellt und am 14. August 1905 eingeweiht werden konnte, zusammen mit dem Felsensteig, der nach dem früheren Straßburger Vorsitzenden Dr. Adolf Leiber jetzt „Leiberweg" getauft wurde. — Auch die Erstellung eines Stützpunktes auf der Oberzalimalpe hatte sich als nötig erwiesen; auch er konnte als ‚Oberzalimhütte', 1889 m, im Rohbau 1905 geweiht werden (19, 20).

Die weitum im Alpenraum einzigartige Lage der Straßburger Hütte brachte ihr viele Besucher — blickt man doch auf der einen Seite aus dem Hüttenfenster über ganz Vorarlberg und den Bodensee weit nach Oberschwaben hinein, während auf der anderen Seite die edel geschwungene Gipfelpyramide der Scheſaplana über dem hellschimmernden Gletscher steht. Unvergeßlich ist die zauberhafte Pracht der Sonnenuntergänge dort oben! — Schon 1913 mußte die Hütte vergrößert werden; der erste Weltkrieg aber brachte die Straßburger Bergfreunde um diesen stolzen Besitz. Die Sektion Bludenz übernahm die Betreuung, bis der Hauptausschuß des DOeAV am 20. Mai 1920 die beiden Hütten der Sektion Mannheim zusprach, die ihren Hüttenbesitz in Südtirol verloren hatte. Ihr Hüttenwart Georg Orth betreute die Hütten so liebevoll, daß die Oberzalimhütte ihm zu Ehren den Beinamen Georg-Orth-Hütte erhielt.

* * *

So könnte wohl dieser Abschnitt über die Erschließung der Scheſaplanagruppe im Rätikongebirge hier abgeschlossen werden, wenn nicht eben jetzt im Sommer 1959 die reichbewegte Geschichte der altehrwürdigen Douglaßhütte einen schier tragischen Abschluß und zugleich auch eine ganz unerwartete Wendung gefunden hätte. Denn Ende Juli 1959 mußten die drei Gebäude, aus denen die Hütte zuletzt bestand, geräumt und dem Erdboden gleich gemacht werden und wenig später schon überfluteten die grünen Wasser des Lünersees die denkwürdige Stätte. Denn der See wurde durch Errichtung einer Staumauer in der Seebordsenke um rund 30 Meter höher und von 56 auf 76 Millionen Kubikmeter Inhalt gestaut, so daß die alte Douglaßhütte unter den neuen Seespiegel zu liegen kam. Dieser „Großspeicher" speist jetzt das moderne Lünerseewerk der Vorarlberger Illwerke AG. in Latschau im Montafon (11). Für diese Bauarbeiten wurde eine schöne Straße erbaut von Brand nach Schattenlagant, 1483 m, und weiter zur Talstation, 1565 m, der Werkseilbahn (Lünerseebahn) auf den Seebord, Bergstation etwa

1980 m. Die Straße — mit Postautokursen von Bludenz-Brand bis zur Talstation — und die Lünerseebahn wurden für den öffentlichen Verkehr freigegeben. Ein Strom von Touristen aller 'Grade' ergießt sich seither in das Lünerseebecken, um den See und seine Bergwelt zu bewundern.

Als Ersatz für die versunkene Hütte aber haben die Vorarlberger Illwerke nicht nur eine wohlausgebaute Baubaracke auf der Toten Alpe zur Benützung durch die Bergsteiger bereitgestellt, sondern der Sektion Vorarlberg des OeAV auch in denkbar großzügigster, um nicht zu sagen hochherziger Weise eine prächtige und modern eingerichtete neue Douglaßhütte, etwa 1980 m, auf dem Seebord erstellt, dicht neben der Bergstation der Lünerseebahn — ein großes Berghaus mit 55 Betten in Ein- und Zweibettzimmern und mit 48 Touristenlagern in acht Schlafräumen. Welch ein Wandel in den bald 90 Jahren seit der Erbauung des ersten von Douglaß entworfenen Hüttleins mit drei winzigen Räumen: Küche, Stube und Kammer mit insgesamt drei 'Doppelschlafstellen' — also mit sechs Lagern und mit einem 'Heuboden' unter dem kleinen Giebeldach.

Die übrigen Gruppen des Rätikongebirges zwischen Drei Schwestern und Madrisa werden zusammen im II. Teil dieser Monographie im kommenden Jahrgang 1960 des AV-Jahrbuches beschrieben. Dagegen wird hier schon eine erste kurze Literaturliste angehängt jener Werke, auf die sich die Hinweise im Text beziehen. Das Verzeichnis mußte aufs äußerste beschränkt werden, zumal viele der genannten Schriften wieder reiche Schriftenverzeichnisse enthalten, so besonders die Ziffern 5, 10, 12, 15, 21, 24.

Kleines Verzeichnis der Rätikonliteratur

1. Ampferer, O.: „Die Bergwelt der Scheſaplana usw. Ihre Geolog. Geſchichte"; in Ziffer 20.
2. Bearth, P.: „Geolog. Übersicht" über den Rätikon; in Ziffer 15 (s. Imhof).
3. Blodig, K.: „Wanderungen im Rätikon" DÖAVZ 1900 u. 1901.
4. Braun-Blanquet, J.: „Über die Vegetation des Rätikons"; in Ziffer 15 (Imhof).
5. Flaig, W.: „Die Nordrhätischen Alpen, I. Bd. ‚Rhätikon' (Dornbirn 1924).
6. Flaig, W.: „Der Alpenverein vor dem Arlberg". ‚Berge u. Heimat' 1953, S. 216. Grundlegendes zur Gesch. d. Douglaßhütte in Wort u. Bild.
7. Flaig, H. u. W.: „Burgen an der Grenze — Erinnerungen usw. aus dem Rätikon" (Dornbirn 1928).
8. Flaig, W.: „Stiführer Silvretta-Rätikon", 4.—6. Aufl. (München 1953).
9. Flaig, W.: „Am Wege — eine Reise vom Bodensee zur Scheſaplana"; in Ziffer 20 (s. Mannheim).
10. Flaig, G. u. W.: „Alpenvereinsführer, Bd. Rätikon (München 1953). Mit Übersichtskarte.
11. Flaig, H. u. W.: „Alpenpark Montafon" — ein Führer (Schruns, V.-V. Montafon, 1958).
12. Fritz, H.: „Der Rätikon, der Gebirgsstock zw. d. Rhein, d. Landquart u. Ill." Im ‚Feierabend', Wochenbeil. d. Vorarlberger Tagblatt, 27/28. Folge 1938, Bregenz.
13. Gams, H.: „Die postglaziale Gesch. d. Lünersees im Rätikon". Jb. d. Geol. Bundesanstalt, 79. Bd. [(Wien 1929).
14. Hueter, H.: „Zur Gesch. d. Scheſaplanabesteigungen". DÖAVM 1898, S. 269.
15. Imhof, E.: „Clubführer durch d. Bündner Alpen, VII. Bd. Rätikon, (SAC 1936), mit den wichtigen Beiträgen von Bearth, Braun u. Schorta, Ziffer 2, 4, u. 22.
16. Klebelsberg, R.: „Vom abgesenkten Lünersee". DÖAVM 1927, S. 38.
17. Klebelsberg, R.: „Geologisches "über den Rätikon; in Ziffer 21, S. 22 (Purtscheller).
18. Ludwig, A.: „Höhen und Tiefen in den Alpen. Erinnerungen a. d. Rätikon" (St. Gallen 1908)".
19. Mannheim, Sekt. DÖAV: „Festschrift zum 40jährigen Bestehen "(Mannheim 1928).
20. Mannheim, Sekt. DÖAV: „50 Jahre — Jahresbericht 1938" mit Beiträgen von Ampferer (Ziffer 1) und Flaig (Ziffer 9).
21. Purtscheller, L. u. Heß, H. (Hanns Barth): „Der Hochtourist i. d. Ostalpen" IV. Bd. mit Rätikon und Geol. Beitrag von Klebelsberg (Ziffer 17). (Bearb. v. W. Flaig.)
22. Schorta, A.: „Über Ortsnamen des Rätikongebietes"; in Ziffer 15 (Imhof).
23. Sererhard, N.: „Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner drein Bünden". Geschrieben 1742, erschienen Chur 1872.
24. Strauß, W.: „Der Rätikon" (Ersteigungsgesch. bis 1893) in „Erschl. d. Ostalpen", Bd. I, S. 21 bis 37 (Berlin 1893).
25. Tiefenthaler, M.: „Die Grenzbeschreibungen im Urbar der Herrschaften Bludenz und Sonnenberg von 1608 bis 1618". Ztschr. „Montfort", Heft 1/1955 u. 1956 (Dornbirn).
26. Weilenmann, J. J.: „Aus der Firnenwelt", III. Bd. (Leipzig 1877) oder Neuauflage, Auswahl, hg. v. W. Flaig, Rätikon in Bd. I (München 1923).
27. Zösmair, J.: „Die Bergnamen Vorarlbergs" (Dornbirn 1923).

Anschrift des Verfassers: Walther Flaig, Bludenz, Alemannenstraße 1

Rund um den steirischen Erzberg

Von Robert Hüttig

(Mit 2 Bildern, Tafel V)

Zwischen den vielbesuchten Gesäusebergen und der nicht minder bekannten Hochschwabgruppe — scheinbar in einem toten Winkel liegend — spielen die Eisenerzer Alpen die undankbare Rolle eines alpinen Dornröschens. Einige Gipfel im Bereich des Prebichlpasses ausgenommen, ist diese ursteirische Landschaft, die sich in beglückender Einsamkeit um die Gestade des Leopoldsteiner Sees und den berühmten Erzberg aufbaut, vom großen Fremdenstrom noch unberührt geblieben, obwohl eine gute Bergstraße sowie ein Schienenstrang zwischen Leoben und Hieflau günstige Zureisen ermöglichen.

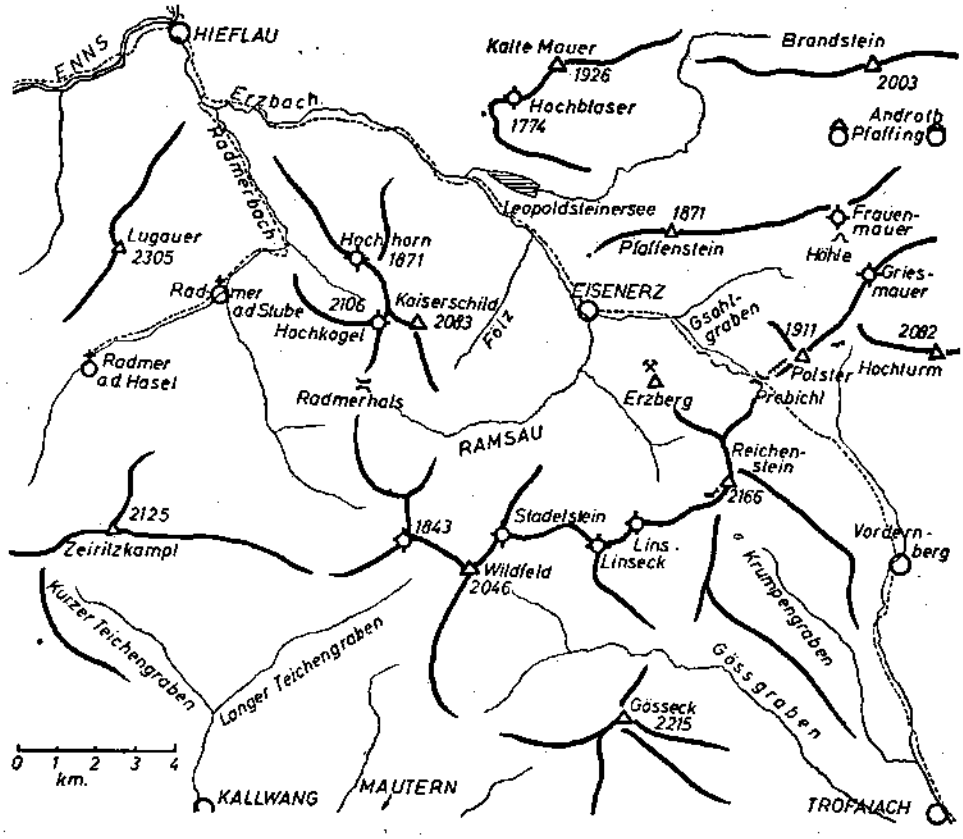
Im Mittelpunkt dieses weitgedehnten Gebietes steht der steirische Erzberg, der neben dem smaragdreichen Graukogel im Habachtal zu den kostbarsten Bergen der Ostalpen gezählt werden darf. Wenn alte Sagen berichten, daß ein von den Ureinwohnern gefangenes Venedigermanndl (Berggeist) als Lösegeld einen goldenen Fuß, ein silbernes Herz oder einen eisernen Hut anbot, die schlauen Steirer aber nicht Gold und Silber, sondern Eisen begehrten, waren sie wohlberaten. Der schier unerschöpfliche Reichtum an Spateisenstein, der nun schon seit Jahrhunderten abgebaut wird, ist zum Segen für das ganze Land geworden, das seither den Ehrennamen „die eherne Mark" führt. Der über eineinhalbtausend Meter hohe Riesenkegel dieses Eisenberges soll zwar nach den Gutachten von Fachleuten, die es wissen müssen, nur mehr hundert Jahre abbauwürdig sein; wenn aber der Tagbau — eine riesenhafte Treppe von sechzig haushohen Stufen — einmal stilliegen sollte, warten schon neue Erzlagerstätten, die sich beiderseits des Radmertales fortsetzen und bis zum Zeiritzkampel hinziehen, auf ihre Erschließung.

Eine andere Sage aus germanischer Vorzeit weiß zu melden, daß einst ein Geschlecht von Riesen um den See hauste, die in ihrem Übermut eine Felsenmauer bis zum Thron der Götter bauen und ihn stürmen wollten. Dieser Frevel entflammte den Zorn der Götter, und Donar schleuderte einen ungeheuren Klotz aus Eisenstein auf die Unbotmäßigen herab; die Erschütterung der Erde war so gewaltig, daß die aufgebaute Mauer zusammenbrach und die einzelnen Trümmer noch heute als mächtige Berge dort stehen. Die Menschen haben ihnen später verschiedene Namen gegeben: Seemauer, Frauenmauer, Griesmauer, Hochturm, Pfaffen- und Reichenstein, Polster, Wildfeld und Kaiserschild. In ihrer Mitte aber steht noch heute der Erzberg, der vielen Menschengeschlechtern Arbeit und Brot gab — als Geschenk des gewaltigen Donnergottes. — Diesen Bergen nun soll unser heutiger Besuch gelten.

* * *

Der vielgestaltige Bergkranz, der sich um den malachitgrünen Leopoldsteiner See aufbaut, gehört mit zu jenen Gebieten, die bisher von jedem Massenandrang — wenn man diesen Ausdruck heute überhaupt noch auf das Wandern beziehen darf — unberührt geblieben sind. Wenn auch nicht die höchsten, so sind sie doch in landschaftlicher Hinsicht gewiß die schönsten Gipfel in weitem Umkreis. Zur Zeit der Sommersonnenwende gibt es nichts, was den Blumenwundern auf den Bergwiesen und Alpenmatten gleichkommt. Die bekanntesten Vertreter der farbenprächtigen und wohlriechenden Gebirgsflora blühen hier fast zu gleicher Zeit: Aurikel, stengelloser Enzian, Kohlröserl und Alpenrose prangen auf Hängen und Kuppen, zuweilen blinkt wohl auch ein Edelweissternchen aus steilem Geschröf.

Besinnliche Wanderer wählen den heimlichstillen Waldweg von Eisenerz über das Urlauberkreuz zum See, in dessen dunklen Fluten sich die Steilwände des Pfaffensteins und der Seemauer spiegeln. Wie ein Stück nordischer Fjordlandschaft umrahmen Wald- und Felshänge das köstliche Bild. Ein näherer Zugang führt von der Haltestelle Leopoldsteiner See, an dem im Stil mittelalterlicher Burgenromantik erbauten Schloß Leopoldstein vorbei, in einer Viertelstunde zum See, wo eine Gaststätte zu längerem Verweilen einlädt.



Dem Bergsteiger aber winken höhere Ziele. Da wäre gleich der Pfaffenstein (1871 m), dessen markantes Horn weithin alles überragt. Man ersteigt ihn am besten auf dem bezeichneten Weg, der (vom Urlauberkreuz östlich abzweigend) an den Hängen der Kesselmauer steil in einen schutterfüllten Graben leitet; diesem folgt man bis zur Waldgrenze, wendet sich links zum Hauptkamm und erreicht über ihn nach vier Stunden den aussichtsreichen Gipfel; als Zugabe bietet sich ein reizvoller Tiefblick auf den See. — Wer aber einen besonderen Leckerbissen bevorzugt, der versucht es mit dem Westgrat und wählt den Kletterweg, der die immer bewährte Marke „Pfannl—Maischberger" trägt.

Mit einem Herz voll Tatendrang und einem Dreißigmeterseil fand ein blanker Junimorgen drei Bergsteiger (einer davon war eine „sie") auf dem verschwiegenen Weg zum Einstieg des Pfaffenstein-Westgrates, der sich in mehreren, von Krummholzgürteln unterbrochenen Stufen in einer Steilheit aufschwingt, die nichts zu wünschen übrigläßt. Von eindrucksvollen Kletterstellen ist mir noch ein senkrechtes Gratstück und ein saftiger Überhang, der nur mit einigen Kunstgriffen zu überwinden war, in Erinnerung geblieben. Ich bin aber heute noch froh, daß die im „Hochschwabführer" (Mayer-Obersteiner, 1934) erwähnten „Drahtstiften" damals noch nicht vorhanden waren; sie hätten gewiß unserer

dreifachen Belastung nicht standgehalten. Nach drei Stunden anregenden Aufwärtsturnens saßen wir droben, schauten rastend und schwelgerisch faulenzend in das satte Blau des Sommerhimmels, auf die Welt ringsum und unter uns.

Eine Wanderung, die kein Besucher dieses Gebietes versäumen sollte, führt über die Eisenerzer Höhe (1543 m) nach Wildalpen im Tal der Salza, wo heute noch die seltene und sehenswerte Holzflößerei wie eh und je betrieben wird. Mit diesem Übergang läßt sich eine Besteigung der Kalten Mauer (1926 m) und des Hochblasers (1774 m) gut verbinden. Von der Paßhöhe erreicht man über die Rolleralm und den Ostkamm ohne Schwierigkeit beide Gipfel, die hübsche Ausblicke auf die nähere Umgebung und über das westliche Hochschwabgebiet vermitteln. Außerhalb der Jagdzeit kann man auch vom Seeabfluß auf versichertem Jagdsteig, der über felsiges Gelände zur Seemauer (1493 m) leitet, zum Hochblaser und weiter auf die Kalte Mauer gelangen.

* * *

Die Frauenmauer (1828 m), ein Ausläufer der Sonnschien-Hochfläche, wird von Eisenerz aus häufig besucht, aber nicht sosehr als Aussichts- oder Kletterberg (nur der Südgrat käme hier in Frage), vielmehr wegen der einmaligen Erscheinung ihrer Höhle. Diese — eigentlich ein natürlicher Stollen, der sich mit einer Steigung von 115 m quer durch den ganzen Berg zieht — kann mit einem Führer, der in den Eisenerzer Gasthöfen leicht zu erfragen ist, oder von Geübten, die Lageplan und Beschreibung besitzen, unschwer durchstiegen werden. Alleingeher seien jedoch gewarnt. Der Zugang von Eisenerz erfordert 2½ Stunden, ebenso der Rückweg vom Ostausgang über den Neuwaldeggsattel; für den Durchstieg benötigt man etwa eine halbe Stunde.

Soll der nähere Fahrtenbereich von Eisenerz-Vorderberg erschöpfend dargestellt werden, darf auch der Stock der Griesmauer — obwohl zur Hochschwabgruppe gehörend — nicht fehlen. Die dreigipfelige Griesmauer (2009/2034 m) zählt zu den am frühesten erstiegenen Kletterbergen des Gebietes. Mitglieder des Grazer „Techniker-Alpen-Clubs", nach dem auch die Mittelspitze benannt wurde, standen schon 1879 auf ihrem Gipfel. Die aus steilen Schutt-(Gries-)hängen aufragenden Felstürme der Vordernberger- und Eisenerzer Griesmauer sowie der T-A-C-Spitze gewähren, besonders von der Ostseite gesehen, ein eindrucksvolles Bild. Die Besteigung aller Gipfel verlangt auf dem Normalweg nur geringe Kletterfertigkeit und erfolgt am besten vom Prebichl aus. Als guter Stützpunkt für diese und die nachstehenden Bergfahrten dient die ganzjährig bewirtschaftete, gut eingerichtete Leobner Hütte (1550 m) des AV-Zweiges Leoben. Von Eisenerz führt der kürzeste Anstieg durch den Gsollgraben und über den Neuwaldeggsattel, von der Tragösser Seite durch den Laminggraben über den Hirscheggsattel. Die Überschreitung des ganzen Griesmauerkammes (3½ Stunden) erfordert, ebenso wie der 25-Meter-Kamin im SW-Grat der Vordernberger Griesmauer (Fledermausgrat) Seilsicherung und Vertrautheit mit dem Fels.

Auch der Trenchtling, dessen höchste Erhebung der Hochturm ist (2081 m), und die Leobnermauer (1868 m) können von der oben genannten Hütte über den Lamingeckattel, blumenreiche Alpenmatten und Schrofenhänge querend, unschwer erstiegen werden. Von Vordernberg führen lohnende Anstiege durch den Rötzgraben oder über den Kohlberg zur Höhe. Am Ostrand der Hochfläche erwartet den Besucher eine umfassende Rundschau, wie auch ein überraschender Tiefblick auf das Tal von Tragöß mit dem Grünen See.

* * *

Der selten besuchte, mächtige Kalkstock der Fölzgruppe gehört eigentlich zu den Ennstaler Alpen, wird aber ausschließlich von der Eisenerzer Seite, bzw. aus dem Radmertal bestiegen, wenn Bergsteiger sich überhaupt einmal dorthin verirren. Im Norden und Osten vom Erzbach, im Westen vom Radmerbach umflossen, erheben sich ihre Südabstürze über die idyllische Talbucht der Ramsau. Neben dem gemsenreichen Hochkogel

(2106 m) und dem nach Süden vorgeschobenen Kaiserschild (2083 m) sind es besonders der schneidige Spielkogel (Lärcheck) und die Böse Mauer, die den Freund zünftiger Kletterei vor manche, allerdings schon gelöste Probleme stellen. Mir hatte es vor allem der schon 1891 von H. Heß und G. Freytag erstmalig begangene Südgrat des Kaiserschilds wegen seines verhältnismäßig einfachen Zuganges angetan.

Trotz ungünstiger Wettervorhersage, aber in der stillen Hoffnung, daß sich die Meteorologen vielleicht doch geirrt hätten, waren wir wieder einmal zu alpinen Taten ausgezogen. Diesmal sollte der Wetterbericht doch recht behalten, denn in Eisenerz empfing uns bereits trostloses Pritschelwetter, und der Kaiserschild schien buchstäblich ins Wasser gefallen zu sein. Trübsinnig saßen wir am Wirtshaustisch und besprachen allfällige Ersatzmöglichkeiten. Am Vormittag wurde es draußen plötzlich heller, die himmlischen Gewässer versiegten; doch für eine richtige Bergfahrt war der Tag schon zu weit vorgerückt. Als aber gar ein blauer Fleck zwischen den Wolken durchs Fenster leuchtete, gab es keine Ausrede mehr. Schleunigst brachen wir auf, marschierten im Eiltempo durch das Krumpental in die Ramsau und standen in früher Nachmittagsstunde am Einstieg des Südgrates. Der Fels machte uns durch seine beispiellose Brüchigkeit — fast jeder Griff blieb einem förmlich in der Hand — tüchtig zu schaffen, so daß wir ziemlich abgekämpft gegen 18 Uhr am Gipfel des Kaiserschilds standen.

Es folgte ein Gang über die latschenreiche Hochfläche zum Kaiserwart, und als wir endlich ein dürftiges Steiglein fanden, das in die „Kalte Fölz" führen sollte, fiel plötzlich Nebel ein; es begann wieder zu regnen und bald war nicht nur jede Sicht, sondern auch der rettende Pfad verschwunden. Mühsam suchten wir einen Ausweg aus dem dichten Krummholzgewirr, doch immer undurchdringlicher wurde der Wall der biegsamen, stacheligen Äste. Es goß in Strömen und auf einmal war es stockfinster, denn das nutzlose Suchen nach dem verlorenen Steig hatte uns wertvolle Zeit gekostet. Was blieb uns anderes übrig, als einen möglichst geschützten Platz für die Nacht ausfindig zu machen. In die Gummimäntel gehüllt und eng aneinandergedrückt lagen wir unter Legföhren in einer steinigen Mulde, die sich aber bald in ein richtiges Bachbett verwandelte. Das unerwünschte Naß kam jetzt nicht nur von oben, sondern floß auch unter unseren Körpern talwärts.

Mit der Nacht nahm auch die Kälte zu, so daß wir jede Bewegung vermieden, um jene nur ja nicht zu spüren. Selbst der angebotene Schnaps eines Kameraden konnte mich nicht verleiten, meine Lage zu ändern, geschweige denn meine Hände aus den Taschen zu nehmen. Zähneklappernd sehnten wir uns dem Morgen entgegen, und als dieser endlich heraufdämmerte, machten wir uns hurtig davon, fanden auch bald eine Latschengasse, die uns in die Freiheit führte.

* * *

Wendet sich der Wanderer von Eisenerz westwärts, so kommt er durch das Krumpental bald in die romantische „Klamm" und, leicht ansteigend, unter dem Bogen des 30 m hohen Klammwald-Viaduktes, weiter durch einen Märchen-Hochwald in das Paradies der „Ramsau". Von hier führen Übergänge einerseits über den Teicheneckattel nach Kallwang, anderseits über den Radmerhals und durch den Finstergraben nach Radmer a. d. Stube. Das in einem großartigen Gebirgsrahmen liegende Dörfchen mit dem ehemals kaiserlichen Jagdschloß ist nicht nur eine beliebte Sommerfrische, sondern auch ein guter Stützpunkt für Bergfahrten auf Lugauer, Kaiserschild und Zeiritzkampel.

Um letzteren zu besteigen, wanderte ich zu früher Morgenstund über Hinter-Radmer (der Weg ist gut bezeichnet), die Wirts- und Kammeralpe zum Zeiritztörl, wandte mich dann ostwärts, um über den schmalen, zeitweise etwas ausgesetzten Kamm ohne Schwierigkeiten den Gipfel des Zeiritzkampels (2125 m; 4½ St. v. Radmer) zu erreichen. — Der „Gesäuse-Führer" bezeichnet die Aussicht als „nicht sehr umfassend". Ich halte sie für hervorragend, denn nicht immer ist die Schau in große Weiten, über Hunderte von Gipfeln oder in schwindelnde Tiefen als Wertmesser für die Schönheit einer Aussicht be-

stimmend. Sie wird vielmehr durch die malerische Anordnung der nahen Umwelt, durch Gegensätze im Landschaftsbild und nicht zuletzt durch harmonisches Ineinandergreifen von Tal und Berg gesteigert. Mancher bescheidene Voralpengipfel kann daher eine eindrucksvollere Umschau gewähren und das Gefühl des „Los-gebunden-seins" von dem Kleinkram des Alltags besser vermitteln, als ein Dreitausender, der sich in einem Kreis von gleichhohen Bergen nur durch seine Form unterscheidet. Ein solcher „Luginsland" aber ist der Zeiritzkampel.

* * *

Das Kernstück der Eisenerzer Alpen gehört in geologischer Hinsicht eigentlich zur „Grauwackenzone" und nicht mehr zu den Nördlichen Kalkalpen. Die kleinen Verflachungen bei der Reichensteinhütte, am Wildfeld und Reiting sind Überreste einer alten Landoberfläche. Der Eisenerzer Reichenstein (2166 m) ist der am häufigsten besuchte Gipfel dieser Gruppe, weil er vom nahen Prebichlpaß (1204 m) leicht erreichbar ist, aber auch wegen seiner weitreichenden, malerischen Rundschau.

An einem Tag zwischen Winter und Frühling, da man lieber den Eispickel als die Schi mit in die Berge nimmt, stieg ich die vielen Kehren des AV-Weges vom Bahnhof Prebichl hinan ins „Grübl", weiter über den Rösselkamm zum Gipfelaufbau des Reichensteins. Wer es sehr eilig hat, geht sonst über die „Steinerne Stiege" (Stufen mit Versicherungen), die aber derzeit noch tief unter dem Schnee lagen. Da ich es bequemer haben, auch die Stimmung der späten Stunde, den linden Abendwind, die Größe und Stille der einsamen Bergeshöhe erleben wollte, hielt ich mich rechts und folgte den zahlreichen Windungen des verschneiten Weges bis zur Reichensteinhütte (2128 m). Das dem AV-Zweig Leoben gehörige Schutzhaus wurde in den letzten Jahren mehrfach erneut und erweitert und ist im Sommer bewirtschaftet. Nur zehn Minuten sinds noch bis zur Spitze des Reichensteins, der im letzten Sonnenlicht stand: Abendschatten lagen schon über den Tälern; nur der Spiegel des Leopoldsteiner Sees schimmerte durch den Dunst, auch die Terrassen des Erzberges waren noch deutlich zu erkennen. Am glasklaren Himmel zeichneten sich die Glanzpunkte des Rundblickes ab: Hochschwab, Gesäuse, Grimming, die Niederen Tauern und der Dachstein.

Im Osten glühte schon der Horizont, als wir am nächsten Morgen die Hütte verließen, um den ganzen Kamm bis zum Wildfeld zu begehen; der „Theklasteig" (benannt nach der Gattin des Erbauers Bergdirektor Girstmayr), eine im Sommer gut versicherte Steiganlage, war streckenweise noch tief verschneit und überwächtet; besonders die Scharte vor dem Linseck (2008 m) erforderte gründliche Pickelarbeit im westalpinen Stil. Nach dem Niedertörl (zwischen Zwölferkogel und Hochstein) wurde es gemütlicher und wir standen nach fünfstündiger, teilweise anstrengender Schneewaterei auf dem Gipfel des Wildfeldes (2046 m), dessen Aussicht jener des Reichensteins ähnelt. Da es noch früh am Tag war, erstiegen wir von der kleinen Hochfläche des Schwarzhals auch noch den Stadelstein (2072 m), saßen lange in der Firnmulde unter seiner Spitze und ließen uns von der Maiensonne braten. Dann kehrten wir zum Niedertörl zurück und stapften nordwärts hinab zur Schafferalm, weiter über die Galleiten in die Klamm und nach Eisenerz.

Beim Linseck (halbwegs zwischen Reichenstein und Wildfeld) zweigt südlich ein Seitenkamm ab, der in der Rauchkoppe (1835 m), einem aus grüner Umgebung kühn aufragenden Felsturm, lockende Ziele für Freunde zünftiger Kletterein bietet. Während der Südanstieg keine besonderen Schwierigkeiten bereitet, darf der Nordgrat und die Ostwand schon in die 3. und 4. Schwierigkeitsstufe eingereiht werden. Der Vollständigkeit halber seien hier noch kurz zwei andere Anstiege auf den Reichenstein angeführt. Auf der Eisenerzer Seite wird diese Bergfahrt am besten von der Haltestelle Erzberg angetreten; man wendet sich vom Bahnhof östlich zur Plattenalm, um dann auf schönem Reitsteig zum Sattel zwischen Rössel und Reichenstein zu gelangen, wo man den vom Prebichl kommenden AV-Weg trifft. Ein anderer Anstieg führt von Vordernberg über das Barbarakreuz in die „Krumpen" zur gleichnamigen Alm. In der Tiefe liegt der dunkle Krumpensee,

überragt von den Steilmauern des Reichensteins; dessen Südgrat wird beim Krumpenhals überschritten und jenseits durch die oberen Böden der Linsalm der Reichenhals erreicht. Von hier kommt man in einer halben Stunde über den „Theklasteig" zur Reichensteinhütte. — Vom Krumpensee läßt sich auch der Zinken (2010 m) östlich über Rasen und Schrofen weglos ersteigen. Die Begehung der Bergermauer (1921 m) kann man mit dem Abstieg durch den Silbergraben, jene des Fahnenköpfels über das Barbarakreuz nach Vordernberg verbinden.

* * *

Wenn ich als langjähriger Hütten- und Wetterwart von der Höhe des heimatlichen Schöckels oft nach bedrohlichen Wolken am nördlichen Horizont Ausschau hielt, wurde der Blick immer wieder durch die auffallende, das gesamte Rundbild der obersteirischen Alpen beherrschende Gestalt des Gößecks gefesselt. Seiner Besteigung traten immer unvorhergesehene Hindernisse entgegen; doch ein Spätherbsttag brachte endlich die Erfüllung.

Graue Nebelschwaden lagen über dem Mur- und Liesingtal und blieben mir treue Begleiter auf dem Weg von Trofaiach über Scharsdorf bis zum Gehöft des „Zetler unterm Reiting". Doch schon nach kurzem Anstieg durch den unteren Bechelgraben zerteilte sich das Gewölk; südliche Bläue drang durch das flammende Rot und Gold des herbstlichbunten Laubwaldes, während jenseits der Murtalfurche die breiten Kuppen des Glein- und Stubalpenzuges in allen Farben des erwachenden Tages zu leuchten begannen. Schon nach zwei Stunden stand ich droben im weiten Kar zwischen Geier- und Grieskogel; ein bezeichneter Steig leitet durch Latschenfelder, über Rasen und Schrofen steil hinan zum Sattel vor dem Gößeck. Mit jedem Schritt aufwärts wurde die Schau weiter und freier, sie erreichte am Gipfel des Gößecks (2215 m; auch Reiting genannt) ihren Höhepunkt. Die hellen Kalkwände des Gesäuses im Norden setzen sich im Toten Gebirge fort, des Grimmings breite Masse vermittelt den Übergang zum König Dachstein und sogar einige Gletscher der Hohen Tauern blinken im Morgenlicht aus der Ferne. Als Gegenstück zum Furioso der wilden Kalkzinnen steht im Westen das Andante einer Gipfelflur von dunklen, ernstbehäbigen Bergformen, die Rottenmanner Alpen, alle überhöhend der Große Bösenstein; ja selbst der Grazer Schöckel erhebt sich weit drunten über neblichten Niederungen.

Das Schönste aber war der überwältigende Tiefblick in den fast eineinhalbtausend Meter unter meinem Hochsitz liegenden Gößgraben, wo die zerklüfteten Felsrippen der Nordwand unvermittelt über den winzigen Hütten im Tal hingen, ohne daß man sehen konnte, wo der Berg aufruht. Die breiten Flußtäler jedoch waren unter einer dicken, weißen Wolkendecke begraben, und die Menschen darunter ahnten nichts von dem köstlichen Tag über ihnen. — Der Abstieg über den Südkamm zu den prächtigen Felsgebilden der „Klauen" und weiter neben der Gfällerwand nach Mautern wurde zu einem Traumbild, gewebt aus Herbstgold, Himmelsblau und göttlicher Stille.

Andere Aufstiege führen von der Haltestelle Seiz durch das Kaisertal und von Kammern über die „Klauen" (beide bezeichnet) auf das Gößeck.

* * *

Wenn das melodische Herdengeläute auf den Almen um den Prebichl längst verstummt ist, die Natur zu langem Winterschlaf sich rüstet und Gott Ullr seinen weißen Segen über das Land streut, bringen Bahn und Straße an Sonntagen ganze Heerscharen von begeisterten Wintersportlern aus Graz und den obersteirischen Industriestädten zur Höhe des Prebichlpasses. Dann gibt es beim Sessellift auf den Polster (1911 m) und auf den Pisten im „Grübl" (Schilift) großes Gedränge. Das weite Kar unter der T.-A.-C.-Spitze, die Trenchtlingrinne sowie die Abfahrt vom Polster durch die Klamm zur Handlalm (bester Stützpunkt für alle Fahrten ist die Leobner Hütte) werden standfesten Schijüngern manchen Genuß bereiten.

Der Übergang vom Grübl über das Rottörl zum Krumpensee und über das Barbarakreuz nach Vordernberg, ferner die Umfahrung der Leobnermauer (Anstieg über den Ochsenboden, Abfahrt über die Südflanke zur Unteren Handlalm) gehören zu den schönsten Frühjahrsfahrten des Gebietes. Ausdauernden Schiläufern kann eine überaus lohnende Höhenwanderung empfohlen werden; sie beginnt bei der Leobner Hütte, führt zum Hirscheggsattel und quert die Westhänge der Griesmauer bis zum Neuwaldeggsattel. Nun nördlich durch das Bärenloch zur Pfaffingalm, von der sich die westlichen Randberge der Sonnschien-Hochfläche ersteigen lassen.

In letzter Zeit haben alpine Feinschmecker entdeckt, daß auch der Talschluß des Gößgrabens hervorragendes Schigelände bietet, doch sind diese Fahrten nur motorisierten Besuchern anzuraten, weil der Anmarsch durch den 12 km langen Graben und das Fehlen eines geeigneten Stützpunktes nur Eintagstouren erlauben. Ein erlesener Genuß soll nach Berichten von Kennern die lange Abfahrt vom Wildfeld über die Moosalm sein; über das Niedertörl gelangt man leicht auf die dem Gipfel vorgelagerte kleine Hochfläche, von der sich auch Stadel- und Schwarzenstein ersteigen lassen. Diese Fahrten werden besonders im Spätwinter, wenn butterweicher Firn die Hänge in ideale Schipisten verwandelt, viel Freude bereiten.

So dürfen die Eisenerzer Alpen, obwohl sie abseits der Heerstraße des großen Fremdenverkehrs liegen, zu jeder Jahreszeit als ein Kleinod unter den vielen Schönheiten des Landes, sowohl für den Wanderer und Bergsteiger, als auch für den Kletterer und Schifahrer, genannt werden, wenn einmal das Reiseziel „Steiermark" heißen sollte.

Schrifttum und Karten

Mayer-Obersteiner: Hochschwabführer (Artaria-Verlag 1932).
Heß-Pichl: Gesäuse und Ennstaler Berge (Verlag Holzhausen, Wien).
Burtscheller-Heß: Der Hochtourist i. d. Ostalpen, Bd. III.
Biendl-Radio-Radis: Skifahrten i. d. Ostalpen, Bd. I.
Reise- und Wanderbuch v. Steiermark, Bd. I/II (Moser-Verlag, Graz).

Freytag & Berndt: Touristen-Wanderkarte 1:100.000, Bl. 4 u. 6.
Österr. Karte 1:75.000, Blätter: Eisenerz, Admont, Leoben, St. Johann a. T.

Anschrift des Verfassers: Robert Hüttig, Graz, Burgring 8

Erinnerungen aus dem Reißeck

Von Gustav Renker

(Mit 2 Bildern, Tafel VI)

„Mühldorfersee"

Wenn der Name des Bergsees, der eigentlich das Herzstück der Reißeckgruppe bedeutet, hier zwischen Anführungszeichen steht, so hat das einen bestimmten Grund. Es handelt sich nämlich nicht um den 2280 Meter hoch gelegenen, in vier Stunden von der Tauernbahn erreichbaren See, sondern um — eine symphonische Dichtung.

Diese verbrach ein siebzehnjähriger Villacher Gymnasiast, der sich einbildete, dereinst ein großer Tondichter zu werden. Als er dann einige Jahre später, schon auf das Konservatorium und Musikhochschule in Wien, das Werk unbeschwerter Jugend prüfend betrachtete, mit dem heimlichen Wunsch, es von den Philharmonikern uraufgeführt zu hören, erkannte er, daß die Komposition eigentlich nicht von ihm, sondern von Wagner war, und tat sie in die Rumpelkammer vieler anderer Jugendsünden. So sind die Philharmoniker um eine Uraufführung gekommen.

Aber daß besagter Knabe den stillen, so wenig bekannten See mit seiner Umgebung musikalisch photographieren wollte, zeugt von dem tiefen bleibenden Eindruck, den ihm jene Berglandschaft gemacht hatte. Es war Liebe auf den ersten Blick — nicht anders als jenes ahnungsvolle Erwachen, das sieben Jahre vorher das Kind verspürte, als es mit den Eltern den üblichen Sonntagsausflug in die Seissera machte und mit dem Vater in der hintersten Spranje unter der Nordwand des Jof di Montasio stand.

Eine Glocke begann zu läuten — „Heimat, Heimat!" Nicht häufig ist sie erklungen in dem nunmehr siebzigjährigem Leben. Zuerst in den Juliern. Da war ihr Klang am stärksten. Dann im Silberteich der Hochalmspitze, darnach im Reißeck und schließlich im Felsenkessel von Montanaia hoch über der brausenden Cimoliana.

Ins Reißeck kam ich, weil mir Fridо Kordon, der Apotheker von Gmünd und Erschließer der Berge ums Malta- und Liesertal, dies riet. Er mag den Romantiker in mir erkannt haben, als er sagte, wenn ich seltsame, an Lebendes gemahnende Felsfiguren sehen wolle, dann müsse ich ins Reißeck gehen.

Das tat ich und erlebte schon am ersten Abend vor der Reißeckhütte viel mehr als ich erwartet hatte. Es war eine verzauberte Welt von Stein, Gestalten, aus denen ein geheimes Leben zu strömen schien, viele der Zacken und Spitzen hatten eine seltsame figürliche Beziehung zu Menschlichem. Schwarz und düster standen sie vor dem verblassenden Himmel: der Rauschturm eine betende Frau, deren Haare in weichen Wellen über den Rücken flossen, die Hohe Leier mit ihrem Westgrat ein Löwenkopf mit fletschendem Gebiß, unter dem Hochkedl drei schlafende Elefanten, drüben am Riedbockgrat ein Vogelkopf, dessen Schnabel die Sterne aufzupicken schien, und in der Roßalmscharte der allerseltsamste, ein Kopf mit satanischen Zügen. Daß er teuflischer Torwart hieß, erfuhr ich erst später, und daß ich, auch später, daraus einen Roman machen würde, dachte ich damals auch nicht.

Im Reißeck ist die bildnerische Phantasie der Natur lebendig wie in keinem anderen mir bekanntem Gebiete des weiten Alpenbogens. Die angeführten Beispiele sind noch lange nicht alles, was da in den Urtagen der Schöpfung und darnach, Jahrtausende hindurch, durch Verfall und Verwitterung, an Figuren aus dem Stein herausgemeißelt wurde. Manchmal verzieht die schöpferische Natur das ernste Gesicht auch zu einem leichten

spöttischen Lächeln und stellt etwas Lustiges in die dunklen Felsensäle oder am liebsten auf einen der vielen reichgegliederten Grate. Zwischen Wabnig- und Zagutnigspitze kann man, wenn man den richtigen Standpunkt erwischt, ein Mannl mit einem Haarschopf und einer Kolbennase treffen, auf dem gegen den Größgraben absinkenden Ritterspitzengrat kauert ein riesiger Frosch, und unweit davon wartet die groteske, den Kopf in die Schultern geduckte Gestalt des Zauberers auf den Jüngsten Tag. Dieser Name wie jener des Teuflischen Torwartes sind Beweis dafür, daß auch das Volk die Vermenschlichung der Figuren erkannt und einigen von ihnen entsprechende Namen gegeben hat.

Und wo es ums Gold geht, dort fehlt bekanntlich auch der Teufel nicht, der einmal über den Ostgrat der Tandlspitze mit einem schweren Erzkarren gerumpelt ist, dessen Räder zwei tiefe Furchen in den Stein geschnitten haben — die nebeneinander liegenden, völlig gleichen Einkerbungen der Treskascharte und des Tandlauges.

Der mystische Schleier, der über diesen Bergen zu liegen scheint, wird noch vertieft durch die Geschichte, die von der dämonischen Magie des Begriffes Gold erfüllt ist. Das Reißeck und die nahe Goldberggruppe haben die Aufmerksamkeit der Menschen schon erweckt, als noch niemand an die Berge um ihrer selbst willen dachte. Das waren die großen Zeiten des Liesertales und des lieben, heute etwas verschlafenen Städtchens Gmünd, als die Erzhämmer pochten, die Kohlenmeiler für die Eisenwerke des Liesertales rauchten, und das Golderz aus den Stollen zu Tal polterte, um in den Pochern verarbeitet zu werden. An verschiedenen Stellen, auch hoch über der Baumgrenze, gähnen noch halb oder ganz verfallene Stollenmäuler, und im Radlgraben haben sich die Pfeiler der Rutschbahn erhalten, durch welche das Erz talab gefördert wurde.

Ein großes Lärmen hat zu Beginn der Neuzeit diese Berge, wenigstens einen Teil von ihnen, erfüllt. Das gleißende Gold lockte die Menschen, über den Katschberg und durch Gmünd fuhren die Wagenkolonnen von Deutschland in den Süden und umgekehrt. Ein großer Teil des Handels lag in den Händen der Fugger sowie der Venezianer.

Dann aber wurde es still. Die Schiffe des Columbus landeten in Amerika, die neue Welt tat sich auf und mit ihr kam neues Gold, reichlicher und billiger als es die Tauernwerke liefern konnten. Keine Sprengschüsse dröhnten mehr in den Berg, kein Pocher weckte rasselnden Widerhall in den Wänden. Vieles von dem, was gewesen war, wurde zur Sage — Venedigermannln und Bergknappen geistern heute noch in den Erzählungen des Volkes.

Stille und Einsamkeit hatten den lauten Betrieb abgelöst, und so ging es durch Jahrhunderte, auch als der junge Alpinismus sich längst die Berge erobert hatte. Wie Wenige wußten von den abseitigen Gipfeln zwischen Lieser- und Mölltal, von ihren in Felskesseln träumenden Seen. Als ich, ein junger Mensch noch, dorthin kam, immer häufiger und immer gespannter nach lockenden Zielen, da lag das Reißeck, obwohl sich um die Jahrhundertwende der Österreichische Gebirgsverein wacker seiner angenommen hatte, noch immer im Dornröschenschlaf und schien verwunschen, als hätte die böse Fee ihren Bannfluch darüber hingeschleudert.

Aus dem jungen Musikus wurde ein alter Poet, der hie und da, wenn er im Kärntner Jugendland weilte, ins Reißeck kam. Nichts hatte sich verändert. Noch immer die alte vertraute Hütte am See, dessen Sinn sich in den Notenköpfen hätte spiegeln sollen. Dornröschen schlief noch. Sechzig Jahre war ich, als ich noch einmal, allein wie beim ersten Mal, vom Gmeineck her über den Grat zur Leier schritt, einige Tage lang die alten Wege suchte, soweit es die schwindenden Kräfte noch erlaubten.

Es war das letzte Mal. Seither ist Dornröschen erwacht wie auf der hohen Burg, als der Ritter eintrat und auf des Küchenjunge Wange erlösend eine Schelle fiel.

Gold! Wieder weckte das Gold die verwunschene Landschaft, aber diesmal das weiße Gold. Und wer heute auf der Tauernbahn bei Kolbnitz vorbeikommt, die Drähte von Aufzügen, Turbinenrohre, die Siedlungen hoch oben am Berghang, soweit man es von der Bahn aus überblicken kann, sieht, der ahnt, was dort oben vor sich geht, wo sich im Wasser des Mühldorfersees die Leiern, der Teuflische Torwart und der Rauschturm spiegeln.

Auch ich ahne es nur. Ich war nie oben, seit das gewaltige Kraftwerk im Bau ist. Vielleicht werde ich auch nie mehr oben sein, jetzt, da meine siebzig Jahre mahnen, wie kurz noch der gnädig geschenkte Pfad ist.

Aber einmal bin ich dort oben reich geworden und bin es geblieben, so daß ich immer noch aus unversiegbarem Schatz schöpfen kann. Alles jedoch ist Vergangenheit und verblassendes Bild einer Schönheit, die einmal war und nie mehr zurückkehren kann. Das Lied der neuen Zeit mit ihren Motoren ist stärker und selbstbewußter als das armselige Lied, das vor 53 Jahren ein schwärmerisches Büblein auf Notenpapier gekritzelt hat. Aber manchmal stelle ich mir vor, daß ich in einer stillen Nacht, wenn dort oben die Maschinen schweigen, an dem so veränderten See stehe. Der Mond geht über der Leier auf, sein Licht spiegelt sich in den kleinen Wellen. Da kribbelt und flimmert es über der Wasserfläche wie hundert kleine blitzende Notenköpfe, und aus dem Rieseln und Plätschern an den Ufersteinen erwacht das Lied aus längstvergangenen Tagen und trägt noch einmal die Jugend zu mir — das Lied vom Mühldorfersee.

Wandern auf Graten

Immer schon haben mich Grate besonders angezogen. Ich liebe Freiheit und Weite um mich, nicht nur in den Bergen. Auf einem Grat fühle ich mich in den Kosmos hinaufgehoben und von aller Schwere erlöst. Einen Grat verlassen bedeutet mir Rückkehr in die Enge, eine Art seelischer Fesselung, an die ich mich erst langsam wieder gewöhnen muß.

Als ich zum ersten Mal ins Reißeck kam, aus dem Radlgraben zum Hauptgipfel und dann übers Rieckentörl zur Hütte am Mühldorfersee, erging es mir wie dem Hunde vor dem Selcherladen: „Hallo, da gibts ja Würste!"

Nur dachte ich „hallo, da gibts ja Grate!" Nichts als Grate — kaum zählbar streckten sie sich ins Weite. Vom Reißeck aus über Stapnik—Zauberer—Rieckenkopf bis hinüber, wo unter den Ausläufern der Dösseneresee liegen mußte, über den Radlkopf zur Hohen Leier, die sich schließlich zu einer nadelbesetzten Kante aufschwingt. Grate tauchten von der Tristenspitze über das Gröneck, vom Rieckentörl über Schoberspitz, vom Rieckenkopf über Hocheck hinab ins Mölltal. Die großen Wandbildungen, von den Juliern her gewöhnt, vermißte ich hier. Erst viel später lernte ich die stattliche Nordwand der Ritterspitze — nicht kennen, da uns Unwetter und grauslicher Steinschlag schon am Beginn der Eisrinne zurückjagten.

Eines fiel mir auf: im alten Purtscheller-Heß hieß es von fast allen Graten „sehr schwierig". Ich nahte also mit gehörigem Respekt, denn sehr schwierig war beispielsweise bei der Triglavwand (Erstersteigerführe), bei der Skerlatiza Nordwand und dem Spranjeaufstieg des Montasch vermerkt.

Auch der Grat vom Gmeineck zur Leier stand im Führer in dieser Rangstufe. Der Hüttig-Kordonführer hat das später mit „teilweise schwierig" richtiggestellt. Und das stimmte, wenngleich mir die Schlüsselstelle, die Scharte zwischen Königsangerspitz und Bockleitenkopf, der steilen Grashalden halber eher gefährlich als schwierig vorkam.

So betrat ich denn zum ersten Mal das Reißeckgebiet auf einem zwar nicht schwierigen, doch immerhin nicht ganz gewöhnlichen Weg, und zwar allein — man mag darüber denken, wie man will, ich verkenne auch nicht die damit verbundene größere Gefährdung; aber niemals ist mir das Bergerleben stärker und nachhaltiger, als wenn ich, auch heute noch als alter Mann, allein meine Wege durch die Tempel der steinernen Gottheiten wandle.

So bin ich auch durch des Zauberers und Torwartes Reich fast immer allein gegangen. Es ist ein Bergland für Suchende, Nachdenkliche und Schweigsame, vor allem aber für Träumer. Nur in den Jahren des lebhaftesten Reißeckbetriebes, so zwischen 1911 und 1913, hatte ich einen, von schweren Kalkalpenfahrten her bewährten Kameraden. Mein in den Wirren des zweiten Weltkrieges verschollener Freund Franz war vom Reißeck ebenso gepackt wie ich, als er sich mit mir zum ersten Mal diesen Bergen nahte. Und damit er sich

auf Kugysche „noble Art" diesen Bergen nahe, waren wir vom Gmeineck über den Grat zur Leier gekommen, hatten daran die höchst unnotwendige „erste Ersteigung" des Torwarts angeschlossen und gegen Abend die Kleine Leier über den Westgrat erreicht. So fuhr Franz gewissermaßen mit vollen Segeln in mein stilles Märchenreich, und für den nächsten Tag war der Grat vom Schoberspitz zum Riedbock vorgesehen, an dem ich mir ein Jahr vorher eine verdiente Abfuhr geholt hatte. Ich hatte damals, von der Zandlacherhütte ausgehend, den Schoberspitz geradewegs — heute würde man sagen in der Direttissima — stürmen wollen, mich dabei so gründlich verhaut, daß ich angesichts der vorgeschrittenen Tageszeit kläglich die stolz gesträubten Federn einzog und umkehrte. Nicht allein deshalb hatte es mir der Grat angetan, sondern wegen des erwähnten Vogelschnabels. Weiß Gott, warum dieser bizarre Zacken auf mich eine solche Anziehungskraft ausübte.

Franz liebäugelte zwar mit dem dahinter liegenden Grat Gröneck-Tristenspitze, weil wir ihn unbegangen glaubten. Das war aber ein großer Irrtum. Denn so wenig besucht das Gebiet auch war, etliche Jahre vorher hatten unternehmungslustige Feinschmecker doch mit den Problemen gründlich aufgeräumt, so daß für uns zwei späte Knaben nicht mehr viel übrig geblieben war.

Schon vor der Jahrhundertwende hatten Frido Kordon und Waizer das Reißeck in großen Zügen erschlossen, letzterer hatte auch bereits einige größere Grate begangen. Als dann im ersten Jahrzehnt nach 1900 der Österreichische Gebirgsverein sich des bisher unbeachteten Gebietes annahm und die Hütte am See erbaute, traten die Vorkämpfer des Vereins auf den Plan, und nun wurde ein Fragezeichen nach dem anderen ausradiert. Der tätigste Mann war Hugo Rausch, dessen Name der kühne Turm neben der Kleinen Leier trägt. Mit Karl Domenigg sandte die mir von Cadore her wohlbekannte Gilde vom groben Kletterschuh einen Vertreter, ferner wirkten noch Defner, die Brüder Langsteiner, Maurilius Mayr, Koller und andere als Erschließer. So wenig besucht die Gruppe auch nach wie vor blieb, weil die leuchtende Eiskönigin über dem Größgraben wie ein Magnet alles an sich zog, die wichtigsten Probleme waren doch gelöst. Und auf den Graten, die ich allein oder mit Franz überschritt, waren wir oft die zweiten, wenn wir nicht noch weiter hinten hatschen mußten.

Den Riedbock-Schoberspitzgrat hatten fünf Jahre vor uns Domenigg, Rausch und Riß überklettert. Das wußten wir, ohne uns dadurch abhalten zu lassen. Durch Schaden klug geworden, spielte ich diesmal nicht den wilden Mann wie ein Jahr vorher von der Zandlacherhütte aus. Wir querten vielmehr von der Reißeckhütte hoch über dem immer tiefer absinkenden Mühldorfergraben unter dem Grat zur Ostflanke der Schoberspitze, was wegen der vielen Gräblein und Schluchten, die zu überschreiten waren, eine mühsame Angelegenheit bedeutete. Sie wäre auch wenig fesselnd gewesen, ein langweiliges Vorspiel der schließlich am Gipfel beginnenden prächtigen Kletterei, wenn wir nicht unterwegs in einer sonnigen, mit Gestrüpp bewachsenen Mulde eine stattliche Hornotter aufgestöbert hätten, deren zoologischer Name Vipera ammodytes (Sandviper) ein krasser Unsinn ist, den der gute alte Linné erfunden hat.

Die Ammodytes lebt niemals wie ihre afrikanische Verwandte Cerastes im Sand, sondern hat genau die gleiche Umwelt wie die Kreuzotter und Aspisviper: sonnige, steinige Halden mit viel Gestrüpp und raschen Zufluchtsmöglichkeiten, wenn Gefahr droht. Das Merkwürdige unserer Begegnung bestand darin, daß ich diese Schlange, mit der ich seit meiner Jugend vertraut bin, so hoch im Norden fand. Als nördlichster Fundort war mir bisher die Gegend um Friesach bekannt.

Nun hielt ich, natürlich mit gebührender Vorsicht an der Schwanzspitze, den Beweis in der Hand, daß diese Art der Familie Vipera auch in den südlichen Tauerntälern vorkommt.

Und noch eines fiel mir auf: daß die Hornotter bei unserem Nahen sehr träge, ja widerwillig davonkriechen wollte, weshalb ich sie ja auch so leicht erwischte.

„Paß auf, das gibt noch vormittags ein Gewitter", sagte ich zu Franz.

„Wieso?"

„Weil die Otter so stinkfaul ist."

„Aha, also eine Art giftiger Laubfrosch?"

„Zuverlässiger als ein Laubfrosch, dem man fälschlich Barometerinstinkte nachsagt."

„Welch begabtes, liebes Tier! Hau ihr eins über den Schädel und dann gehen wir weiter!"

Ich brummte eine ziemliche Beleidigung, da ich es für gemein halte, ein ungereizt harmloses Tier hier tot zu schlagen, wo es niemandem etwas tut. Ich ließ die Schlange ins schützende Alpenrosengebüsch kriechen, und Franz atmete hörbar auf. Er war ein schneidiger Bursch, aber Schlangen gegenüber hatte er die gleiche Abneigung wie ich gegen Wanzen und Ratten. Unseren einzigen Streit hatten wir, als er unterhalb des Einstieges zur Faluz-Nordostwand eine schwarze Kreuzotter erschlug, bevor ich ihn daran hindern konnte.

Vom Gewitter spürten wir allerdings vorderhand nichts. Auch als wir den Schoberspitz erreicht hatten und nun den Grat zur Kammwand in Angriff nahmen, spannte sich noch wolkenloser Himmel von den Eiswällen der Tauern bis zu den Kalkmauern des Südens. Ein Tag zum Jauchzen und Jubeln schön, aber heiß, sehr heiß. Jene stockige Hitze, die wie Bleistaub in die Lungen rieselt, und auch hier in unserer Höhe von immerhin 2565 Metern kein Lufthauch. Dazu noch das mir wohlbekannte Verhalten der Viper!

Endlich war mit der hinteren Kammwand auch der ersehnte Vogelschnabel da, mit dem ich stets von der Reißeckhütte aus geliebäugelt hatte, ein Gratturm, der vorsichtig überklettert wurde, weil die Brüchigkeit des Gesteins zunahm. Man hätte ihn auch umgehen können, aber es war mir natürlich Ehrensache, endlich auf dem Türmlein zu stehen.

Als ich mir eben eine Zigarette anzündete, meinte Franz mit der ihm eigenen trockenen Art: „Ich glaube, deine Zickzack-Makkaroni hat doch recht gehabt."

Und wie! Aus der funkelnden Bläue war ein irisierendes Netz geworden, das sich mit deutlich sichtbaren Fäden über den ganzen Raum spannte. Die Schwüle hatte sich so gesteigert, daß wir längst nichts mehr zu schwitzen hatten, sondern zu dörren begannen wie Pflaumen im Backofen. Die Julischen und Lienzer waren fahl und bleich wie Knochengerüste, dort im Nordwesten jedoch, wo laut Geographie die Schobergruppe stehen sollte, lagerte eine fast blauschwarze, gestaltlose Masse, aus welcher graue, zerfetzte Schleierstreifen schon zum Glockner hinübergriffen.

„Mei Liaber, das gibt an Tanz", sagte Franzl.

„Ja, und der Teufel schlagt schon die Trommel dazu."

Ein hohles Pochen und Rollen kam vom oberen Mölltal her, der schwarze Klumpen, ganz anders als die bekannte, näherrückende Gewitterfront, wuchs seltsamerweise der Höhe zu, blieb aber jenseits des Mölltales stehen. Nur von seinem oberen Rand aus wölbte sich ein schwefelgelbes Dach immer weiter gegen Osten vor, also auf uns zu. Es sah wie ein ungeheurer Baldachin aus. Sehr poetisch, aber uns war nicht nach Poesie zumute. Denn bekanntlich gehört ein Gewitter zum Schlimmsten, was einem auf einem Grat begegnen kann.

Zum Glück wurde dieser nach der Provilspitze, die wir gegen Mittag erreichten, bedeutend leichter. Wir kletterten, nein, wir rannten gleichzeitig, ohne dabei eine hastige, oberflächliche Sicherung zu unterlassen. Als dann doch eine, wie Franz sich ausdrückte, „schäbige Platte" unser Vordringen zu bremsen drohte, blieb der Freund schnaufend stehen. „Ich hab genug von der Rennerei. Suchen wir uns ein Platzerl."

Platzerl — schön gesagt! Aber woher nehmen auf dem Grat, der sich im wachsenden Schein der Blitze wie eine, allerdings ausgefranste Messerschneide zum Riedbock hinüberzog? Gleichzeitig begann jenes wohlbekannte neckische Spiel, als ob unsichtbare Hände an den Haaren zupften, und die Pickel begannen zu summen wie aufgeregte Bienen.

Alarm! Runter vom Grat — irgendwo muß es gehen. Hätten wir einen Haken mitgehabt, so wäre das kein Problem gewesen, sich aufs Geratewohl abzuseilen. Aber wir lebten in der Kampfzeit „Pro — contra Haken ... Dülfer contra Preuß". Und wir waren ausgesprochene Preußianer.

Immerhin, ein Riß war da, durch den wir uns hinabquetschten. Und an seinem Ende ein Loch, darin wir zur Not nebeneinander hocken konnten, fast fahrplanmäßig auf die Minute, da der Feuerzauber losging. Die Blitze liefen wie Schlangen, dann gebündelt gleich Wasserfällen über die Flanken, Kanten und Platten. Und gleichzeitig warf der Sturm den Regen über den Grat, daß die Schwaden fast horizontal ins Leere geschleudert wurden. Der Berg schien unter den Feuer- und Orkanstößen zu zittern — aber das war wohl nur Einbildung.

Doch wir hatten es gut getroffen, und dachten, die Sache würde bald vorbei sein. Ich hätte nie gedacht, daß ich einmal im Reißeck, wo trotz der spärlichen Hütten die Entfernungen nicht so groß sind, würde biwakieren müssen. Aber es kam doch so: nachdem die Himmelsbatterien ihr Feuer eingestellt hatten und der Donner gegen Millstätteralm und Mirnock zu abgewandert war, goß es noch immer wie aus einem Feuerwehrschlauch.

Fast mit einem Schlage hörte die Sintflut auf, aber leider war es nur eine Wandlung in einen anderen Aggregatzustand. Es schneite nämlich — und wie es schneite! Ganze Fetzen flatterten in der wachsenden Dämmerung vorbei, und, als es völlig finster geworden war, schneite es noch immer. Die Begleiterscheinung eines solchen Naturvorganges ist bekanntlich Kälte, besonders wenn man sich für eine sommerliche Kletterfahrt nicht eben polarmäßig angezogen hat. Wir schnatterten und zähneklapperten um die Wette, lange, sehr lange, bis ich, ganz ohne mein Verdienst, das Kunststück vollbrachte, einzuschlafen. Und ich wäre behaglich bis zum Morgen in diesem angenehmen Zustand verblieben (zum Erfrieren war es doch nicht kalt genug), wenn Franz mich nicht angestoßen und gesagt hätte: „Du, erzählen mir uns Faule."

Das taten wir und kramten alte Witzkisten aus, dazwischen döste wir, und, als wir wieder einmal bei hellem Bewußtsein waren, begab sich das Wunder: der Schneefall hatte aufgehört, die Wolken verschwanden, und der Mond beleuchtete eine unwirkliche Traumwelt aus bläulich fluorescierendem Schimmer. Es war zauberhaft, so unwahrscheinlich, daß es uns trotz erheblichem Crescendo des Zähneklapperns fast leid tat, als der nüchterne bleiche Morgen anbrach und das Märchen der Wirklichkeit einer durchaus gewöhnlichen Schneelandschaft wich. Immerhin waren wir froh, als wir dann in der Hütte saßen und den Dampfkessel unseres Körpers mit Kaffee und Sterz heizen konnten.

* * *

Ein Jahr war vergangen, und daheim am Ossiachersee rückten die Sommergäste, auch Frischlinge genannt, ein — Signal für mich und Franz auszurücken.

Auf dem Spielplan stand zuerst der Grat vom Gröneck zur Tristenspitze, ihm sollten dann gewichtigere Aufgaben folgen. Daß wir diese einige Wochen später durchführen konnten, bedeutete eine Gnade des Schicksals, oder je nach persönlicher Auffassung, einen Zufall, eine augenblickliche Laune meinerseits — wie man es eben betrachten will. Jedenfalls pfiff wieder einmal die bekannte unsichtbare Sense an uns vorbei.

Nachdem wir das Gröneck über den Nordgrat erreicht hatten, lag eigentlich das gewichtigste Tagespensum hinter uns. Denn der von den Brüdern Langsteiner erstbezwungene Grat ist eine mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten gesalzene schöne Kletterei, die wir von der Kapponigalm aus in Angriff nahmen. Schließlich saßen wir auf der Spitze. Ich feierte das Ereignis durch einen Schluck Himbeerwasser und eine Zigarette, während Franz Schokolade lutschte. Wir freuten uns rückgenießend an der Arbeit, die uns der Grat auferlegt hatte, und vorgenießend auf den Weiterweg über Krachriegel und Kesseleck zu der noch in einiger Entfernung aufragenden edelgeformten Pyramide der Tristenspitze. Nach dem Nordwestgrat, das wußten wir, kamen keine bedeutenden Schwierigkeiten mehr, sondern eine reine Genußkletterei.

Der Himmel hing zwar nicht voller Geigen, aber dafür voll flockiger Wolken, die überall die Sonne hervorblitzen ließen, so daß die ernsten, ja etwas melancholischen Reißeckberge gescheckt wie Apfelschimmel aussahen und einen geradezu fröhlichen Eindruck machten, als freuten sie sich der Maskerade.

Froh war auch unsere Stimmung, und als wir vor dem Kesseleck einen überhängenden Gratreiter durch Ausweichen auf der Zwenbergerseite umgingen, geschah dies eigentlich nur aus Faulheit, die Gott aber ebenso erschaffen hat wie den Fleiß.

Wir folgten also einem bequemen breiten Band, das sich schließlich zu einem begrünten Absatz verbreiterte und damit ein Ende fand. Doch zog sich von hier aus eine Steilrinne, gut gegliedert und griffig, etwa zwei Seillängen zum Grat empor. Sie begann mit einem kurzen, senkrechten Wandl. Schon wollte Franz sich darannachen, dieses zu ersteigen, als ich plötzlich das Bedürfnis — oder sagen wir ehrlich, die Gier nach einer Zigarette empfand. Der Platz war verlockend, als Freilager wäre er mit seinem dichten Rasen, oben durch vorwulstenden Fels geschützt, geradezu ideal gewesen.

Hier war gut sein, auch ohne den dringlichen Wunsch, ein Gramm Nikotin zu verqualmen. Das sah sogar Franz ein, wenngleich er zuerst die üblichen Sprüche von Tabakhörigkeit losgelassen hatte. Er saß neben mir, ließ die Beine hinab gegen den Zwenbergergraben baumeln und lutschte Honigzuckerln. Die führte er stets bei sich und behauptete, daß sie in schwerem Fels ungeahnte Kräfte verliehen.

Die Zigarette war halb geraucht, als sich das Adagio zum Allegro furioso wandelte. In der Rinne begann es zu knattern, daraus wurde Poltern, Krachen und Splittern. Aus welchem Grund sich oben der Steinschlag gelöst hatte, war unerfindlich. Gemsen waren es nicht, und auch kein Sturmstoß hatte den ersten Brocken gelöst, der die anderen mit sich riß.

In schier nicht endenwollendem Strom stürzten die Steine durch die Rinne. Rieseliges Schotterzeug, dazwischen Trümmer von Schädelgröße. Krachend schlugen sie auf das Band, spritzten in weitem Bogen hinaus, heulend und pfeifend hinab in die Tiefe. Die ganze Flanke des Berges war lebendig, in den Gräben und Schluchten malmte und knirschte es, als schlügen die Kiefern eines Sauriers aneinander.

Wir hatten unwillkürlich die Köpfe in die Schultern geduckt, obzwar wir hier völlig sicher waren. Und ein Gedanke war in uns beiden: jetzt wären wir in der Rinne — nein, einige hundert Meter tiefer, zerfetzt im Geröll.

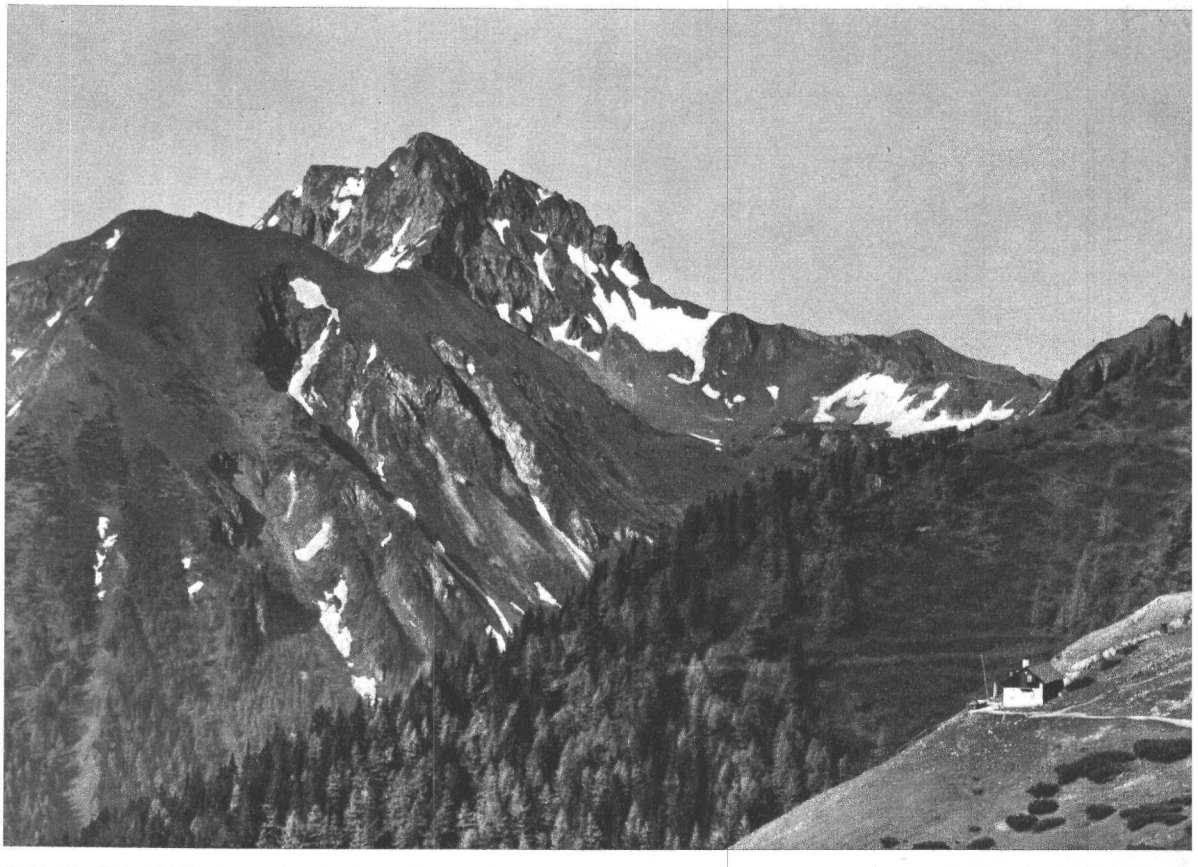
Als ich aufstand, schwankte ich etwas, als sei ich voll des süßen Weines. Dann sagte ich endlich: „Jetzt können wir gehen. Der ganze Mist ist drunten." Franz sah mich verwundert an. Er sagte mir später, ich hätte gekrächzt, als ob ich eine schwere Halsentzündung gehabt hätte.

Erst oben auf dem Grat, nachdem wir die blankgeputzte Rinne sonder Mühe durchstiegen hatten, meinte er: „Für etwas ists doch gut, das vermaledeite Rauchen." Und setzte dann hinzu: „Aber Honigzuckerln sind mir noch immer lieber."

Ein Vielumworbener

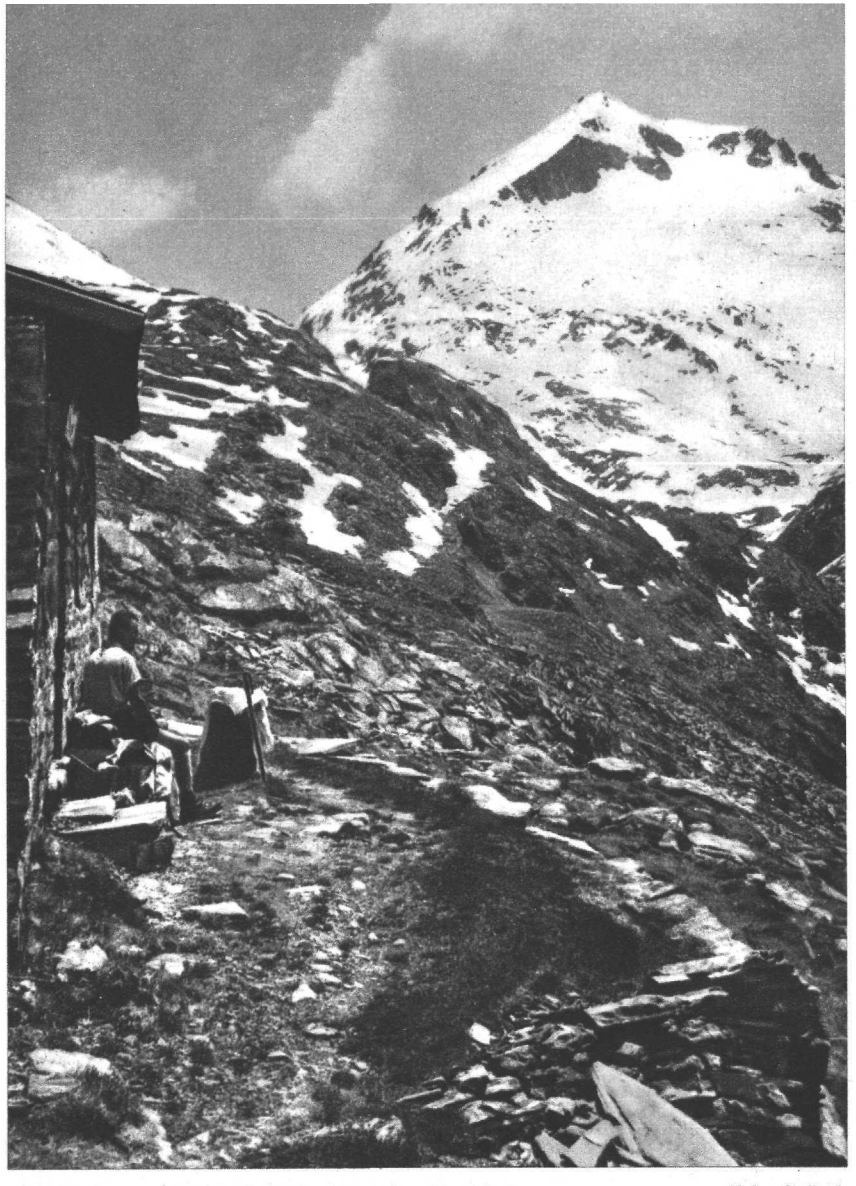
Dem Bergsteiger ergeht es manchmal wie anderen Menschen, deren Appetit sich erst regt, wenn sie sehen, daß irgendjemand sich eine gute Sache zu Gemüte führt. Anfangs dachten wir an den Nordwestgrat der Hohen Leier, ohne jeglichen Ehrgeiz, nur um auch diesen, den letzten uns unbekannten Weg auf den geliebten Berg kennen zu lernen. Möglicherweise sahen wir auch den Turm, der keck und ebenso dolomitisch-spitz wie der Rauschturm aus dem Grat hervorsticht. Viel gedacht werden wir uns dabei nicht haben. In der Reißeckhütte jedoch hauste als Wirtin wundermild eine Jungfer, die das war, was man ein spätes Mädchen nennt. Sie war drall, aber nicht mollert, eher mit Muskeln bepackt wie ein Pinzgauerroß und hieß — ja, das habe ich längst vergessen. Nennen wir sie Nanni — das ist ein hübscher Name. Sie kochte einen märchenhaften Schmarrn und setzte Leuten, denen sie wohlgesinnt war, auch Hauswürste vor, echte, vom Bauern gemachte, wie man sie nur in Kärnten kriegt. Im Handel oder beim Selcher ist so was nicht zu haben, auch wenn es zehnmal heißt „echte Bauernwürste". Man muß Vitamin B haben, nämlich Beziehungen.

a) Leopoldsteinersee mit Pfaffenstein (l., 1871 m) und Reichenstein (r., 2148 m) Aufn.: W. Kramer

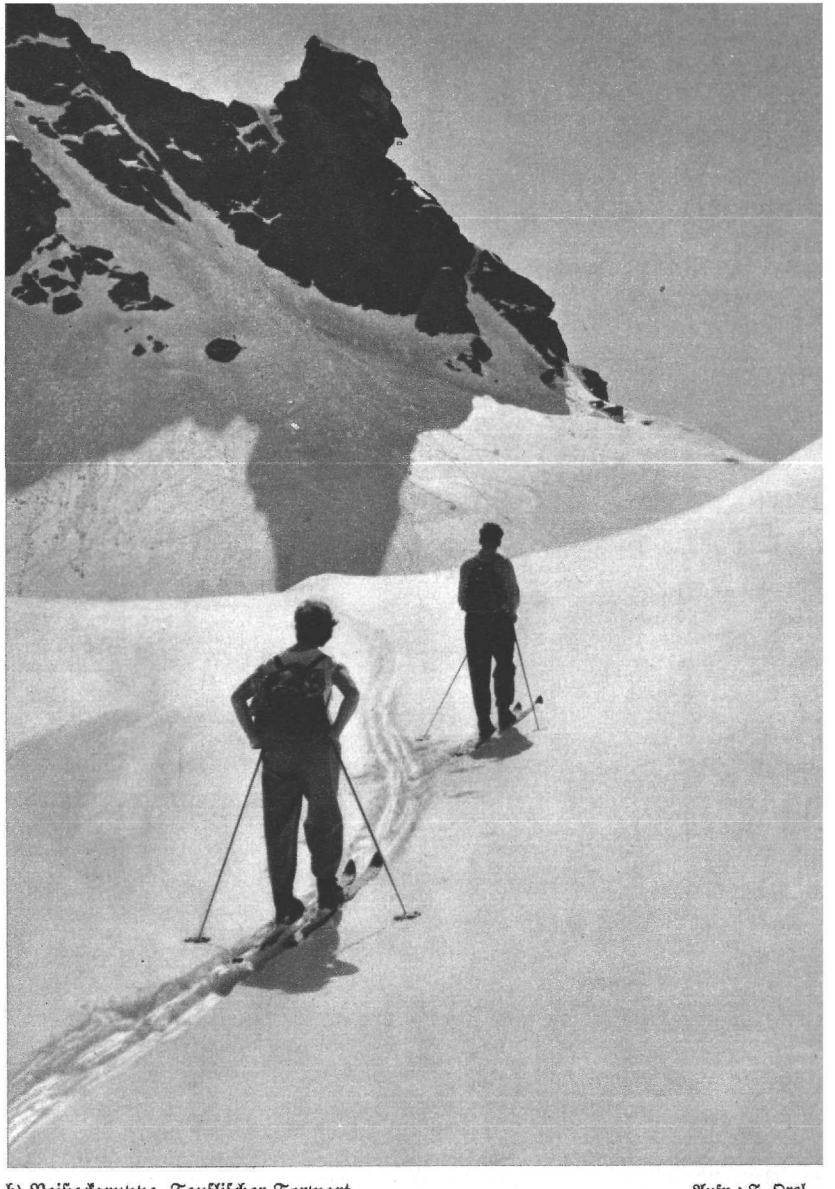


b) Reichenstein (2148 m), von der Leobener Hütte Aufn.: W. Kramer

TAFEL V



a) Reißeckgruppe, Riedbock (2810 m), von der Mooshütte Aufn.: F. Orel



b) Reißeckgruppe, Teuflischer Torwart Aufn.: F. Orel

Die Nannl hatte das, aber wohlgesinnt war sie nur wirklichen Bergsteigern. Hüttenwanzen oder brave Wanderer, die sich mit dem Reißeck oder dem Höhenweg zum Dösseneresee begnügten, bekamen keine Hauswürste.

Denn das war das Erstaunliche: die Nannl hatte alpinen Ehrgeiz. Als sie hörte, daß wir vom Südwestgrat des Stapnik kamen, wurde sie zutraulich, und wir erhielten Hauswürste. Und als wir erwähnten, daß wir morgen „dort hinauf" gehen wollten, wobei wir auf die Leier zeigten, meinte sie: „Wollts auch den Turm versuchen?" Dadurch fielen die Schleier von unseren Augen, und wir sahen das kirchturmgleiche Gebilde auf dem Grat.

„Da müßts aber schaugn, daß dazuekeamts. Zwei Weaner habens schon probiert, und ein paar Spittaler sind ganz scharf drauf."

Die Nannl aber setzte vertraulich — es saßen noch andere Gäste an den Tischen — hinzu: „Wollts mich nit mitnehmen? Dann könnts immer Hauswürst haben, wenns da seids."

Das war ein verlockendes Angebot. Immerhin, man bindet sich nicht mit einer Unbekannten ans Seil, auch wenn diese meisterhaft an die rohen Gelüste des Bauches zu rühren versteht. Aber die Nannl beruhigte unser alpines Gewissen. Es stellte sich heraus, daß sie ebenso bergnarrisch war wie wir und schon ganz brave Sachen gemacht hatte, eigentlich alles Gewichtige in der Umgebung der Hütte, vom Rauschturm angefangen bis zu den verschiedenen schweren Anstiegen auf die Kleine Leier und Hochkedl.

Wie alpin die Nannl war, das erwies sich auch daraus, daß sie uns den Anstieg verraten konnte, welchen die Wiener und Spittaler vergeblich versucht hatten. Die Nannl hatte beide Partien mit dem „Schpektiv" beobachtet, als die Kletterer sich durch eine, von der Hütte aus gut sichtbare Kaminreihe emporgearbeitet hatten. Es schien, von hier aus gesehen, der gegebene Weg, die buona strada der Friauler.

Wir wollten ihn gleichfalls gehen, ungeachtet des Mißerfolges der Konkurrenz. „Wir sind wir — wäre gelacht, wenn wir nicht hinaufkämen. Was ist das schon gegen ..." und es folgten große Namen. Überheblichkeit der Jugend!

Wir kamen über das, sich zu einem überhängenden Riß verengende Kaminende ebenso wenig hinweg wie unsere Vorgänger. Zur Freude der Nannl waren die anderen Gäste nach Mühldorf abgestiegen, so daß sie die Hütte hatte zusperren können.

Im Kamin panzerte stellenweise Eis die Wände, und die ganze Angelegenheit wurde dadurch recht schwierig. Dort, wo die anderen umgekehrt waren und auch wir das Gleiche taten, stak ein sicherer Ringhaken im Stein. Der erleichterte den Abstieg, und das war nötig, denn es hatte zu regnen begonnen. Und es regnete weiter, so schön still und beharrlich wie es in Salzburg zu „schnürln" pflegt. Der Kärntner sagt dafür „safteln".

Es saftelte auch am nächsten Tag. Ich durchstöberte alte Alpenvereinsjahrbücher, und der Franz war auf einmal verschwunden. Nach etlichem Suchen entdeckten wir ihn mit einer Hüttendecke als Regenschutz am See. Er hatte eine Angel gefunden und versuchte, Fische durch Käse- und Wurstbrocken zu betören. Die Saiblinge des Mühldorfersees waren darauf nicht eingestellt.

Als Franz nach zwei Stunden hingebungsvoller Fischergeduld zurückkehrte, mußten wir zuerst die Decke und dann ihn selbst auswinden.

Es saftelte weiter, wir fuhren heim an den Ossiachersee, und, als es nach drei Tagen aufhellte, pfoteten wir schon wieder zur Hütte hinauf, von der Nannl begeistert begrüßt. Wir hatten uns unterdessen einen Plan zurechtgelegt: die Kaminreihe schloß sich unter einem schmalen Band, das scheinbar den Gipfelaufbau umkreiste. Dieses Band wollten wir von der anderen, der Radlgrabenseite aus, zu erreichen versuchen, und diesmal auch bei schlechtem Wetter ausharren. Franz hatte für solchen Fall eine Schachtel voll Regenwürmern sowie etliche Wobbler, Blinker, Spinner und wie das Zeug heißt, mitgenommen.

Aber sie waren nicht notwendig. Der Morgen brach zauberhell an, und als die ersten Sonnenstrahlen über den Leiergrat blitzten, schulterten wir Seil und Kletterschuhe. Die Nannl sollte natürlich mitkommen. In diesem Augenblick aber, genau wie in der Oper der Unglücksbote mit einem Fortissimoschlag eintritt, stolperte der Hazen Karl, der Reißeck-

hütte Proviantträger, mit einem Riesenpack über die Schwelle. Er sei so früh aufgebrochen, denn „es keman a Haufen Herrschaften, so a Stucker zwölf".

Mein Leben lang habe ich keine Wirtin, weder in Hütten noch in Grandhotels, so lästerlich fluchen gehört wie die Nannl, weil anscheinend zahlungskräftige Gäste anrückten. Aber es half nichts. Sie mußte dableiben und das Mittagsmahl vorbereiten.

Das Dirndl tat uns leid, aber der schöne Tag durfte nicht versäumt werden. Wer weiß, ob unter den „Stucker zwölf" nicht auch die Spittaler Turmanwärter waren.

Wie wir letztens ausspekuliert hatten, begannen wir zuerst einmal vom Leierschartl aus auf der Ostseite nach einem Zugang zu dem den Gipfelaufbau umkränzenden Band zu suchen. Das war nun wesentlich einfacher als die Quetscherei durch die Kamine. Guter, wenn auch steiler Fels, eine kleine Umgehung an einer Plattenwand, dann hatten wir das Band, das sehr schmal und luftig wieder zur Mühldorferseite hinüberleitete. Ein enger Riß bildete eigentlich die geologische Fortsetzung der Kamine, und schließlich trennte uns nur mehr eine senkrechte Wandstufe von der Spitze. Was man so Spitze nennt — es war eine kurze, scharfe Messerschneide, darauf zwei vergnügte Leutchen im Reitsitz hockten. Die herrliche Arbeit, auf einem, wenn auch noch so winzigen Pünktchen des Erdballs, das noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte, den Steinmann zu bauen und unsere Besucherkarten darein zu versenken, blieb uns versagt.

Eine andere Frage erhob sich: der Turm mußte doch einen Namen haben. Nach allerlei Vorschlägen fiel mir etwas ein, das Persönliches mit geographisch-Sachlichem verband. Es gab einmal eine heute längst vergessene Oper, die mir über alles lieb war und noch heute ist. Zwei Jahre vorher hatte ich an der Wiener Hofoper die Uraufführung des „Bergsees" von Julius Bittner erlebt. Niemals hat eine Oper so stark mein Innerstes berührt, so sehr alles, was ich für die Berge empfinde, in edlen Klängen ausgedrückt wie Bittners „Bergsee". Der Turm sollte eine Huldigung für das Werk und seinen Schöpfer sein. „Bergseeturm!"

Die Oper „Bergsee", in welche der rührende Idealist Bittner seine ganze Liebe für seine oberösterreichische Bergheimat gegossen hat, ist tot und wird nie mehr erklingen. Aber ihr steinernes Denkmal steht hoch über dem Mühldorfersee. Allerdings, wer es von der Reißeckhütte aus sieht, denkt wohl, der Turm heiße sinngemäß nach dem See, in dessen Wellen sein Spiegelbild zittert — ein Stück des alten Reißeck, wie ich es einmal sah, und zugleich ein Brocken Stein, auf dem mein Name auch in diesen Bergen eingeritzt ist, und bescheiden im Reigen so viel bedeutenderer Namen bleiben wird, so lange es noch Menschen gibt, die sich die Berge aus der Kraft einer großen Liebe und Sehnsucht stets neu erringen.

Ich bin ein Bücherschreiber, wie viele. Aber meine Bücher werden im Malstrom der ungeheuren Produktion unserer Zeit nach meinem Tode verrieseln wie so viele andere — oder vielleicht noch früher. Aber da und dort, in den Julischen, um die Hochalm herum und nun auch hier im Reißeck, wo das kecke Türml aus dem Steinpanzer der Leier sticht, wird mein Name erhalten bleiben. Das ist etwas Tröstliches, ist ein lieber Gedanke in den letzten Jahren und ist auch wieder ein Geschenk der Berge, die dieses im Abendschatten stehende Leben so überreich gemacht haben.

Das Reißeck ist anders geworden, die Technik hat von ihm Besitz ergriffen. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es jetzt dort aussieht und will es auch nicht. Ich sitze auch nicht als ein ewig Gestriger im Schmollwinkel, um mich dadurch lächerlich zu machen. Alles geht den Weg, den es muß. Ich bin ihm so ferne als seien es ganz fremde Berge, in denen jetzt Sprengschüsse und Maschinen donnern.

In mir lebt das alte Reißeck und wird niemals auslöschen, ebensowenig wie sein größter Erschließer Fridо Kordon, dessen Erinnerung diese Zeilen gewidmet sein sollen.

Anschrift des Verfassers: Dr. Gustav Renker, Langnau i. E., Schweiz

Die Direkte Nordwand der Großen Zinne

Von Dietrich Hasse, Jörg Lehne und Willi Zeller †

(Mit 1 Bild, Tafel VII)

Vorgeschichte und Kampf um die Wand

Von Dietrich Hasse und Willi Zeller †

Lotrecht bricht der Fels unter uns ab. Gut 200 Meter tiefer liegt das Kar. Langsam gleitet das Seil durch Maxens Finger. Endlich können wir verschnaufen.

Mit Max Innerkofler stehe ich (Dietrich Hasse) auf schmalem Band zwei Seillängen unterm „Italienerbiwak" der Großen Zinne-Nordwand.

Gerade vier Stunden mag es her sein, da saßen wir noch gemütlich in der Zinnenhütte. Zufall, daß wir heute schon so früh zurückgewesen sind. Plötzlich war einer hereingestürmt: „Drüben in der Nordwand sind welche in Bergnot! Einer hängt frei am Seil." — Wir hatten alles stehen und liegen lassen und waren nur mit dem Nötigsten davongestürmt. Unter der Wand angekommen, hing der junge Garmischer schon fast zwei Stunden da oben. Hier, war uns klar, konnte nur allerschnellstes Handeln mehr helfen. Im Turndreß, Hose und Jacke darüber, das andere lag im Kar verstreut, hatte ich die Jagd begonnen. Nicht die üblichen Standplätze, die jeweils ausgestiegene 50-m-Reepschnur war uns Maß gewesen. Gleich in einer der ersten Seillängen, die noch in der Steinschlag-gefährdeten Zone liegen, hatte Reiner, der mit uns ging, eine Verletzung erlitten. Er war darauf zurückgeblieben, wir weitergeeilt. „Du mußt durchhalten; bald sind wir bei Dir!" hatten wir hinaufgerufen. Endlich in seiner Höhe angelangt, schwirrte ein Seil hinaus. — Blaue Lippen in einem fahlen Gesicht, schreckgeöffnete Augen. Das war im letzten Moment gewesen! Gut drei Stunden hat er im Seil gehangen. Viel länger hält es keiner aus. Wichtige Gefäße abgequetscht, innerlich vergiftet. So lauten dann die nüchtern-sachlichen Angaben. Hier ließ sich dieses Schlimmste glücklicherweise noch einmal verhindern. — Die beiden nächsten Jahre sollten wir mit unserem Bergen leider nicht mehr so glücklich sein. Da kostete es auf dieselbe Art beide Male ein Menschenleben.

Doch davon wissen wir jetzt noch nichts, da wir, Max und ich, von unserm luftigen Stand aus hinunterblicken, wo uns eben der Gefährte des Gestürzten von den cortinesischen Bergwachtmännern, den „Scoiattoli", abgenommen wird. Wenig zuvor saß er noch oben, eine Seillänge über unserem jetzigen Stand. — Gut, daß die offenbar zu gleicher Zeit wie wir telefonisch aus Cortina gerufenen „Scoiattoli" mit ihrem Jeep so rasch heraufgekommen sind. Nach uns eingestiegen, haben sie die unteren Seillängen mit ihren Stricken für Abtransport und Rückzug vorbereitet. Damit nehmen sie uns jetzt alle weiteren Sorgen ab.

Längst ist es Nacht geworden. Nur das Wetterleuchten eines fernen Gewitters wirft ab und zu für Augenblicke einen grellen Schein in die Wand. Unten, ganz tief und scheinbar endlos weit, am Fuße der Wand, glimmt eine Laterne. Unsere italienischen Kameraden haben gute Arbeit geleistet. Gegen 23 Uhr sind auch wir aus der Mauer. —

Zwei von den Cortinesern, mit denen wir anschließend in der Drei-Zinnen-Hütte noch eine gemeinsame fidele Stunde erleben, treffen wir kurz darauf in Cortina wieder. Bei einem Glas Wein schwärmt uns der eine von den größten und schönsten Dolomitentouren vor, deren schwierigste er die Torre-Trieste-Südwand nennt. Nun ist das zwar nicht die erste „schwierigste Dolomitentour", von der ich höre; doch wie er so Begeisterndes von ihr erzählt, weckt er in mir den Wunsch, sie selbst einmal kennen zu lernen. — Wunderbarer-

weise wird mir die Wand, die Carlesso-Sandri-Führe am Trieſter Turm gemeinſam mit einem pfundigen Gefährten, Peter von Grundherr aus der Sektion Bayerland, tatſächlich noch zur Krönung des Sommerurlaubs 1956. Oben queren wir dabei nicht wie bisher für die letzten 120 Meter in die Kaminfolge der Südweſtſeite, ſondern bleiben mit dem Ausſtieg unſerer 9. Begehung erſtmalig auf direkter Linie in der Südwand. Wahrhaftig eine begeiſternde Bergfahrt!

Noch ein anderer wertvoller Antrieb geht von unſerer Zinnenbergung aus. Obgleich ich die alte Nordwandroute der Großen Zinne ſchon von zwei Durchſteigungen her kannte, habe ich nie zuvor ſoviel Gelegenheit und Muße gehabt wie an jenem Bergungsabend, hinüberblickend durch die gelben Abbrüche im Gipfellot die Ideallinie eines direkten Wegverlaufs zu ziehen. — Der Gedanke eines ſolchen Durchſtiegs war mir jedoch nicht etwa neu. Seit ich einſt daheim im Elbſandſteingebirge ein Bild der Drei Zinnen vor mir hatte und von Freunden erfuhr, wo die Comici-Dimaiſche-Route hinaufführt, iſt mir die Idee einer „Direkten" eigentlich nie mehr ganz aus dem Kopf gegangen. Freilich dachte ich ſeinerzeit nicht im entfernteſten daran, daß es gar mir einmal vergönnt ſein könnte, zur Löſung dieſes Problems beizutragen. Ich meinte ganz einfach, es ſei ſchöner, ja ſogar notwendig, eine ſolche Wand, wenn nur irgend möglich, in der Gipfelfallinie zu durchſteigen. — Jahre ſpäter, als ich zum erſtenmal ſelbſt unter der beeindruckenden Wandflucht ſtand, bekam das Hirngeſpinſt meiner „Direkten" zwar einen gehörigen Knacks. Nachdem ich die Wand jedoch wieder und wieder zu Geſicht bekommen, nahm die Idee allmählich erneut Geſtalt an. Die Bergung ſchließlich brachte mir die letzte notwendige Erkenntnis: Es ſieht wohl unmöglich aus; aber die letzte Entſcheidung kann allein der Verſuch bringen. Auf alle Fälle lohnt es, den Verſuch zu wagen!

Je näher das Frühjahr 1957 heranrückt, deſto eifriger bin ich bemüht, alles, was ſich an Zinnenwandbildern auftreiben läßt, zu ergattern. Stundenlang ſitze und brüte ich über meinem Geheimnis. Es müßte möglich ſein, ſagen mir die Bilder, und der Mut wird rieſengroß. Erſt da wir unter ihr ſtehen — wir ſchreiben einen der letzten Julitage 1957 — fällt mir das Herz jäh in die Hoſe.

In welcher Hochſtimmung ich noch kurz zuvor in München Peter Voigt für meinen Zinnenplan geworben habe! In aller Stille kauften wir, was uns nötig ſchien: 120 Haken aller Art, einige Seilſtücke für Tritt- und Sicherungsſchlingen, ein paar neue Karabiner und eine 150 m lange Perlonreepſchnur von 2 mm Stärke. Seile, Zeltſack, eine Handvoll alter Haken, darunter ſieben noch nie verwendete Steckhaken mit dem dazugehörigen Bohrer, und was ſonſt noch ſein muß, ſind vorhanden.

Peter, der daheim im Elbſandſteingebirge eine Anzahl der ſchwierigſten Touren mitgegangen iſt, wohnt ſeit Anfang des Jahres in München. Vor Monaten haben wir uns für den gemeinſamen Sommerurlaub verabredet. In den Nördlichen Kalkalpen iſt Peter bereits gut „eingeſtiegen". Inzwiſchen liegen auch einige gemeinſame Dolomitenfahrten hinter uns. Sie haben den Gefährten mit dem hieſigen Geſtein vertraut gemacht. Jetzt aber laſtet der Schatten unſeres größten Zieles, der Zinnen-Nordflanke, über uns. So unmittelbar vor dem geplanten Einſtieg wirkt ihr gelber Fels mit ſeinen Rieſendächern noch mal ſo glatt, ſo überhängend und noch mal ſo abſchreckend. Peter, der zum erſtenmal unter der Zinnenwand ſteht, will nun von geteilter Führung nichts mehr wiſſen. Ich kann's ihm nicht verdenken. Mir ging es das erſtemal ja ähnlich. Nachſteigen alles, ſagt der Freund, aber bitte nicht vornweggehen müſſen! — Ja, es ſieht tatſächlich kaum möglich aus. Und wir zu zweit? Wir müßten zu viert ſein! Zu viert könnten wir's mit einiger Ausſicht auf Erfolg wagen.

Am Abend erzählen wir Pepi Reider, dem Wirt der Drei-Zinnen-Hütte, von unſerem Plan. Seit der Bergung im vergangenen Jahr habe ich bei ihm einen guten Stand und er iſt auch gleich ganz bei der Sache. — Die „Scoiattoli" haben auch ſchon einmal probiert, hoch in die große Verſchneidung der Gipfelfallinie zu gelangen, aber weiter links. Sie haben's aufgegeben. Zu viert müßt ihr ſein, iſt richtig. Nehmt die beiden da drüben vom Nebentiſch mit in eure Gemeinſchaft, rät uns der Pepi. Sie haben während

der letzten Wochen hier und anderwärts eine Anzahl der schwierigsten Touren durchgeführt, gehen fabelhaft sicher und sind gute Kameraden. Bestimmt halten sie bei euch mit. — Pepi erzählt uns noch eine Menge Gutes von den beiden Bayern, Willi Zeller aus Ruhpolding und Toni Reiter aus Reit im Winkel, die am Tisch da drüben sitzen. Sie scheinen wirklich zünftige Burschen zu sein. So wollen wir sie ein wenig näher kennenlernen.

Darüber und über das erste Einsteigen in die Wand schreibt Willi Zeller in seinem Fahrtenbuch:

„Am Abend (1. 8. 1957) sitzen wir mit Dieter Hasse und Peter Voigt — zwei Bergsteiger aus Dresden — zusammen und schmieden Pläne; auch die Durchsteigung der direkten Nordwand der Großen Zinne kommt zur Diskussion. Am Ende steht das Ergebnis, daß wir beschließen, übermorgen die „Direkte-Zinne-Nordwand" zu versuchen. Ich würde zwar lieber die „Direkte" der Westlichen Zinne-Nordwand probieren, aber ich bin mit meinem Vorschlag leider allein. Auch Toni will davon nichts wissen, und so bleibt es dann bei der Großen.

Noch am gleichen Abend richten wir unsere Sachen her. Dieter und Peter haben weit über 100 Haken dabei, die unserer Schätzung nach reichen müßten. Auch unsere Biwaksachen sind tadellos. Überhaupt sind wir mit unserer Ausrüstung zufrieden. Wir rechnen mit vier Biwaks, also fünf harten Klettertagen in der Wand, welche an Steilheit und Kühnheit in den Alpen einmalig dasteht. Übermorgen wollen wir einsteigen.

2. 8. 1957. Erst um zehn Uhr stehen wir auf. Am Nachmittag gehen wir rüber unter die Wand und sehen uns unser Vorhaben an. Am Abend wird nochmal richtig gegessen, und dann geht es gleich ins Lager. — Lange kann ich nicht einschlafen. Meine Gedanken sind immer in der Wand. Aber am Ende trägt doch der Schlaf den Sieg davon.

3. 8. 1957. Es ist 3 Uhr 30 morgens. Herr Reider, der Hüttenwirt, kommt leise ins Massenquartier und weckt uns wie verabredet. Dieter ist schon wach. Wir wecken Toni und Peter, packen unsere Rucksäcke auf und gehen runter in die Küche. Die Fürsorge von Herrn Reider ist einmalig. Er hat schon alles für das Frühstück hergerichtet.

Auf dem Weg zur Wand sind wir sehr schweigsam. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Es ist noch finster. Wir können nur die dunklen Umrisse der Zinnen erkennen, die so gewaltig wie Dome dastehen. Was wird uns die mittlere in den nächsten Tagen wohl bringen? Ist ihre Nordwand direkt überhaupt zu erklettern, oder ist sie unmöglich? Wird es uns genauso gehen wie den Bergführern aus Cortina, die nach zwei Seillängen die Nase voll hatten, oder haben wir mehr Glück und Ausdauer? Alles liegt noch vor uns im Ungewissen.

Wir queren unter der Wand. Vorbei an der Stelle des gescheiterten Versuchs der Cortineser zu unserem Ausgangspunkt. Drüben am Monte Cristallo wird es am Horizont langsam hell. Wir haben unsere Sachen aus den Rucksäcken genommen und richten alles zusammen. Dieter hat sich bereits angeseilt. Er nimmt die erste Seillänge in Angriff. Wir haben beschlossen, in zwei zusammengehängten Seilschaften zu gehen. Dieter und ich werden uns im Führen abwechseln, während Peter und Toni für den Nachtransport sorgen.

Nach mehreren Steigbaumversuchen kann Dieter endlich einen Haken anbringen. Er hängt eine Schlinge ein, steigt hinein, schlägt noch einen Haken und gelangt so in einen gut zu kletternden Riß. Dieter klettert sehr sicher. Er verwendet zur Sicherung einige Knotenschlingen, welche er nach Sachsenart im Riß verklemmt, und gelangt nach zirka zwei Stunden zum ersten Standplatz. Dann kann ich nachkommen. Ich hänge das Seil von Toni und Peter in die Karabiner ein, um ihnen das Klettern zu erleichtern, und bin bald bei Dieter.

Nun komme ich dran mit Führen. Geradewegs steige ich weiter. Es geht gut, frei zu klettern. Bald muß ich ein wenig nach rechts um eine sehr wacklig aussehende Felsplatte ausweichen. An zwei, drei Haken vorbei gelange ich höher und auf ein schmales Band. Mit Hilfe einer Trittschlinge ergibt sich der Einstieg in die nächste Wandstufe. Etwa fünf Meter darüber quere ich nach links, wobei ich einige Male eine Schlinge um Felszacken

hängen kann. Endlich hält wieder ein Sicherungshaken. Nach einigen Metern erreiche ich einen schon von unten ausgemachten senkrechten Riß. Er ist ohne Haken zu erklettern. Das rote Seil läuft um eine Felskante. Es läßt sich kaum mehr nachziehen. Ausgerechnet jetzt muß auch das Seil schon zu Ende sein. Ich sage zu Dieter, er solle ein paar Meter nachsteigen, damit ich eine ober mir liegende Felsleiste als Stand herrichten kann. Ich bekomme noch einige Meter Seil und gelange gut dorthin. Ich schlage einen Standhaken und lasse den Selbstsicherungskarabiner einschnappen.

Dieter sichert nun Toni nach und kommt dann sehr schnell zu mir."

Damit endet Willis Fahrtenbuch.

Bei Willi angekommen, gehe ich ohne größeren Aufenthalt gleich weiter. Gerade, daß wir die Reepschnur getauscht haben, die sich immer der jeweils Vorangehende hinten an die Einbindung knüpft, um im Bedarfsfalle etwas hochziehen zu können. Über uns ragt das erste Dach heraus. Anschließend folgt eine glatte Platte.

Den Einstieg in die dritte Seillänge gewinne ich von Willis Schulter aus. Unterm Dach kriege ich endlich den ersten einigermaßen zuverlässigen Nagel ins Gestein, senkrecht nach oben. Die Überwindung des waagrecht nach außen sperrenden Überhanges hält mich lange auf und scheint mir Allerletztes an Nagelei. Erste Steckhaken fahren in den Fels. Doch darüber wird's nicht besser. Für das folgende Dutzend Meter benötige ich Stunden.— Die meisten Haken lassen sich nur wenige Millimeter eintreiben. Einige halten gerade so lange, wie die Belastung sie festwinkelt.

Ein mühsames und nervenaufreibendes Spiel liegt zurück, als ich endlich wieder den ersten zuverlässigen Haken anbringen kann. Darüber vermag ich einige Züge frei weiterzugehen. Zwei, drei Haken noch, und der nächste Stand ist erreicht. Die Seillänge ist zwar nicht ganz so lang wie die ersten beiden. Dafür war sie das Schwierigste an Nagelei, was ich in dem und auch im folgenden Jahre kennenlernen sollte. Sie hat uns den gesamten Nachmittag gekostet.

Peter und Toni wollen die Nacht zweckmäßig noch einmal drüben in der Zinnenhütte verbringen. Sie seilen ab, lassen aber die Seile hängen, um morgen früh rasch herauf und zu uns folgen zu können. So braucht Willi jetzt keinen der beiden Freunde erst nachzuholen, sondern kann gleich zu mir kommen. In seiner sicheren und selbstverständlichen Art hat er die Länge bald geschafft.

Wir rüsten zum Biwak. Um unsere Kräfte zu erhalten, haben wir Schlafsäcke dabei. — Beim Heraufziehen der Biwaksachen, eines Hakenbündels für morgen und dessen, was man uns aus der Zinnenhütte Eß- und Trinkbares herübergeschickt hat, stellen wir fest, daß unsere Reepschnur mit ihren 2 mm Durchmesser viel zu dünn ist. Es ist fast unmöglich, sie belastet hoch zu bekommen, so schlecht läßt sie sich fassen, und so schmerzhaft schneidet sie in die Hände ein.

Haben wir gestern nacht vor Aufregung nicht oder kaum schlafen können, die nun beginnende Nacht in Sitzschlingen wird noch unangenehmer. Wie auf Messern sitzend kommen wir uns vor. Endlos kriechen die Stunden. Als es schließlich dämmert, gibt es kein Glied, das uns nicht schmerzte. Am meisten brennen die Sitzflächen.

Peter und Toni sind unten bereits am Werk. Die erste Seillänge haben sie geschafft, doch die zweite will nicht glücken. Am Ende gibt Toni auf. Er fühlt sich indisponiert und damit der Wand nicht mehr gewachsen. Das ist schade. Toni ist ein guter Kamerad und mit Willy schon die schwierigsten Touren gegangen. Jetzt seilt er ab. Nach umständlichen Seilmanövern steht wenigstens Peter am Stand über der zweiten Länge. Wertvolle Zeit ist verstrichen.

Da Willi endlich in die nächste, die vierte Seillänge einsteigen kann, ist inzwischen hoher Vormittag. Von meiner Schulter aus gewinnt er den Einstieg und gelangt in freier Kletterei Meter um Meter empor. Nur wenige Haken schlägt er in den Fels; viel zu wenige, stelle ich nachkommend fest, als er Stunden später am Stand und Peter zu mir gefolgt ist. Hier hat der Freund ein Husarenstück vollbracht, ein allzu tollkühnes Wagnis. Die wenigen Haken für Sicherungszwecke untauglich, eine einzige Sicherungsschlinge um eine

windige Platte gelegt, so finde ich die Seillänge vor. Dabei ist sie von geradezu unwahrscheinlicher Schwierigkeit. — Willi lacht mir entgegen und freut sich über mein Kopfschütteln. Er ist schon ein wilder Bursche. Angst scheint er nicht zu kennen, denn an einen Sturz, nein, an einen Sturz durfte er dabei nicht denken. Mir wird erst richtig wohl, als ich uns durch eine solide Perlonschlinge um das Pfeilerköpfl am Stand zusätzlich gesichert habe.

Über uns sieht es trübe aus. Vorsichtshalber lassen wir Peter noch nachkommen. Zwei Mann am Standplatz können für alle Fälle mehr ausrichten als einer. Mit Unterstützung steige ich in die fünfte Seillänge ein. Gleich das erste Fortkommen wird mir schwer. Endlich steckt ein Häklein. Ich stehe in der Trittschlinge. Der Schlüssel zu weiterem ist eine nicht einmal fingerstarke „Sanduhr", d. h. das Gesteinssäulchen zwischen zwei Löchern, die sich im Felsinnern verbinden. Eine dünne Seilschlinge durchgefädelt, die zweite Trittschlinge eingehängt; so erreiche ich eine schmale Leiste und habe damit die nächsten drei Meter gewonnen. Linkshalten ist die Tendenz unseres Aufstiegs, links gehe ich auch weiter. Ein Haken fährt ins Gestein, darüber noch einer. Der nächste muß mit einem zweiten verkeilt werden. Nun trennen mich drei, vier glatte fugenlose Meter von einer kleinen Verschneidung. Ich versuche zu bohren. Aber der Dolomit ist hier so hart und spröde, daß der Bohrer einfach nicht greifen will. — Rechts drüben, ein paar Meter nur, habe ich inzwischen eine andere Möglichkeit hinaufzukommen entdeckt, eine Rißspur. Vielleicht kann man oben wieder nach links queren. Der Versuch lohnt sich jedenfalls. Ich steige zurück und richtig, da drüben geht es besser. Oben der Quergang macht mir zwar eine Weile zu schaffen. Dafür stehe ich anschließend in einer kleinen Verschneidung. Die Umgehung ist geglückt und ließ sich sogar fast durchwegs frei klettern.

Äußerst schwierig komme ich weiter, muß nageln. Mehr schlecht als recht fährt ein kurzer Cassinhaken in ein Ritzchen. Ein Messerhaken geht den gleichen Weg. Weil es darüber wieder glatt wird, heißt's nun doch bohren. Aber der Bohrer frißt einfach nicht in dem eisenharten, marmorisierten Fels. Lange plage ich mich vergeblich. Ein nutzloses Beginnen! Am Ende muß eine Anballung tauber Fossilienkristalle herhalten. Eingekeilt zwischen Holzzahnstochern, die wir uns aus der Drei-Zinnen-Hütte eigens dafür mitgenommen haben, sitzt schließlich unser fünfter Steckhaken. Viel taugt er nicht. Der Bohrer ist hoffnungslos stumpf. — Nachdem mir der nächste Haken hinabgefallen und ich mit einem krummgezogenen Messerhaken auch nur ein kurzes Stück gewonnen habe, ist abermals Schluß. Kaum zu rühren wage ich mich in meiner Stellung. Wenig oberhalb lockt ein Felsbändchen. Aber frei komme ich nicht hin. Die Freunde wollen mir einige Haken an die Reepschnur binden, weil ich nichts Geeignetes mehr bei mir habe. Doch auch ihnen ist der Vorrat an Spezialhaken ausgegangen. Außerdem hat sich die Reepschnur irgendwo unterhalb verhängt.

Nichts will mehr klappen. Den Versuch, noch einmal zu bohren, gebe ich bald wieder auf. Ein allzu sinnloses Unterfangen. Es hilft nichts; wir werden abseilen müssen, um unsere Ausrüstung zu ergänzen. So jedenfalls kommen wir nicht weiter. Der Entschluß fällt nicht leicht, aber die Gegebenheiten zwingen dazu.

Das Abseilen wird schwierig und zu einem Wettlauf mit der Nacht, die am Ende doch Sieger bleibt und uns zu einem zweiten ebenso endlosen wie qualvollen Biwak in Sitzschlingen zwingt.

Am Morgen des 5. August stehen wir wieder unten am Wandfuß.

Der erste Ansturm ist mißlungen. Er hat uns jedoch einige wichtige Erkenntnisse gebracht, vor allem das Wissen, daß die Wand nicht unmöglich sein dürfte. — Nur Toni will nicht mehr mithalten und ist nach Hause gefahren.

Das Rüstzeug läßt sich in Cortina schnell ergänzen. Aber wir sind nicht mehr allein. Cassin ist, da er vom erfolgversprechenden Vordringen der Deutschen in der „Direkten" hörte, herbeigeeilt. Jetzt hat er uns mit vier seiner Getreuen aus Lecco ein paar rechte Kuckuckseier ins Nest gesetzt. Die „Scoiattoli" trügen sich mit ähnlichen Plänen, berichtet man uns. — Wie die Aasgeier haben sie ihre Augen auf unsere Wand geheftet, bereit,

bei der ersten Gelegenheit loszustürzen und um sie zu raufen. Selbst aus deutschsprachigen Landen kommt die große Konkurrenz herbeigeeilt, um zu sehen, was hier los ist. Wir sind einigermaßen enttäuscht über solche Einstellung. Bei uns daheim im Sächsischen Felsengebirge geht es in solchen Dingen ritterlicher zu. Da würde sich kein anständiger Kerl am Problem eines anderen vergreifen, solange der es nicht aufgegeben hat. — Doch wir wollen auf der Hut sein. So leicht sollen sie unsere Wand nicht kriegen!

Die Schilderung der Folgezeit entnehme ich meinem Fahrtenbuch:

7. 8. 1957: Wir sortieren und richten die Ausrüstung. Am Abend bringen wir drei wohlgepackte Rucksäcke hinüber zum Einstieg und wickeln sie in unsere Regenumhänge. Hoffentlich hält das Wetter. — Morgen, ja morgen wollen wir's wieder wagen. Die fünf Tage, die wir rechnen, sollen's uns wert sein!

8. 8. 1957. Nichts haben wir gewagt. Zu schlechtes Wetter. Das Barometer ist zwar nicht weit gesunken, aber draußen herrscht der schönste Landregen. — Da uns noch Standsteckhaken fehlen — wer weiß, ob wir sie nicht brauchen werden —, steige ich rasch noch einmal nach Cortina ab, um solche (Schaft: 9 mm Vierkant, ca. 4 cm lang) samt Bohrern zu besorgen, bzw. schmieden zu lassen. Unsere anderen Steckhaken haben bei einer Länge von etwa 15 bis 20 mm einen Vierkant von nur 6,5. Sie sind zum Steigen, aber nicht zu Sicherungszwecken gedacht, wofür sie auch nichts taugen würden.

9. 8. 1957. Wieder ein trüber, aussichtsloser Morgen: Nebel, tief ziehende Wolkenmassen, alles grau. Den Vormittag verblödeln wir in der Hütte. Am Nachmittag wird wenigstens der Toblinger Knoten bestiegen; Aufstieg: von Süden her, Abstieg: Normalweg.

10. 8. 1957. Regen, Regen. Mittags gehe ich mit Willi zum Wandfuß. Wir schaffen unsere Sachen hoch auf einen Felsvorsprung und nehmen die Fotos wieder mit hinüber. So ist es uns sicherer.

11. bis 17. 8. 1957. Das Wetter wird nicht besser. Und wenn einmal für Stunden die Sonne lacht, so bleibt es doch unzuverlässig. Westwind bringt dauernd neue Wolken, Nebel, Regen und gar Schnee. — Paarmal spitzen wir, lassen uns zeitig wecken; aber umsonst. Bis an den Einstieg gelangen wir eines Morgens. Es ist sehr früh. Noch lassen wirs Tag werden. Da bricht unversehens ein Gewitter über uns herein, wie wir selten eines erlebt haben. Klatschnaß stehen wir schließlich wieder in der Hütte. — Dann wiederum marschieren wir über den weitgestreckten Karboden nordseitig unter den Zinnen und steigen hoch zur Scharte zwischen Westlicher und Großer Zinne. Einmal stehen wir nach einem Aufstieg über den Normalweg oben auf der Großen. Einen anderen Tag klettern wir die drei ersten Seillängen unserer „Direkten" empor und hängen Seile hinein, um beim endgültigen Angriff schneller hinaufzukommen. Zweimal sind wir unten in Sexten. Ja, im Tal sieht es meist freundlicher aus. Kaum steigen wir hoch, kommen wir wieder in die Region, in der alles nur Grau in Grau ist. — Ein tristes, lustloses Hoffen, Warten und wieder Warten, von einem Tag zum anderen, Kochen und Skatspielen.

Die von Lecco sind längst heimgefahren. In der Hütte herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Niemand bleibt lange. Selbst aus den Westalpen kommen Bergsteiger in der Hoffnung, hier in den Dolomiten besseres Wetter vorzufinden. Sie resignieren.

18. 8. 1957. Sonntag. So hell das Wetter auch gestern nachmittag aussah, heute morgen ist's wieder reichlich unfreundlich. Wir bleiben unserer Hauptbeschäftigung treu, spielen Skat. Langsam stumpft man ja selbst ab und hat zu nichts Vernünftigem mehr Lust. — Wie schon so oft in den letzten Tagen bricht bei Willi wieder mal die große Verzweiflung aus. Er spricht schon lange nur noch vom Heimfahren. Heute hat es ihn ganz besonders gepackt. Ich rede ihm zu wie einem kranken Star, er soll doch noch bleiben. Darin habe ich inzwischen schon Übung. Erzähle von uns daheim, den Bergen und Bergfreunden, nur um ihn auf andere, erfreulichere Gedanken zu bringen. Ich habs ja selbst manchmal satt; aber es nützt doch nichts. Ziehen wir ab, wird das Wetter ganz bestimmt schön. Vielleicht bricht morgen schon die von Pepi längst und täglich aufs neue vorausgesagte dreiwöchige Schönwetterperiode an. Wer kann es wissen? Zeit wirds ja allmählich. — Aber Willi will nicht mehr. Acht Wochen treibt er sich in den Alpen umher. Heim trotz allem,

ist seine Parole. Da ist tatsächlich nichts mehr zu ändern. Ich kann ihn ja verstehen, den Willi; nur was wird aus unserer Wand? — Am Nachmittag erscheint gar noch sein Onkel. Das weitere geht sehr schnell.

Ehe wir uns versehen, sind wir wieder allein, Peter und ich. Wir schicken gleich mehrere Verstärkungsrufe los. Ob jemand kommen wird? Ob überhaupt einer zu Hause ist?

19. 8. 1957. Schneemengen in für die Jahreszeit ungewöhnlichen Ausmaßen haben über Nacht die Gegend in eine Winterlandschaft verwandelt. Auf Tage hinaus dürfte Schluß sein mit allen Kletteraussichten.

20. 8. 1957. Wie Tags zuvor. Trotzdem gehen wir, wie so oft in der letzten Zeit, hinüber an den Einstieg unserer Wand.

Im übrigen Unglück bei Skatspiel. Man müßte sich auch mehr darauf konzentrieren. Aber dieses dauernde Kartenklitschen!

21. 8. 1957. Früh schön. Tags dann dicke Wolken. Max erzählt aus alter Wildererzeit. Glück beim Schnapsen.

22. 8. 1957. Der Schnee ist schon seit gestern so gut wie weg. Aber der Wind hat wieder nach West gedreht. — Unsagbar, wie einen dieses ständige Warten und Hoffen aufreibt. Wie gern ich wie die anderen mein Bündel schnüren und gehen würde!

23. 8. 1957. Völliger Westwind. Alles dick grau. Vereinzelte Regenschauer. Mittags steige ich mit einem Schwäbele über einen nicht ganz einfachen Weg auf den Sextener Stein. Abends Budenzauber in der Zinnenhütte. Peter voll gewest!

Wenn das Wetter besser wird, werden wir notfalls auch zu zweit wieder einsteigen.

24. 8. 1957. Wetter wie eh. Gang zur Zinne. Kochen, Essen, Lesen.

Noch immer bin ich mit Peter allein. Unsere Rufe um Verstärkung sind erfolglos verhallt.

25. 8. 1957. Heute ist kein schlechtes Wetter. Vormittags mit zünftiger Meute: Paternkofel-Nordwestkante von unten, Ersteigungen von Buddha und Frankfurter Würstl. Nachmittags Richtung Schwalbenkofel.

Abends kommen zwei wilde Burschen auf die Hütte, Siegfried Löw, ehemals Dresden, heute Salzburg, und Jörg Lehne aus Rosenheim. Sie haben schon eine gute Anzahl der schwierigsten Felswände hinter sich: Dru-Westwand, Gran Cappucin-Ostwand, Badile-NO, Su Alto, Tofanapfeiler etc. Pepi als Hüttenvater ist gut orientiert. Er meint, wir sollten doch fragen, ob sie bei der Zinne mitmachen wollen.

26. 8. 1957. Peter und ich steigen bei prächtigem Wetter über die Südostwand von Cassin auf die Kleinste Zinne. Gegenüber klettern die beiden Neuankömmlinge den Comici-weg auf die Punta Frida.

Am Abend werden wir einig. Sie wollen bei der „Direkten" mithalten. Morgen steigen wir ein!

27. 8. 1957. Wir sind nicht eingestiegen. Pepi hat mich zwar geweckt, aber es lohnte sich nicht aufzustehen. Regen, Nebel. — Wenig Erfreuliches. Mein Skat wird immer miserabler.

28. 8. 1957. Früh trügerische Helle. Aber wir kennen uns langsam aus, riechen förmlich, daß etwas in der Luft liegt. Nachmittags Schneegewitter.

Wir werden zu einer Bergung in die Kleine Zinne-Nordwand gerufen. Durch winterliche Verhältnisse kämpfen wir uns hinauf bis 50 m unter den Gipfel, Jörg, Peter und ich. Im Dunkeln sind wir endlich an den Gestürzten herangekommen. Jörg hat ihn erreicht. Er ist tot. Seit Stunden dürfte er schon tot sein. Da ist nichts mehr zu helfen. — Mit viel Glück gelingt uns der nächtliche Rückzug aus dem Schnee und Eis der frostkalten Wand. Wir gehen noch zum Einstieg des Normalweges, den Sigi mit einigen zufällig anwesenden Sachsen hinaufsteigen wollte, rufen. Sie biwakieren. So haben sie den zweiten, Lebenden, der Seilschaft heute auch nicht mehr herausbringen können. Wir sollen nur morgen beizeiten wieder da sein.

29. 8. 1957. Von früh bis zum Abend haben wir mit der Bergung zu tun. Eine bedrückende Beschäftigung. Zum Glück regnet oder schneit es dabei wenigstens nicht.

30. 8. 1957. Das Wetter wird wieder schlecht. Kalt ist es geworden. Bergungsbericht aufgestellt. Skat gedroschen.

31. 8. 1957. Regen, Kälte, Skat.

1. 9. 1957. Vereinzelte Regenschauer, grauer Himmel mit tief dahintreibenden Wolken, Kälte. — Dennoch rüsten wir für morgen.

2. 9. 1957. Die Nacht und am Morgen hat es geregnet. Tagsüber kein Regen, aber sehr kalt. — Morgen wollen wir bestimmt einsteigen.

Jörg treibt immer. Ich bremse, denn ich bin mir klar darüber, daß jetzt ein erfolgloser Versuch Schluß für dieses Jahr bedeutet. Deshalb halte ich für aussichtsreicher, lieber noch ein wenig zu warten. Warum soll der September nicht schöneres Wetter und Erwärmung gegenüber den jetzig katastrophalen Verhältnissen bringen? Aus den Nordseiten ist der Schnee schon lange nicht mehr vollends herausgetaut. — Aber ich habe ständig das Gefühl, Jörg hält mich für feige. Es ist mir zu dumm, noch weiter energisch für Abwarten zu stimmen. So allmählich bin ich auch gleichgültiger geworden. Gehn wir halt. Wir können's ja versuchen.

3. 9. 1957. Um vier Uhr stehen wir auf. Pepi hat uns geweckt und wie jedesmal ein gutes Frühstück bereitet. — Das Wetter ist undefinierbar. Wenn's nur tagsüber ein bisserl wärmer wird!

Wir sind am Einstieg, holen die Sachen herbei und binden uns ein.

Jörg will sich mit mir bis hoch zur Verschneidung im Vorangehen ablösen. Sigi will dasselbe in den Verschneidungslängen tun. So haben es die beiden vorgeschlagen. Sie wollen mir dabei offensichtlich eine Freude bereiten. Das ist nett von ihnen. Peter hat sich die Ausstiegsrisse ausbedungen.

Wir steigen los. Die Kälte ist ungeheuer. Sie schneidet derart ein, daß Peter gleich überm Einstieg das erstemal wegfliegt und in der zweiten Seillänge schließlich aufgibt und abseilt. Jörg meint, noch nie hätte ihm das Kältegribbeln so weh getan. Und auch Sigi ist ein einziger Eisklumpen. Ich werde den ganzen Tag über das eisige Brennen meiner Füße nicht los.

Das Wetter ist ähnlich wie all die Tage zuvor. Zeitweise steigen wir durch feuchten Wolkennebel und können dabei nur wenige Meter weit sehen. Ein leichtes Nieseln geht dann über uns hin. Bald darauf ist's wieder eine Graupelhusche, die kurz aber ergiebig auf uns herniederstiebt. Kalter böiger Wind ist unser ständiger Begleiter; nicht zu stark, aber immer fühlbar. Gegen Abend treibt er weiße Flockenwirbel in die Wand.

Reichlich kurz sind die Tage und die Jahrezeit. Wir sind gerade bis zum Stand über der vierten Seillänge gekommen. Auf Vorschlag Jörgs bleibt Sigi über Nacht besser am Stand darunter, was uns im Falle eines Rückzugs morgen früh, wenn er sich als notwendig erweisen sollte, das schwierige Zurückkommen zu seinem Stand erleichtern wird. So ist selbst der immer drängende Jörg zum Pessimisten geworden.

Beim Hochziehen der Verpflegung verfilzt sich unsere Reepschnur endgültig. Sie hat sich mit ihren 2 mm Durchmesser als viel zu dünn und damit völlig ungeeignet erwiesen. Mit Ach und Krach kommen wir noch zu unseren Schlafsäcken.

Die Nacht wird mörderisch. Wir frieren in unseren Schlingen und Trittbrettln trotz der Schlafsäcke, daß es einen Hund jammern könnte.

4. 9. 1957. Am Morgen — und ehe der kommt, vergehen zehn nimmer-enden-wollende Stunden — ist der Ausgang dieses letzten 1957er Versuches um die Direkte Nordwand der Großen Zinne endgültig besiegelt. Weitergehen wäre Irrsinn. — Wir seilen ab. Schließlich sind wir froh, gesund wieder unten zu stehen.

Für unseren Aufenthalt in der Drei-Zinnen-Hütte bedeutet das ein jähes Ende. — Rasch die Sachen zusammengepackt. Eine herzliche Verabschiedung. Wir sind ihnen weiß Gott sehr dankbar, wie sie uns während der ganzen, langen Zeit so freundlich umsorgt haben. Doch ist uns die Lust am Bergsteigen vorläufig gründlich vergangen. Nachmittags befinden wir uns bereits auf dem Heimweg.

5. 9. 1957. München.

6. 9. 1957. Zurückgetrampt nach Berlin.

Am 21. September 1957 findet Willi Zeller kurz vor seinem zwanzigsten Geburtstag einen jähen Tod in den Bergen, denen er mit seiner ganzen Liebe verbunden war. Er wollte durch den Fleischbank-Nordpfeiler eine neue Route legen. Alleingehend scheint ihm der Haken ausgebrochen zu sein, auf den sich gerade in dem Augenblick die Belastung der Trittschlinge und seine Selbstsicherung beschränkte.

Ich bin von Willis unerwartetem Tod sehr betroffen. Gibt es doch wenige, die mir, obgleich wir ja nur kurze Zeit zusammen gewesen sind, je so lieb geworden wie er. — Nun kann Willi beim Kampf um unsere Zinnenwand im nächsten Jahr nicht mehr dabei sein. Ich werde den Freund sehr vermissen.

* * *

Fast will mir eine üble Krankheit im Frühjahr 1958 einen Strich durch die Rechnung machen. Doch eben noch rechtzeitig aus dem Krankenhaus entlassen, empfiehlt man mir Erholungsurlaub im sonnigen Süden. Günstiger geht's nicht. Gerade, daß die Zeit geruhsam für die Vorbereitungen reicht. Die letzten sechs Tage verbringe ich bei Willis Eltern, die mich zu sich nach Ruhpolding ins Maiergschwendt eingeladen haben. Heuen, viel Milch, große Scheiben Leberkäs, das ist die beste Erholung, der sicherste Weg zu Kraft und Kondition.

Unsere Ausrüstung ist ergänzt und in bester Verfassung. Alles da, selbst eine 300 m lange Perlonreepschnur von 6 mm Stärke. Ich hab sie extra in einem Stück anfertigen lassen.

Nur Peter wird dies Jahr nicht dabei sein. In Erinnerung an unsere vorjährige Gemeinschaft ist das sehr schade. Dafür ist Lothar Brandler zu uns gestoßen. Ich kenne Lothar flüchtig von einigen Bergfahrten im heimatlichen Elbsandsteingebirge. Er ist einer der besten Felsgeher, mit denen ich je gestiegen bin. Außerdem praktizieren wir beide eine von der heimischen abgeleitete gleiche Seiltechnik, und das allein schon — von der alpinen halte ich nämlich nicht übermäßig viel — ist mir eine gute Basis für unser schwieriges Unternehmen.

Eines meiner wichtigsten Anliegen aber ist Harmonie. Harmonie, wie sie selbst über den nervenaufreibenden Wochen des letzten Jahres nie verloren gegangen ist. Schließlich wollen wir uns auch später nach Jahren oder gar Jahrzehnten noch als „alte Knochen" gegenseitig auf die Schultern klopfen und ungetrübt über das gemeinsame Damals freuen können.

Der Plan, nach dem wir diesmal vorgehen wollen, ist eine Jörgsche Idee: Zwei ständig getrennte Seilschaften. Die erste übernimmt den unteren Teil, die Wand und die ersten beiden Verschneidungsseillängen. Die zweite den oberen Teil, das sind die zweite Verschneidungshälfte und die Ausstiegsrisse. Die erste Seilschaft steigt einen Tag eher, die zweite einen später ein. Sollte irgendwo gegenseitige Hilfe notwendig werden, steht eine Seilschaft für die andere ständig auf dem Sprung. — Der Plan erscheint uns als der bestmögliche. Nach ihm wollen wir vorgehen.

Am Abend des 1. Juli 1958 stehen Lothar und ich vor der Drei-Zinnen-Hütte. Ein herzlicher Empfang, Erstaunen über unser frühes Kommen: wir sind wieder da.

Die nächsten beiden Tage regnet's. Pepi ist vom bisherigen Wetter dies Jahr überhaupt noch nicht sonderlich begeistert. Regenpausen nützend, klettern wir trainingshalber durch die Wandln der mehr oder weniger großen Blöcke in Hüttennähe.

Am Freitag, es ist der 4. Juli, gehe ich mit Lothar hinüber unter die Zinnenwand, um ihn mit unserem Problem vertraut zu machen. Wir bringen einen Teil der Ausrüstung mit hinüber und steigen, damit Lothar gleich das richtige Verhältnis zu unserem Vorhaben findet, rasch einmal die ersten drei Seillängen empor. In der dritten verankern wir ein fixes Seil, und oben wird ein ausrüstungsschwerer Kletterrucksack an den Standhaken gehängt. Während sich ein Schneegewitter über uns entlädt, seilen wir ab.

So und nicht anders war es auch voriges Jahr. Ich habe überhaupt während der Tage zu tun, das Wachwerden der unfrohen, zermürbenden Stunden in Trostlosigkeit und

Nervenanspannung zu unterdrücken. Sind es doch kaum zehn Monate, die sie zurückliegen. — Werden wir diesmal mehr Glück mit dem Wetter haben? Wenn sich nicht bald eine Einstiegsmöglichkeit ergibt, will Lothar wieder abreisen. Mitte Juli beginnt seine nächste Verabredung, die er jüngst getroffen, der Eiger. Ohne Lothar aber müßten wir auf unsere Taktik mit den zwei Seilschaften verzichten, und das wäre schade. —

Am Freitagabend treffen Jörg und Siegfried ein. Nun, da wir beisammen und alles bestens vorbereitet ist, sind wir voll guter Stimmung.

Der Sonnabend bringt schönes Wetter. Wir benutzen ihn zu wilden Kletereien am Frankfurter Würstl und den Zacken im Rund.

Am Abend legen wir uns früh nieder, denn morgen soll's losgehen. Mit Lothar zusammen werde ich die erste Wandhälfte übernehmen, Jörg uns Sigi die zweite.

Entgegen sämtlichen guten Vorsätzen finde ich die Nacht wieder keine Ruhe. Erst ist es das ständige Kommen und Gehen im Massenquartier, dann die viel zu wachen Sinne, die mich den Schlaf nicht finden lassen. Zum, ich weiß nicht, wievielten Male habe ich nun schon alle Möglichkeiten durchdacht. Nach menschlichem Ermessen kann wirklich nicht viel schiefgehen. Sogar der Fall, daß wir nach oben nicht mehr weiterkommen, nach unten der Überhänge wegen ein Rückzug durch Abseilen aber auch versperrt ist, bedeutet keine Katastrophe. Die 300 m Reepschnur wird uns bis hinauf an die Ausstiegsrisse den Rückzug offen halten, denn mit ihr können wir uns nötigenfalls Bergungsgerät in Form eines Stahlseiles emporziehen. — Doch die Aufregung vor dem Kommenden läßt sich um keinen Preis niederzwingen. Endlos schleichen die Stunden. Müdigkeit quält. So wird es Sonntag, 6. Juli 1958. Um vier Uhr kommt Pepi hereingeschlichen, um uns zu wecken. Jörg und Sigi sind zwar erst morgen dran, doch sie stehen mit auf, weil sie uns hinüberbegleiten wollen.

Das Wetter sieht alles andere als schön oder gar zuverlässig aus. Nur Pepi, der im Gegensatz zu uns selbst nach dem zurückliegenden Jahr noch auf sein Barometer schwört, ist davon überzeugt, daß es „haltet". Er hat wieder mal alle Liebe in das Frühstück gesteckt, das er uns vorsetzt. Nur recht schmecken wills uns heute morgen nicht.

Wir brechen auf. Nachdem wir eine Menge Altschnee auf dem Weg zu den Zinnen und unter ihrer Nordflanke gequert haben, stehen wir am Einstieg. Es ist bereits halb sieben Uhr. Allzuviel Zeit haben wir uns gelassen. Da sich das Wetter, wie wir erwartet haben, scheints doch nicht zum Schlechten hin entwickelt, machen wir uns fertig. Beim Einbinden stehe ich in der Randkluft zwischen dem heuer noch vorhandenen Schneefeld und der Wand. Doch so kalt wie bei unserem letzten Versuch im September 1957 ist es längst nicht.

Mit einem Spreizschritt vom Firnkamm an die Wand steige ich ein. „Bis morgen", haben die Freunde gesagt. Ja, zwei Tage lang werden Lothar und ich gemeinsam um unsere Wand kämpfen, bis wir sie wiedersehen. Das wird oben in der Zone der Dächer sein. Möge nur alles gut gehen!

In dieser Wand heißts gleich vom ersten Meter an klettern. Über dem Zwang, unbedingt aufmerksam zu sein, verfliegt sehr schnell die müde Übernächtigkeit samt aller lähmenden Spannung der letzten Stunden. Es gibt nichts Befreienderes in solcher Wand als die Überwindung der Angst oder Aufregung beim Einstieg. — Bereits nach den ersten Metern habe ich die Zuversicht und Kraft zurückgefunden, und bald überkommt mich — eigentlich zum erstenmal in der Wand — eine wilde Freude am Steigen. Diesmal glaube ich ganz fest an ein Gelingen. Zu unserer Gemeinschaft habe ich das größte Vertrauen. Das Wetter wird schon halten. Und wenn wir erst einmal unter den Dächern sind, kann uns eine Wetterverschlechterung am Ende beinahe gleichgültig sein. Oben die Ausstiegsrisse lassen sich gewiß auch bei schlechtem Wetter überwinden.

Wie im Spiel steige ich über den längst vertraut gewordenen Fels der ersten Seillänge empor. Ist es doch das fünfte Mal, daß ich sie gehe: die Wandstufe, die Hangel, den schwierigen Zug aufs erste Band, den Riß, das Spreizen und den Überhang. So wird der erste Stand erreicht.

Wenig später klettert Lothar bereits über mir. Die dritte Seillänge hält uns auch nicht lange auf. Dafür ist die vierte neu für den Gefährten. Trotzdem steigt er sicher über sie hinauf. Noch haben wir nicht Mittag, da ist schon die fünfte dran, jene Länge, in der wir im vergangenen Jahr unsere größte Höhe, etwa 150 Meter, erreicht hatten.

Bald bin ich bei den inzwischen leicht angerosteten Karabinern, die voriges Jahr hier hängen bleiben mußten. Der Quergang ist auch diesmal nicht leichter. Dann die Häklein in der kleinen Verschneidung. Ich hänge im letzten Nagel und Karabiner unserer vorjährigen Versuche. Was darüber kommt, ist Neuland. „Schnippl", rufe ich hinunter, „bis hier sind wir schon mal gewesen." Doch für ihn ist das kein Grund zu irgendwelchen Sentimentalitäten, und er empfiehlt mir, dem Zustand nur recht bald ein Ende zu bereiten.

Ungehemmt lehne ich mich nach hinten. Es ist ja lange her, daß ich den Haken schlug. Daher ist mir längst nicht mehr gegenwärtig, wie schlecht er sitzt. Voriges Jahr wagte ich mich kaum zu rühren, als ich an ihm hing.

Jetzt stehe ich seelenruhig in der letzten Sprosse meiner Steigschlinge und peile die Lage. Das nächste Stück sieht wirklich sehr glatt aus. Da bleibt mir nichts, als mit dem Hammer und einem Haken zu probieren. Vielleicht kriege ich entgegen allem Anschein den Nagel doch unter. So ist es dann auch. Glück muß man haben; der lange Haken fährt bis zur Öse in den Fels. Das schon letztes Jahr ausgemachte vermeintliche Bändchen ist damit beträchtlich nähergerückt. Jetzt stehe ich auf einer zuverlässigen Grundlage für das Folgende. Einige äußerst schwierige Züge bringen mich hinauf. Nur das Bändchen ist eine Enttäuschung. Davor stehe ich zwar, kann jedoch weder eine Hand frei lassen, um einen Haken zu schlagen, noch eine Schlinge legen. Ich steige zurück. — Mit Mühe und Not stehe ich endlich wieder über meinem Haken. Nun fehlt aber der letzte entscheidende Tritt, denn der Fifi hat ja die Trittschlinge herausgezogen. Die Linke im tiefsten zum Abstieg verwendbaren Griff, die Rechte Richtung Haken gestreckt, fehlt noch ein guter Meter. Aussichtslos, ihn zu erlangen. Nützt nichts, ich lasse los. Im Vorbeigleiten ein Griff zum Karabiner! Doch die Last reißt die drei Finger wieder heraus. Zwei, drei Meter tiefer straffen sich die Seile. Der Haken hat gehalten. — Also muß ich doch noch mal den Hammer schwingen. Damit läßt sich die Strecke bewältigen. Einige Klettermeter schräg links hinauf. Stand.

Von hier aus müssen wir links hinüberqueren, wo etwas oberhalb die bereits von unten ausgemachte Rinne ansetzt. Sie endet bei einem auffälligen Söller unterhalb der großen Verschneidung. Links des Söllers, direkt im Verschneidungsinnern, vermuten wir einen geräumigen Absatz. So jedenfalls wollte es uns bei den eingehenden Betrachtungen von unten her aussehen.

Den Standplatz sichere ich diesmal durch einen unserer 9-mm-Steckhaken. Darauf ziehe ich unseren Kletterrucksack an der Reepschnur hoch. Anschließend folgt Lothar. Nur kurz hält er sich bei mir auf, um das Reepschnurende und einige Haken aus dem Rucksack zu übernehmen. Wenig später schon quert er im Neuland. — Was vor ihm liegt sieht höllisch aus. Unterhalb bricht die Wand mit einem Dach ab. Hier, wo der Blick öfter als sonst nach unten geht, macht sich die ungeheure Ausgesetztheit ganz besonders bemerkbar. Was Lothar an Haken unterbringt, taugt alles nicht viel. Teilweise stecken sie nur mehr oder weniger lose in ausgewitterten Fossilienlöchern. Allein die Belastung winkelt sie fest. Ein Haken, dort eine Schlinge um ein Felsköpfel, wieder ein Haken, noch einer. Der letzte kommt gleich wieder mit. Abermals einer. Man möchte nicht gern wegfliegen. Hier überwiegen einmal moralische die technischen Anforderungen.

Lothar hat das Ende des Querganges erreicht. Über eine frei kletterbare, dabei aber außerordentlich schwierige Wandstufe gewinnt er die Spaltenfolge, die Rinne, die hinauf zu dem Söller leitet. Zwanzig Meter luftige und hakenlose Kletterei liegen zurück, da er oben aussteigt. Die letzte Schwierigkeit ist das Überlisten eines gefährlichen Wackelblocks. Er hat's geschafft.

Als ich bald darauf neben dem Gefährten stehe, gibt es keinen ängstigenden Wackelblock mehr in der sechsten Seillänge. Nur einen geringfügigen Stoß brauchte ich ihm zu geben.

Nach pfeifendem Flug ein schallendes Bersten im Kar. Besser er als wir. — Leicht queren wir, kurz einmal ab- und wieder aufsteigend, um die flache Kante, die uns noch von der großen Verschneidung trennt.

Unsere kühnste Hoffnung für heute ist erfüllt. Wir sind am Biwakplatz, dem Ausgangspunkt für den zweiten Abschnitt unserer Route; an der Verschneidung; an der Wand, und das bedeutet, die erste Hälfte der Schwierigkeiten liegt hinter uns!

Zu weiterem Vordringen reicht die Zeit nicht mehr. Bis es dunkel wird, dauerts aber noch eine gute Weile. Wir wollen die Zeit zum Erkunden des Weiterwegs und für die Vorbereitung des Biwaks nützen.

Von unten her hatten wir geglaubt, es sei besser, überm Söller geradewegs weiterzusteigen, um erst ein bis zwei Seillängen darüber, oberhalb der großen Dächer, in die Verschneidung zu queren. Jetzt müssen wir feststellen, daß uns hier nur ein Weg weiterbringen wird, die Verschneidung von Anfang an. Was uns dort aber erwartet, sieht erschreckend aus. So haben wir uns jene Zone auch in unseren schlimmsten Alpträumen nicht ausgemalt. Nie sahen wir etwas, das diesen unvorstellbar schroffen und bedrückenden Dächern, die da abweisend und jeder Idee einer Überwindung hohnsprechend, über uns lasten, geglichen hätte. Das Bewußtsein um das, was noch bevorsteht, nimmt nun mehr und mehr von uns Besitz.

Der Biwakfleck ist kein Absatz, sondern es sind zwei übereinandergelegene schmale Bändchen. Gerade Platz genug, daß jeweils zwei Mann der Länge nach hintereinander auf ihnen liegen können. Den Schutt, der die Bändchen bedeckt, fegen wir hinab. Unten, 180 Meter tiefer, weit ab vom Fuße der Wand, hagelts Steine. Einen eindrucksvolleren Biwakplatz gibt es nicht. Wie der Fels unter uns überhängend zurückweicht, schwingt er sich oberhalb in Riesendächern nach außen.

Inzwischen haben Jörg und Siegfried das in der Küche der Drei-Zinnen-Hütte schmackhaft zubereitete Abendessen herübergebracht und an die Reepschnur gehängt. Biwaksachen samt einem Bündel Haken dazu. Teufel, schwitzen und fluchen wir beim Hochziehen. Auf zwei Fuhren verteilt, wäre es besser gewesen.

Besonders groß ist unser Appetit gerade nicht. Nur die flüssigen Bestandteile unseres Abendbrots rutschen: Bouillon mit Ei und Tee mit Zitrone. Alles andere bleibt übrig und wird verstaut. Der Rucksack mit den leeren Gefäßen geht wieder hinab, wo ihn die Freunde losbinden, um ihn zurück zur Hütte zu bringen. Ein Gutenachtgruß, dann gehen sie.

Während der nächsten Tage werden es Max Innerkofler und Lanzinger sein, die uns versorgen.

Wir rüsten zum Biwak.

Mit dem letzten Tagesschimmer kriechen wir in die durch ein Fallnetz von Seilschlaufen gesicherten Schlafsäcke. Dank unseres zwei Fuß breiten Bändchens werden wir eine verhältnismäßig gute Nacht verbringen. Dabei zahlt sich mir das Schlaftraining auf dem Steinboden meines Berliner Balkons wie an anderen harten und luftigen Örtlichkeiten bestens aus. Bald verstummen auch die letzten kargen Worte. Morgen erwartet uns ein harter Tag. Da müssen wir gut beieinander sein.

Endkampf und Sieg über die Wand

Jörg Lehne

Langsam sinkt die Dämmerung über die Dolomiten. Wolkenballen stehen dichtgedrängt am Himmel, oben weiß, nach unten dunkler und dunkler werdend. Doch dazwischen leuchtet immer wieder ein Stück Himmel in abendlichem tiefen Blau. Wie ein durchlöcherter Mantel. Und wie ein durchlöcherter Mantel sinkt auch die Dämmerung über die Dolomiten, hier etwas heller und hier schon ganz dunkel. Genau wie oben die Wolken, hier ein Fenster blauen Himmels und dort ganz dicht zusammengeschoben.

Vor der Zinnenhütte stehen einige Menschen. Sie sehen auf die Berge und auf die Dämmerung, die sich darüberbreitet, über die Berge und über die Menschen. Und be-

sonders sehen sie hinüber zu den Drei Zinnen und da vor allem zu einer senkrechten, gelbleuchtenden Wand, gelbleuchtend trotz der Dämmerung, denn sie wissen, seit heute morgen kämpfen in dieser Wand zwei Bergsteiger um den direkten Durchstieg.

Und zwei sind unter den Menschen vor der Hütte, sie schauen auch besonders hinüber zu dieser abschreckenden Wand, und dann sehen sie nach dem Wetter, mit besorgtem Bangen, denn sie wissen, morgen werden sie auch dort sein in dieser Wand. Ab morgen werden auch sie mit den beiden anderen um den direkten Durchstieg durch die 550 Meter hohe Mauer ringen, die so überhängt, daß die Wassertropfen 40 Meter vom Wandfuß entfernt auffallen. Zum Teil noch weiter draußen.

„Domani?" fragt die beiden ein Italiener und deutet zaghaft hinüber zur Nordwand. — „Si, si! Domani" und „buona notte", denn der Schlaf ist wichtig. Ob er kommen wird?

„Jörg, Sigi, kommt, aufstehen!" flüstert Pepi an unserem Lager. Es ist vier Uhr morgens. Er hätte uns aber gar nicht zu wecken brauchen. Ich bin bereits seit einer Stunde wach. Leise schiebe ich jetzt meine bleiernen Glieder aus dem Schlafsack. Mir ist übel. Ich habe Kopfschmerzen. Das Genick tut mir weh. Vom vielen Hinaufschauen am Tag vorher. Wir haben uns angezogen. Leise nehmen wir unsere für die Wand fertiggepackten Rucksäcke und schleichen durch den Schlafraum hinunter in die Küche zu Pepi. Der hat schon ein leckeres Frühstück für uns bereitet: heiße gezuckerte Milch und einige Eier. Einfach herrlich, und doch will selbst davon nichts über meine Lippen. Werde ich krank, oder ist es nur die beklemmende Stimmung vor großer Bergfahrt? Sonst stellt sich der „Moralische" bei mir vor keiner Tour ein. Ich glaubte, ihn längst überwunden zu haben. — „Sigi, Du kannst meine Eier mitessen." Aber der Freund, sonst immer hungrig, mag sie auch nicht.

„Servus, Pepi!" — „Servus und recht viel Glück!"

Im kalten Dämmern des Morgens tapsen wir schwerfällig den Weg hinüber zum Paternsattel und zu den Nordwänden der Drei Zinnen. Lockend und abschreckend zugleich steht das gewaltige Dreigestirn vor uns im fahlen Morgenlicht. Die Zinnen von Norden — ein Symbol für die Bergsteiger aller Länder. Aus schmalen Scharten aufstrebend, eine rotgelbe Feuermauer, die Nordwand der Großen. Auch ein Symbol der Unersteiglichkeit. Obgleich ich die Führe Comicis kenne — am rechten Rand führt sie über die auffallenden schwarzen Flecke zum Gipfel —, ist diese Wand auch für mich fast ein Symbol der Unersteiglichkeit. Der Sieg Comicis und der Brüder Dimai über die Wand war damals, 1933, eine Sensation für alle Bergsteiger. Und wir wollen einen neuen Durchstieg versuchen, in der Gipfelfallinie, mitten durch die gelben Ausbrüche. Ob das wirklich geht? Unmöglich erscheinende Wände wurden schon genug bezwungen — aber das? Gerade wir?

Am Paternsattel biegen wir rechts ab. Ein schmaler Steig nur mehr leitet unter den Nordwänden dahin. Man muß besser auf den Weg aufpassen. Das lenkt ab von den bedrückenden Gedanken. Unter der Kleinen Zinne geht es vorbei, kurzer Anstieg über einen Schuttrücken, dann liegt die Wand vor uns: lotrecht, ja überhängend mit ihren ungeheuren Ausbrüchen. Nur zwei Dimensionen gibt es dort: senkrecht und vertikal! — Trotz dieser beruhigenden Feststellung befallen mich schon wieder die eintönigen Gedanken: dort hinauf? unmöglich, unmöglich!

Die Sonne geht auf. Blaßrosa kommt sie hinter dem Paternkofel hervor, taucht die Wand von oben her mehr und mehr in einen warmen Schimmer. Und da sehen wir sie, weißglänzend in der aufgehenden Sonne. Weit von der Wand entfernt schaukelt sie leicht im Winde: unsere 300 Meter lange Perlonreepschnur. Frei schwingt sie herunter vom Biwakplatz der Freunde, weit dort oben, mitten zwischen den rotgelben Wülsten. Wie der Faden einer riesigen Spinne hängt sie herab, unsere einzige Verbindung zur Horizontalen während der folgenden Tage. Ein abenteuerlicher Anblick. — Wir legen den Kopf weit zurück. Haltsuchend gleitet der Blick den weißen Strich hinauf, der immer dünner wird und schließlich ganz verschwindet. Jäh hält das Auge, findet sich suchend mitten im abschreckendsten Fels — dort sind die Freunde! Abends, wenn alles gut geht, werden auch wir dort sein. Der Auftrieb kehrt zurück, vorerst an eine sechs Millimeter dicke oder besser dünne Schnur geklammert und das Wissen um die Kameraden.

Wir binden das Frühstück für sie an die Reepschnur. Nun noch einige Schritte waagrecht nach rechts. Am Boden einige Haken, Seilschlingen, Schuhe, ein Rucksack: der Einstieg. Bald sind wir fertig mit Anseilen. Ein hallender Ruf zu Dieter und Schnippl. Eben haben sie ihr Biwak abgebrochen. „Wir kommen!"

Ich kenne keinen Einstieg, der dem der Direkten Nordwand gleicht. Genau am Wandfuß entlang führt hier ein schmaler Weg. Von diesem Weg schießt die Wand empor, senkrecht vom ersten Meter an, ohne mühsam zu erklimmendes Schuttkar, ohne Schrofenvorbau, ohne Gelegenheit, sich warm klettern zu können. Gleich die ersten Meter ein würdiger Anfang: kleingriffig, dann ein zweifach übereinandergetürmter überhängender Riß.

Langsam arbeitet sich Siegfried empor. Es ist noch sehr kalt, auch an den Fingern. Sechs schwierige Seillängen stehen uns heute bevor. Weiter brauchen wir nicht zu kommen. Für unseren Plan genügt das. Nicht viel für einen ganzen Tag, wenn man das so bedenkt. Ein gewaltiges Pensum, wenn man darunterstehend den Kopf verrenkt, um noch etwas Himmel zu sehen, über einem lodernden Wall von Wülsten und Dächern. Sechs schwere Seillängen, 180 Meter Senkrechte.

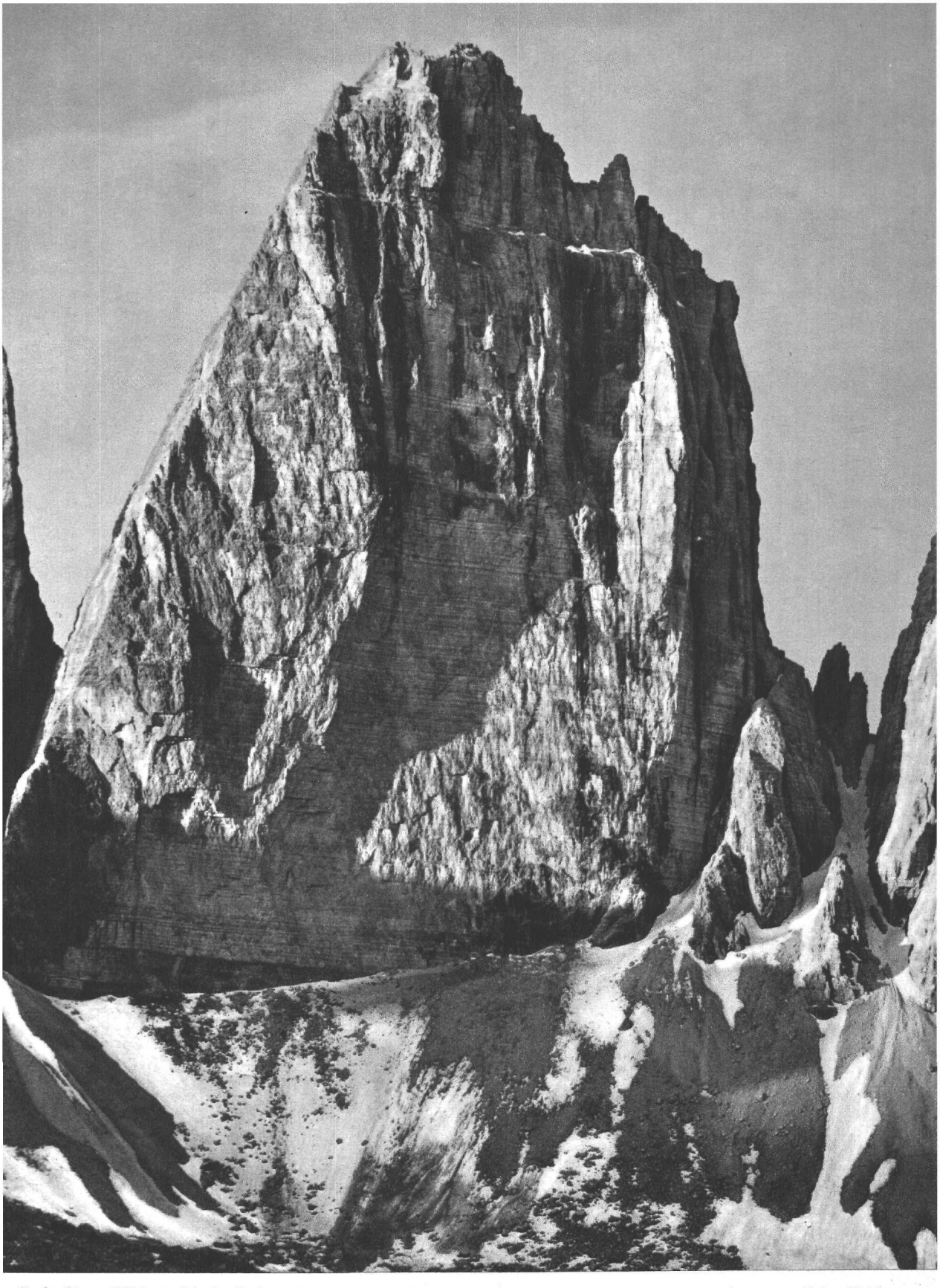
Siegfried ist am Stand. Jetzt bin ich an der Reihe. Die Finger umkrallen den ersten Griff. Noch einen letzten kurzen Moment genieße ich das Gefühl, ebenen Boden unter den Füßen zu haben. Dann gebe ich meinem Herzen einen Stoß.

Den rechten Fuß auf den ersten Tritt. Kein nachfühlender Blick, ob er wirklich so klein ist. Davon wird er nicht größer. Den linken Fuß nachgezogen. — Das große Erleben „Direkte-Zinne-Nordwand" hat begonnen.

Man unterschätzt sie, die überhängenden Risse. Sie sehen eigentlich gar nicht so schwierig aus. — Erster Stand. Wir sind warm geklettert. Flüssig geht es jetzt empor über all die extremen Stellen, die wir von unserem mißglückten Versuch im September 1957 schon kennen. Der freizuklettternde Quergang, in dem fast keine Haken sind. Dann das erste Dach. 25 Meter ist die dritte Seillänge nur lang, aber zum Einnageln bestimmt eine der allerschwersten. Hier stecken auch die ersten Bohrhaken. Doch ohne zu verweilen steigen wir weiter. Wir sind ganz gut in Form, stellen wir fest. Die vierte Seillänge; in den meisten Wänden, auch den schwierigsten, wäre sie eine Schlüsselstelle. Hier ist sie nur die längste Seillänge. Im übrigen eine von vielen gleichartigen. Gerade eine Stunde hält sie uns auf. Man muß sehr viel frei klettern. Hier oben haben wir biwakiert bei unserem Versuch im letzten Jahr und am anderen Morgen kälteklappernd im eisigen Septemberwind den Rückzug angetreten. Jetzt geht es weiter, für uns ins Neuland.

Wieder liegt eine Seillänge hinter uns, insgesamt bereits 160 Meter Höhe. Noch ein Quergang steht uns bevor. Er schaut idiotisch aus. Dann werden wir unter der Rinne stehen, die hinauf zu dem großen Söller führt, unserem heutigen Ziel. Inzwischen halten wir eifrig nach Dieter und Schnippl Ausschau, die ja heute den unteren Teil der überhängenden Verschneidung vorbereiten wollten. Links des Söllers beginnt die Verschneidung mit ihren zahlreichen riesigen Dächern. Eines baut sich über das andere, und eines grinst abschreckender herab als das andere. Gut, daß wir dort nicht hinauf müssen. Gerade diese Zone haben wir ja genau von unten studiert und haben einen Ausweg entdeckt: Um nicht über den unteren Verschneidungsabbruch klettern zu müssen, wird unser Weg unmittelbar vom Söller aus einen Pfeiler — hoffentlich ist es auch wirklich einer — emporführen. Damit kämen wir nur leicht überhängend elegant rechts an den Dächern vorbei. Oben ein Quergang nach links, und schon sind wir in der Verschneidung oberhalb des grausigen Dachgewirrs. So jedenfalls sah es von unten her aus. — Wieviel wir nun aber auch Ausschau halten; von den Freunden ist nichts zu sehen. Sollten sie heute keine Lust haben? Doch ab und zu hören wir Hammerschläge.

„Siechst as Du, Sigi?" — „Na, i möcht wissen, wo die Narren rumkrein!" Vorläufig ist uns das aber gleich. Erst müssen wir noch den Quergang hinüber, den Quergang, der so unmöglich aussieht. Gleich darauf merke ich, er sieht nicht nur so aus, er ist es auch. Zentimetertief nur stecken die Haken im Fels. Dazu reichlich locker. Nur wenn ich den Atem anhalte, wage ich, sie zu belasten. Dauernd kann ich das aber nicht. Da will auch

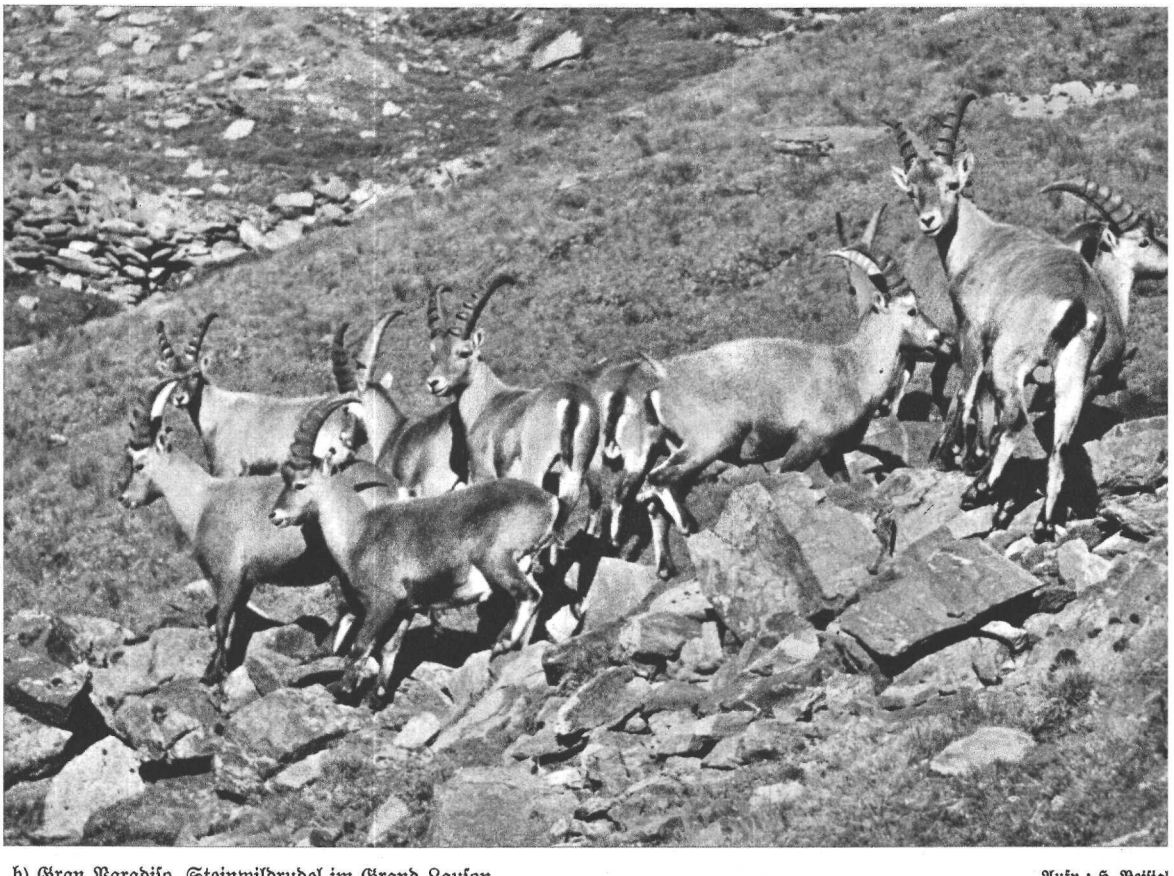


Große Zinne (2998 m), Direkte Nordwand

Aufn.: Ghedina

TAFEL VII

a) Gran Paradiso, Junger Steinbock über Léviona, Blick gegen Herbétet — Aufn.: H. Reisigl



b) Gran Paradiso, Steinwildrudel im Grand Lauson — Aufn.: H. Reisigl

schon der erste herausgehen. Einen Moment noch, lieber Herr Haken, meine ich, denn unsere Stimmung ist prächtig. Kaum stehe ich am nächsten, hängt der andere schon im Seil. Was so eine freundliche Ermahnung doch alles nützt, selbst bei einem leblosen Stück Eisen. Doch vielleicht sind die Haken gar nicht so leblos, sondern sind sich ihres Wertes wohl bewußt. Sie, an deren gutem Willen mehr als einmal Glück und Leben eines Bergsteigers zappelt. Aber da will schon wieder ein Haken seinen angestammten Platz verlassen. Das heißt, diesmal tu ich ihm Unrecht; nicht der Haken ist es, vielmehr eine ganze Felsschuppe. Verzweifelt recke ich mich nach dem nächsten. Kaum hängt die Schlinge, hutsche ich auch schon hinüber. Dann erst wird das Seil eingehängt. Noch einige Meter. Die Haken werden um keinen Deut besser; doch ich lasse mich durch das Klingeln, wenn sie hinter mir plötzlich lose im Seil hängen, auch keinen Deut aus der Ruhe bringen. Angst habe ich nur, wie Siegfried hier herüberkommen soll. Denn als ich nach zwanzig Metern abschließender Freikletterei oben auf dem Söller hocke, da hängen hinter mir etwa fünf Haken an ihren Karabinern friedlich baumelnd im Seil. Der Fels ist auf viele Meter wüst und leer.

Vorerst richte ich mich auf meinem Söller ein. Ein herrlicher Stand! Ich wische mir den Schweiß von der Stirn. Die Haken haben mich richtiggehend herübergejagt. — Jetzt erst hebe ich den Kopf, schau nach den Freunden, und — mir stockt einen Moment fast das Blut in den Adern. Da hängt der Dieter an einem Schlingenstand mitten zwischen den Dächern. Rechts eines, links eines, unter und über ihm je ein ganz großes! Und der Schnippl nagelt sich zehn Meter über ihm auch gerade so ein Ungeheuer hinauf. Es sieht wahnsinnig aus.

„Ja spinnt's Ihr'" rufe ich statt einer Begrüßung. „Warum geht Ihr denn über die Dächer?" — „Schau doch die Wand über Dir an!" ruft der Dieter zurück. Nun, besser schaut die tatsächlich nicht aus. Vor allem unheimlich brüchig. Das konnten wir von unten natürlich nicht sehen.

Jetzt muß ich erst einmal Sigi heil herüberbringen. Bei dem Gedanken daran, was dem Freund jetzt bevorsteht, ist mir gar nicht so recht wohl in meiner Haut. Der macht sich aber frischfröhlich auf den Weg und hängt gleich darauf auch schon mitten drin im Schlamassel. Er brüllt dauernd: „Obacht, jetzt flieg ich!" Trotzdem kommt er immer wieder weiter, sogar ohne die Haken zu ersetzen. Dann ist er bei mir, ziemlich atemlos, aber ohne Sturz. Wie er das geschafft hat, wird für mich ewig ein Rätsel bleiben — für den Sigi auch.

Wir queren noch etwa fünfzehn bis zwanzig Meter leicht nach links. Darauf sind wir am Biwakplatz der Freunde. Es ist zwei Uhr. Der Biwakplatz ist phantastisch. Zwei übereinanderliegende Bänder. Doch was darüber folgt, ist von Übel. Da baut sich eine solche Zahl von Dächern in die Luft hinaus! Ich sah noch nirgends etwas nur annähernd Vergleichbares. Und mitten zwischen diesen Dächern hängen die Freunde. Ein Anblick, der selbst uns, die wir uns im Laufe des Tages an allerhand gewöhnt haben, ein leichtes Gruseln verursacht. Hauptsächlich wohl deswegen, weil wir morgen ja selber dort hinauf müssen. Bis dort hinaus, wo wir hinter einem Zacken den Beginn der weiteren Verschneidung wissen, die aber ihrerseits auch noch überhängt. Wie stark, das sollten wir morgen am eigenen Leib noch zur Genüge erfahren.

Wo ist plötzlich unser Mut? Wo unser Auftrieb, der doch gerade heute so groß war? Wo ist unsere gute Stimmung von vorhin geblieben? Fort, wie weggeblasen. Zu allem Überfluß ziehen immer schwärzere Wolken von Westen daher, branden an die Nordwände der Zinnen. Die Westliche ist schon nicht mehr zu sehen. Schau, wie es draußen in Sexten blitzt und donnert. Der Schnippl ist auch nur noch ein Schemen im milchigen Gebräu, allerdings ein Schemen, der gerade fleißig auf den Fels losdrischt. Er muß einen Haken bohren. Da oben bohren? Wir haben doch gedacht, in der Verschneidung brauchen wir bestimmt keine Bohrhaken mehr. Und jetzt doch. — Wenn wir ein entsprechend langes Seil hätten, wir würden uns sofort wieder abseilen, ohne Zögern, 180 Meter frei durch die Luft.

Das sagen wir dem Dieter auch. Doch der lacht nur. Seine Stimmung ist prächtig. Er hutscht in seinen Schlingen im Standsteckhaken und feixt. Er lacht nicht — er ist ja aus

Sachsen — er feixt. Sigi und ich, wir können inzwischen überhaupt nichts tun. Wir hocken trübselig auf dem Band und starren in den Nebel; ab und zu, wenn sie wieder herauskommt, zur Zinnenhütte. Ab und zu, wenn er wieder herauskommt, zu Schnippl, der immer verwegener weit, weit über Tal und Wolken hängt und unablässig den Hammer schwingt. Hier ein Haken, da ein Haken, dort ein Holzkeil. Wieselflink geschieht das alles, und immer weiter schiebt er sich das Dach hinaus, dem Zacken entgegen, der für uns im Augenblick die Wandbegrenzung darstellt. Wir hocken immer noch da, können immer noch überhaupt nichts tun und starren trist vor uns hin. Dabei stellen wir tiefsinnige Betrachtungen an. Über die Dummheit der extremen Bergsteiger im allgemeinen, über unsere eigene im besonderen und über unsere Dummheit, in diese Wand eingestiegen zu sein. Dieter schnappt ab und zu einen Gesprächsfetzen auf und — feixt. Das ärgert mich nachgerade.

„Was tun wir denn, wenn's Wetter schlecht wird?" frage ich. „'s bleibt schön!" — „Aber wenn es wirklich schlecht wird?" frage ich hartnäckig. — „Es bleibt schön!" — „Aber wenn's ..." — „Es bleibt ..." Hoffnungslos!

Der Schnippl ist am Stand. Er bohrt noch einen Standhaken, dann muß er zurück zum Biwakplatz. Es wird bereits dämmrig. Aber wie zurück? Abseilen? — Er ist bereits 50 m über unserem Band, dazu 25 Meter weiter rechts und gut ein Dutzend Meter weiter draußen. Also muß er zurückklettern. Wir flößen ihm gemeinsam Mut dazu ein. Wir haben ja leicht reden. Dann geht er's an. Zehn Meter ist er schon herunten. Das geht ganz gut. Aber die nächsten zehn Meter kommt er gleich auf einen Schlag. Es hat nur ein bißchen geklingelt. Allerdings hängt er dafür mehr als fünf Meter von der Wand weg; genau kann man nicht sagen, wieviele, denn er baumelt hin und her. Dieter versucht, ihn mit der Reepschnur zu angeln. Er zieht wie ein Stier, bringt ihn auch fast an die Wand heran; aber der letzte Dezimeter fehlt. Er schafft es nicht. Darauf ändert er die Taktik. Plötzlich läßt er den Schnippl wieder in die Luft hinausschnellen. Als er wieder hereinpendelt, versetzt er den armen Kerl mit der Reepschnur in immer weiter ausholende Schwingungen. Der Schnippl saust unter dem Riesendach hin und her wie ein Uhrpendel. Endlich kommt er ganz nahe an die Wand. Er schnellt nach vorn und greift das von Dieter aus nach oben führende Seil, hängt sich ein. Der weitere Abstieg geht reibungslos. Vom Hängestand seilen sie sich zu uns ab. Wir holen sie heran. Es ist acht Uhr.

Die Freunde sind voller Zuversicht; morgen kommen wir aus der Verschneidung! Wir voller Mutlosigkeit und Skepsis. „Wie sieht sie denn aus, die Verschneidung?" frage ich den Schnippl. — „Gut, gut", sagt der. „Hängt nicht mehr über, sehr gegliedert. Bestimmt kann man viel frei klettern." Ich bleibe skeptisch. Gott sei Dank, denn anderntags war in diesem „harmlosen Gelände" die Hölle los.

Unten haben sie inzwischen das Abendessen von der Zinnenhütte gebracht und an unseren „Lebensfaden" gebunden. Für uns folgt eine halbe Stunde Schwerarbeit; aber als der Rucksack bei uns ist, da wird die Mühe reich belohnt. Aus seinen Tiefen fördern wir ungeahnte Leckerbissen zutage. Koteletts, Schokolade, Trockenobst, Bouillon mit Ei in Thermosflaschen, Feldflaschen mit süßer Milch, Zitronentee. Selbst der von Siegfried eigens bestellte Grießbrei, sehr süß, dünnflüssig, mit Ei drin, ist dabei. — Dank dir, Pepi, Dank dir und den anderen, die geholfen haben!

Die Freunde fangen sogleich zu schlemmen an. Die Freunde, denn mir ist übel. Ich schlürfe unlustig etwas Tee, ein paar Bissen von einem der leckeren Koteletts, fertig.

Das Biwak wird sehr angenehm. Der Schlafsack ist warm, der Platz bequem; schlafen kann ich trotzdem kaum. Sigi auch nicht. Er hat den schlechtesten Platz und außerdem auf den Schlafsack freiwillig verzichtet. Wir haben ja nicht mehr als einen mitnehmen wollen. — Umso besser geht es Dieter und Schnippl. Sie schlafen den Schlaf des Gerechten, traumlos und fest, bis ins Morgengrauen. Sie sind's ja auch schon gewöhnt. Ist es doch ihr zweites Biwak am selben Platz. Der Mensch ist eben doch ein Gewohnheitstier.

Morgenerwachen. Das Wetter ist einzigartig. Hinter dem Paternkofel kommt die Sonne hervor. Von der Zinnenhütte kommt das Frühstück herbei. Die Freunde ziehen es hoch.

Sigi und ich machen uns kletterfertig. Unsere Stimmung hat sich im Anblick der leuchtenden Sonne merklich gebessert. Aber wir lachen darob noch lange nicht. Am Nachmittag sollte es uns sogar gründlich vergehen. Ich trinke wieder wenig und esse gar nichts. Kletterfieber hat mich gepackt. Ich bin richtiggehend nervös. Erst als die Karabiner schnappen, ich wieder in Trittschlingen baumle, werde ich ruhiger. Fast fröhlich. Drei Dächer, dicht darunter geht es vorbei. Dann eine glatte, senkrechte Platte. Das ist der Stand. Siegfried kommt nach, geht unter den folgenden Dächern hinaus, immer weiter hinaus. Er arbeitet ruhig und überlegt, daß sich ja die Seile später noch ziehen lassen. Das ist hier die Hauptsache.

Ich kann nachkommen. Die Reihe ist an mir, dort hinauszugehen, wo uns gestern, bei Schnippls Anblick an dieser Stelle, ein gehöriges Gruseln befiel. Doch jetzt, keine Spur von Gruseln. Ich hänge Karabiner aus, hänge Trittschlingen aus und ein und versuche natürlich, vor allem weiterzukommen. Der Blick nach unten, 200 Meter frei zum Einstieg, stört mich nicht im geringsten. Wenn man will, kann man die ganze überhängende Wand von außen betrachten. Nun, da schaut man halt hinunter, schaut sich eben die Wand mal von außen an. Meist hat man ja zu so einem Blick doch keine Zeit.

Die Seillänge ist schwierig, sie ist sogar unglaublich schwierig. Kurz vor dem Stand. Ich muß frei zu einem Haken. Mit großer Mühe erreiche ich ihn, kralle mich daran ein, da hab ich ihn auch schon in der Hand. Verzweifeltes Scharren. Gerade kann ich mich noch ausbalancieren. Aber nur, indem ich den Kopf zu Hilfe nehme. Ich ramme ihn in einen tiefen Spalt, den das Dach über mir bildet. Noch einen weiteren Meter freie Kletterei, dann habe ich wieder sicheren Boden unter den Füßen. Sicheren Boden in der Form eines wunderbaren Holzkeils. Er steckt senkrecht von unten nach oben im Dach, aber bestimmt gute fünf Zentimeter. Erleichtert hänge ich eine Schlinge ein.

Endlich bei Sigi am Schlingenstand mit Bohrhaken, also bombensicher. Die großen Dächer liegen hinter uns. Es ist drei Uhr nachmittags. Ich bin patschnaß geschwitzt. Stille Frage: Warum hab' ich Narr heute morgen die Daunenjacke und den Anorak angezogen? Die Zunge klebt am ausgedörrten Gaumen. Stille Frage: Warum hab' ich Narr auch gestern und heute fast nichts getrunken? Bevor ich weitergehe, brauche ich unbedingt noch ein paar Schluck irgendeiner Flüssigkeit, gleich was. „Dieter, habt Ihr noch etwas zu trinken?" — „Nein, wir doch nicht!" Auch das noch. Denkt ihr, wir vielleicht? Na, wenigstens ist der Weiterweg ja leichter. Zwar völlig unbegangenes Gelände; aber nach dem bisherigen muß es einfach viel, viel leichter werden. Sonst komme ich heute und meinen Lebtag nicht mehr hinauf. Bei dem Durst!

Wie ich ausgeschnauft habe, schau ich mir die Sache mal genauer an. Und da treibt es mir den Schweiß wieder raus. Gerade vorher hab ich ihn mir abgewischt. Von der erwarteten Verschneidung sehe ich nur eine Andeutung. Dafür einen riesigen Überhang! Er hängt gewaltig nach links und nach außen. Schwarz-gelbe Felsbrocken stehen herum, und kleinbrüchige Bäuche stehen auch herum. „Gegliederte Dächer?" — Meine Fresse! Dieters Spezialausdruck; mir bleibt jetzt selbst der fast im Halse stecken. Vor Durst, vor Hitze und vor diesem Anblick.

Nach drei Uhr mache ich mich an die Überwindung dieses Monstrums. Die ersten Haken halten schlecht. Die nächsten nicht viel besser. Dann komme ich an eines der herumstehenden Dächer. Kleinbrüchiger Grus. Einige verdammt windige Haken bringen mich ein Stück höher. Dann ist es aus. Alles bricht mir unter den Händen weg. Hohl scheppern die Haken, die ich schlagen will. Ich versuche winzig kleine. Ich versuche große. Verdächtig bewegt sich da das Gelände. Alles geht langsam, sehr langsam. Wenn ich eine schnelle Bewegung mache, komme ich außer Atem. Ich mache möglichst keine. Aber ab und zu ist es unvermeidlich. Da komme ich eben doch außer Atem. Er geht röchelnd, pfeifend; ich bin bis in die Bronchien trockengelegt. Rechts ist eine glatte Platte. Letzte Rettung: Steckhaken. Mein erster! Wie gleich sind mir jetzt die Erörterungen für und wider. So lebhaft ich mich auch sonst daran beteiligte, sogar wider. Ich frage keinen Deut nach berechtigt oder unberechtigt. Ich nehme meinen Bohrer und fange zu hämmern an, eintönig und gleichmäßig. Über der Westlichen Zinne kraucht die Sonne hervor. Sie sieht mich hämmern und be-

ginnt sofort mit derselben Beschäftigung. Sie hämmert auf meinen Kopf los, eintönig und gleichmäßig. Die Sonne ist anscheinend gegen Steckhaken, zuckt es in meinem Gehirn. Doch wie froh bin ich, daß mir noch so ein Blödsinn einfällt. Ein Zentimeter Bohrloch. Haken rein. Fertig ist die Bohrerei. Ich auch. Wie ich mich erholt habe, gehe ich weiter.

Am Wandfuß ist der Vigl Luis aufgetaucht. Er unterhält sich mit den Freunden. Mir ist nicht nach Reden. Schwer liegt die Zunge im ausgedörrten Schlund. Mit langsamen Bewegungen steige ich weiter, schlage Haken, kurze, dicke, dünne. Immer langsam, denn sonst fange ich sofort zu rasseln und zu keuchen an. Wieder sitzt ein Haken nur wenige Zentimeter. Ein letzter wütender Schlag — weg ist die Daumenkappe. Blut quillt. Ich lutsche es auf. Es klumpt sofort auf den Lippen, im Mund, im Schlund. Ich räuspere mich halb zu Tode. Dem Sigi wird schon himmelangst. Dann endlich bekomme ich wieder Luft. Der Dreck ist wieder draußen.

Wir brauchen lange Ringhaken. Der Vigl Luis will sie uns beschaffen. Ich gehe einstweilen ohne weiter. Einmal schau ich zurück. Weit bin ich schon über dem Freund und weit draußen. Nur gut, denn ich lasse dauernd kleine Steinlawinen ab. Ich räume hemmungslos aus. Gute sechs Meter außerhalb zischen die Salven an Sigi vorbei. Und dann nagle ich mich wieder höher. Langsam, langsam, immer an der Wand lang. Die große Ruhe hat mich überkommen. Ich sehe, es geht: man kommt weiter. Auch in diesem Gelände! Und erreiche ich heute keinen Stand mehr, dann eben morgen oder übermorgen. In mir ist ein neuer Begriff von Zeit und Raum. Zeit ist gleich Stunden oder Tagen, Raum ist gleich Zentimeter, höchstens Meter. Nur mit dieser Einstellung kann man als erster hier vorwärtskommen, ohne irrsinnig zu werden. Aber der Durst! Hoffentlich kommen sie bald von der Hütte. Es ist doch bestimmt schon sechs Uhr. In Wirklichkeit ist es schon sieben Uhr vorbei. — Weiter. Kurze Haken, dicke Haken, lange Haken, dünne Haken, zwei Bohrhaken, einige Holzkeile, und wieder der Durst. Er macht mich fast wahnsinnig. Die Sonne ist untergegangen. Die Hitze läßt nach. Der Durst bleibt gleich mörderisch. Da ein Ruf von Sigi: „Seil bald aus!" Im Dämmern steige ich noch vier Meter hinauf — ohne Haken — zu einem Stand. Oben! Tatsächlich, ein ebener Fleck! Fast einen halben Meter tief und einen Meter breit. Als der Standhaken sitzt, ist es neun Uhr vorbei.

Von der Hütte ist niemand mehr gekommen. Ausgerechnet an diesem einen Abend, an dem ich einen Schluck Wasser ersehnte wie nichts bisher im Leben. — Pech! Zwei Zitronen ziehe ich mit der Reepschnur hoch. Eine halbe bringe ich hinunter. Die Säure ist zu scharf für meine ausgemergelten Innereien.

Die Nacht beginnt. Die Freunde sind am alten Platz. Sigi in den Schlingen, in denen er seit Mittag steht. Ich bin hier oben. Ich kann sogar sitzen. — Kurz sind die Julinächte, mit die kürzesten des ganzen Jahres. Mir kommt diese trotzdem sehr, sehr lang vor.

Kaum ist es richtig Tag, beginnt Siegfried die Kletterei. Die Freunde ziehen das Frühstück hoch. Dann wir. Als ich eine Flasche Milch auf einen Zug hinuntergekippt habe, ist mir wieder wohler. Der Durst ist vorerst einmal gestillt. Auch lange Ringhaken sind da. Ein ganzes Bündel, nagelneue „Cassins", frisch aus Cortina importiert. Bravo, Luis. Gut für dich, Sigi; du hast es heute leichter.

Immer noch dräuen über uns dreißig Meter Überhang, immer noch einige schwarze Dächer. Sigi geht heute auch langsam. Nur jetzt nichts mehr übereilen. Man kommt auch so ganz schön höher, und heute abend biwakieren wir alle gemeinsam auf dem grauen Pfeilerkopf. Bald kommt Dieter an meinen Stand. Gegen Nachmittag ist Siegfried hinter der abschließenden Kante des letzten Dachs verschwunden. Ich mache nun den beiden Gefährten Platz und gehe nach. Auch in dieser Seillänge ist noch allerhand drin. Doch uns kann nichts mehr erschüttern. In glühender Nachmittagssonne steige ich von Sigis Stand die allerletzte Verschneidungsseillänge empor zum Pfeilerkopf. Eine senkrechte Rinne, freie Kletterei. Nur zwei Sicherungshaken schlage ich noch. Nach dem Vorhergehenden mutet einen so eine Seillänge fast wie ein Geschenk Gottes an.

Ich bin auf dem geräumigen Pfeilerkopf. Ebener, grauer Fels, mit grobem Geröll bedeckt. Noch nie von Menschenfuß betreten. — Wie ersehnten wir diesen Augenblick!

Mehr als den Gipfel. Seit dem ersten Gedanken an eine Durchsteigung der Direkten Nordwand spukt dieser Moment, in dem der erste seinen Fuß auf dieses Gelände setzt, in unseren Köpfen. Seit einem Jahr malen wir uns das im Geiste aus. Und dann stiegen wir mit einem Gefühl, das sich mehr und mehr steigerte, je schwerer die Kletterei wurde und je näher wir dem Ziel kamen. Jetzt ist der Augenblick da. — Das Bewußtsein und die Freude über den Erfolg sind hier am unvermittelsten. Morgen der Gipfel, das ist nur die Krönung, die sich mit logischer Folge einstellen muß, da wir ja diesen Punkt erreicht haben. Ich schau nach dem Weiterweg. Ein senkrechter Riß, unten überhängend, doch immerhin ein Riß. Ich sehe wieder einmal einen Riß. Glücklich lege ich mich lang hin in die Sonne, blinzle hinauf zu dem Riß, und in mir ist ein Gefühl, wie es wohl weiland Moses empfand, als er vom Berge Nebo aus zum erstenmal das gelobte Land erblickte.

Erst als ich mich von aller Schlosserei, Anorak und Daunenweste entblößt habe, lasse ich Siegfried nachkommen. Er ist in seiner Rinne inzwischen fast verschmort. — Abends ziehen wir in gewaltiger Anstrengung sechs Liter Flüssigkeit und Essen 300 Meter zu uns herauf. Eine arg lange Strecke, wenn einen die Hände so schmerzen wie uns vieren. Die sechs Liter Flüssigkeit sind dann innerhalb weniger Minuten in unseren Mägen verschwunden. Das Essen wird kaum angerührt.

Wieder bricht eine Biwaknacht herein. Für Dieter und Schnippl die vierte. — In unserm Innern ist eine Schranke gefallen. Wir liegen in den Zeltsäcken und fühlen uns leicht und frei und froh. Die Gedanken und Gespräche sind nicht mehr belastet von dem ewigen „Was wird morgen sein?", „Ob wir durchkommen?"

Nur ein leiser Schatten liegt über unserer frohen Stimmung. Die Erinnerung an Willi Zeller, der voriges Jahr dabei war und der heute so gern dabei wäre, der es aber nicht sein kann, da ein ungnädiges Schicksal den Stern seines Lebens jäh erlöschen ließ.

Drei Tage schwierigster Kletterei, drei Tage Nervenanspannung bis zum äußersten wirbeln in unseren Köpfen. Keine Minute Schlaf stellt sich ein in dieser letzten Nacht in unserer Wand.

Der neue Tag bricht an. Wieder taucht die Sonne purpurn hinter dem Paternkofel auf, wie all die Tage vorher. Wieder machen wir uns kletterfertig wie all die Tage vorher. Doch diesmal haben wir die sichere Gewißheit, daß wir heute den Gipfel erreichen werden. Wir lassen alles überflüssige Gepäck an der Reepschnur hinunter. Dann werfen wir sie nach. Sie hat ihre Schuldigkeit getan. Kein Frühstück hält uns heute mehr; nur die Aussicht auf den nahen Sieg lockt und treibt.

Durch Risse gelangen wir schnell höher. Die erste Seillänge erweist sich zwar mit ihrem Überhang noch einmal widerspenstig. Aber jetzt ist die Kletterei dafür umso schöner. Die beiden großen Dächer da oben? Wollen uns die etwa ernstlich aufhalten? — Nein, sie tun es nicht. Unter dem einen schlüpfen wir unten durch, und auch das andere ergibt sich leichter als es aussah. Alles herrlich einfach. Es läuft wie am Schnürchen. Noch eine kleine Debatte wegen des Ausstiegs. Dieter will absolut durchs Wasser vonwegen idealer Linie. Also schlagen wir halt noch einen Haken und gehen durchs Wasser.

Der Gipfel. — Die Seile sind aufgeschossen. In friedlichen roten und weißen Ringen liegen sie zwischen uns und wir zwischen ihnen, dazu ein Haufen Schlosserei; Stilleben des sechsten Grades! Die Freunde singen ein Lied. Ich kann nicht singen. So liege ich lieber ganz still und blicke den weißleuchtenden Wolkenballen nach, die geschäftig um die Zinnen segeln.

Wir sind ganz allein auf dem Gipfel. Fast unglaublich bei diesem Wetter. Vom Antelao her naht ein Gewitter. Wir brechen auf.

Ade, Große Zinne-Direkte Nordwand. Du hast es uns nicht leicht gemacht, doch du warst uns den Einsatz hundertmal wert! Nie mehr sind wir dir so nahe, und stünden wir auch wieder am Einstieg.

Anschrift der Verfasser: Dietrich Hasse, Berlin-Lichtenfelde, Pfleidererstraße 11; Jörg Lehne, Rosenheim-Pfraundorf

Der Gran Paradiso und sein Steinwildreservat

Von Helmut Gams

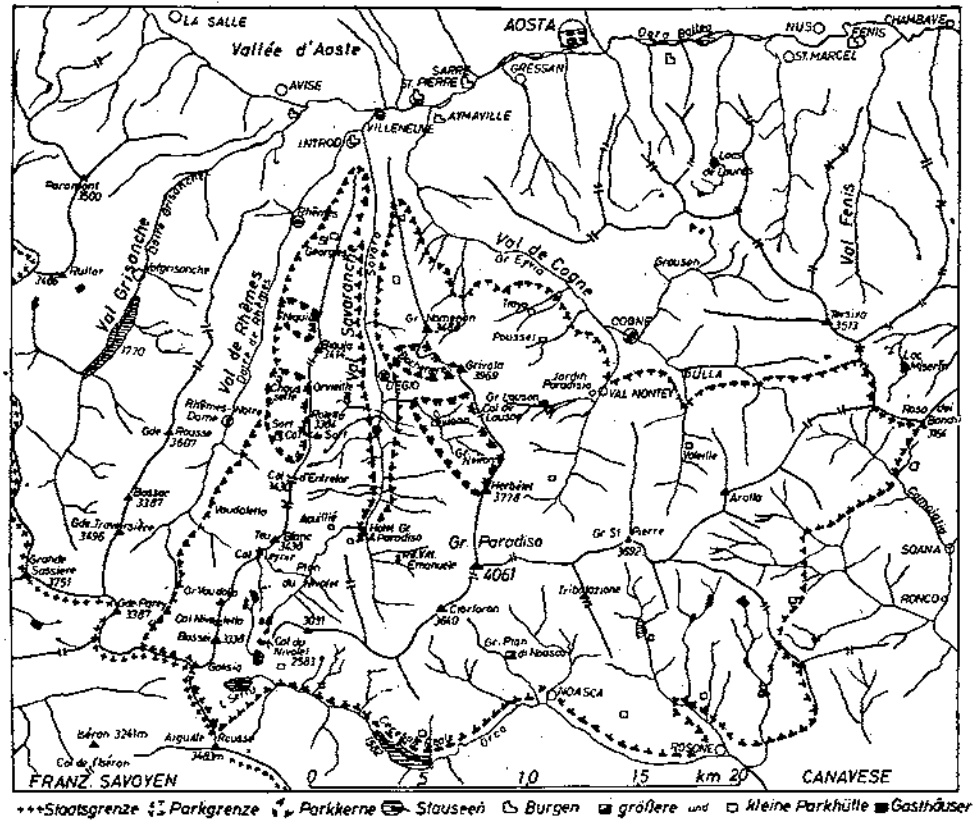
(Mit 2 Bildern, Tafel VIII)

Um zwei Viertausender der Alpen sind Nationalparke errichtet worden: der 1913/14 geschaffene französische im in den Ecrins 4103 m erreichenden Pelvoux-Massiv und der 1919 bis 1922 gegründete italienische um den 4061 m hohen Gran Paradiso in den Grajischen Alpen. Diese setzen das Penninische Deckengebirge der Walliser Alpen südlich des Aostatales fort, welches sich zum Wallis ähnlich verhält wie das oberste Etschtal, der Vintschgau, zum oberen Inntal. Mit dem Zentralgneiskern des Gran Paradiso, welcher Name ganz jung ist (erstmals auf einer Karte von 1827), taucht die penninische Decke des Monte Rosa nochmals auf. Das stark verfaltete Schiefergebirge um die Täler der Savara (Valsavaranche), von Rhêmes und Grisanche bildet die Fortsetzung der Decke des Großen St. Bernhard, über den schon zur Römerzeit der Hauptverkehr vom Aostatal zum Rhonetal ging. In der permokarbonischen und mesozoischen Schieferhülle fällt besonders ein Zug von stark zerdrücktem Triasdolomit auf, der ähnlich wie um Zermatt, wo ihn Schweizer Geologen „Würmlizug" getauft haben, helle Wände mit den Gams- und Steinwild Unterstand bietenden Balmen („Cinges, cenge") und gelbrote Turmfelsen („hommes rouges") bildet, so über Lauson, Lévionа und an der Westflanke der Valsavaranche von der Pounta Bioula (Weißspitze) bis zu den oberen Seen von Nivolet.

Von den Gletschern, die in den Eiszeiten das ganze Gebiet überdeckten, sind im ganzen Aostatal noch etwa 200, im Gebiet des Nationalparks etwa 40 erhalten, von denen aber nur noch 5 über 2 km lang und nur noch 3 über 2 km² groß sind, die größten im Hauptkamm von der Grivola über den Gran Paradiso zur Tresenta, zum Ciarforon und Großen St. Pierre. Die Paßlandschaft des Col du Nivolet erinnert mit ihren vielen Seen, von denen einige von wasserreichen Bächen südwärts abgezapft worden sind, stark an die von Maloja um die Quellen des Inns.

Das im Regenschatten der höchsten Alpengipfel, des Montblanc und Monte Rosa gelegene Aostatal und besonders seine Seitentäler der Grand Eyvia um Cogne (in 1534 m Höhe mittlerer Jahresniederschlag 72 cm, am 2990 m hohen Col de la Rossa 92 cm) und der Savara haben ein mindestens ebenso niederschlagsarmes Kontinentalklima wie das Oberwallis und der Vintschgau und eine eher noch reichere und höher hinaufreichende Steppenflora. Die Kulturen werden durch ähnlich lange und kunstvolle Kanäle (im Aostatal „rues", im Unterwallis „bisses", im Oberwallis „Wasserfuhren" oder „Suonen", in Tirol „Waler") bewässert. Daß die zumeist von Lärchen um 2300 bis 2400 m gebildete Waldgrenze und die Siedlungsgrenze nicht auch höher sind, hängt mit der sehr dünnen Besiedlung und alten Waldverwüstung, besonders durch die Erzgruben um Cogne zusammen. Mit dem Vintschgau und Wallis gemeinsam sind u. a. Seven (Juniperus sabina), Meerträubl (Ephedra), mehrere Steppengräser und Traganthe, von denen einzelne bis um 2800 m steigen. Einige Arten östlicher und südlicher Herkunft fehlen heute sowohl den Ostalpen wie dem Wallis, so eine stattliche Bärenschote (Astragalus alopecuroides) und ein Täschelkraut (Aethionema thomasianum), das außer von den Eisenerzgruben von Cogne nur vom Atlas bekannt ist. Besonders geschätzte alpine Heilpflanzen sind der echte Speik (Valeriana celtica, „spic") und drei Edelrauten, von denen die unscheinbarste (Artemisia genipi, „dzénepi mâle") am höchsten, die schönste (A. glacialis) am wenigsten geschätzt wird.

Noch berühmter als die vor allem auf Kalkschiefer und Dolomit sehr reiche Flora ist die Fauna, vor allem die der höheren Wirbeltiere. Aus dem Gebiet des Nationalparks sind 65 Vogelarten bekannt, darunter der Steinadler, wogegen seit 1925 keine Bartgeier mehr beobachtet worden sind. Von den Säugern sind Bär, Wolf und Luchs (der letzte 1894 in Valsavaranche erlegt) ausgerottet, mehrere kleine Raub- und Nagetiere noch zahlreich vertreten, besonders Murmeltier und Schneemaus. Den Hauptstolz bildet neben dem sehr zahlreichen Gamswild das Steinwild, das im ganzen Alpenraum nur um den Gran Paradiso in ursprünglichem Bestand erhalten geblieben ist.



+++Staatsgrenze Parkgrenze Parkkerne Stauseen Burgen größere und kleine Parkhütte Gasthäuser

Die menschliche Besiedlung reicht in den Tälern des Orco (Canavese) und der Dora Baltea (Aostatal) mindestens bis in die Jungsteinzeit zurück. Die Seitentäler sind erst in der vorrömischen Eisenzeit, hauptsächlich auf der Suche nach Erzen, Eisen und Gold, begangen und besiedelt worden. Die ältesten dem Namen nach bekannten Bewohner sind die wohl ligurischen, aber auch mit Kelten (Boier und Lingonen?) vermischten Salassen. Im Jahr 141 v. Chr. schickte Konsul Appius Claudius Metellus erstmals römische Truppen in das Tal der Dora Baltea, in deren Schluchten ihnen die Salassen eine vernichtende Niederlage bereiteten. Ausgehend von der 98 v. Chr. gegründeten Römerkolonie Eporedia (Ivrea) und den allmählich bis über den Kleinen und Großen St. Bernhard (Mons Penninus) gebauten Römerstraßen wurden aber die Salassen in blutigen Kämpfen immer weiter zurückgedrängt. Im Auftrag des Augustus vollendete 23 v. Chr. Aulus Terrentius Varro das Vernichtungswerk. Gegen 36.000 Salassen sollen in Eporedia als Sklaven verkauft worden sein. Viele ihrer Siedlungen wurden dem Erdboden gleichgemacht,

darunter die sagenhafte Hauptstadt Cordelia, in deren Nähe „juxta geminas Alpium fauces Graias atque Peninas" das Römerlager Augusta Praetoria Salassorum, das heutige Aosta, in angeblich nur drei Jahren erbaut wurde. Von der rechteckigen Römerstadt sind viele Reste, darunter große Teile der Stadtmauer und das Amphitheater, erhalten. Ob die Römer weiter in die Seitentäler als bis zu den Erzgruben von Fenis, Cogne und Cuccagna bei Ceresole Reale vorgedrungen sind, ist nicht bekannt.

Das Christentum brachten wie ins übrige Piemont und Unterwallis Angehörige der Thebaischen Legion des Mauritius. Nach seinem Martyrium zu St. Maurice sollen sich einige seiner Anhänger in die Täler von Champorcher und Soana zurückgezogen haben. Der heilige Besso wird ebenso um Campiglia bis zum Miserinsee wie in Cogne verehrt, das bis 1200 zur Diözese Ivrea gehörte; der heilige Ursus in Aosta. Auf den letzten Burgunderkönig Rudolf III., der 1032 starb, folgten die Grafen von Savoyen, seit 1238 Herzöge von Aosta und schließlich Könige von Italien.

Unter den Adelsgeschlechtern, von deren Macht viele im unteren und mittleren Aostatal im 10. bis 12. Jahrhundert erbaute, großenteils erhaltene Burgen zeugen, ragen neben den mit den Waiblingen verwandten Avise die von den Monferrato abstammenden Challant hervor, denen u. a. die Burgen von Châtillon, Fenis, Aymaville und Ussel gehörten. Unter ihrer milden Herrschaft erfreute sich das Tal, das bis 1691 nie von fremden Truppen besetzt wurde, eines bescheidenen Wohlstandes. Die Bevölkerung des Aostatals mit Ausnahme des untersten Abschnitts, wo wie im Orcotal italienisch gesprochen wird, und der Seitentäler mit Ausnahme des oberen Gressoney, wo sich bis heute deutsch sprechende Walliser halten konnten, sprechen eine ähnlich wie im benachbarten Savoyen und Unterwallis noch viele ligurische und keltische Wortstämme bewahrende französische Mundart.

Als Beispiele seien einige Pflanzennamen aus den Tälern von Rhêmes und Grisanche angeführt:

Lärche (Larix): brinva
Arve (Pinus cembra): arolla
Grünerle (Alnus viridis): drausa
Himbeere (Rubus idaeus): zamponesse
Preiselbeere (Vacc. vitis-id.): gralon
Heidelbeere (Vacc. myrtillus): louffye
Bärentraube (Arctostaphylos): farnoule
Alpenampfer (Rumex alpinus): lavasse
Meisterwurz (Peuced. ostruthium): dagrou
Buntschwingel (Festuca varia und andere vom Steinwild besonders gern gefressene Gräser): olina
Federgras (Stipa): erba de piénan
Edelrauten (Artemisia-Arten): dzenépi

Die französisch sprechenden Bewohner des Aostatals ringen bis heute um die von der Magna charta des Bischofs von Aosta von 1245 bis zum geltenden Autonomiestatut festgelegten, aber oft beeinträchtigten Freiheiten.

Die touristische Erschließung hat später als in anderen Teilen der Zentralalpen begonnen. Besonders verdient gemacht haben sich einheimische Geistliche, wie Georges Carrel und Pierre Chamonin. Der nach einem vierzehnjährigen Mädchen benannte Mont Emilius wurde 1826, die Rosa dei Banchi 1831, die Tersiva 1842, die Grivola nach mehreren vergeblichen Versuchen 1858 und der Hauptgipfel des Paradiso 1862 (von den Engländern Cowel und Dundas) erstmals erstiegen.

Eine Lieblingsbeschäftigung der Herzöge und späteren Könige von Savoyen war die Jagd auf das edle Steinwild. Seit 1821 war die Steinbockjagd dem königlichen Haus vorbehalten. Der jagdfreudige König Vittorio Emmanuele, der z. B. 1850 35 Steinböcke erlegt hat und dessen Andenken als „Rè cacciator" bis heute im Volk fortlebt, hat 1850 und 1854 dieses Vorrecht ausdrücklich bestätigt und zu seinen Jagdhütten in Lauson über Cogne, Orvieilles in Valsavaranche, Sort in Rhêmes, am Nivolet-Paß, über Noasca u. a. seit 1845 Reitwege von insgesamt 360 km Länge bauen lassen.

Der Steinwildbestand war vor den königlichen Schutzmaßnahmen bis auf wenige Dutzend zusammengeschmolzen und soll 1879 rund 600 Stück betragen haben. Dank der besseren Bewachung durch Wildhüter ist er bis zum Beginn des ersten Weltkriegs auf über 3000 Stück gestiegen, hat aber in beiden Kriegen infolge verminderter Bewachung, ver-

mehrter Wilderei und auch von Naturkatastrophen (Hungerwinter 1918/19) sehr stark gelitten. König Vittorio Emmanuele III. hat 1902 noch 42 Steinböcke und bei seiner letzten Jagd 1913 an einem einzigen Tag 36 Steinböcke und 17 Gemsen erlegt, dann aber das Interesse an der Hochjagd verloren. Nachdem er 1918 auf drei seiner Jagdreservate verzichtet hatte, überließ er im August 1919 vier weitere seiner Reservate (Bocconere, Léviona, Chaussetta-Sort, Niquidez) mit zusammen 22 km² dem Staat mit der Bestimmung, als Kerne eines Nationalparks zu dienen. Im Winter 1919/20 wurde dafür eine ministerielle Studienkommission gebildet, der u. a. der Geologe Sacco, die Botaniker L. Vaccari und O. Mattirolo und der Zoologe Festa angehörten, die schon länger das Gebiet durchforscht hatten. Nach langen Verhandlungen wurde endlich im Dezember 1922 der Nationalpark durch königliches Dekret gegründet und zunächst der Forstverwaltung unterstellt.

Allmählich wurde die Parkfläche auf rund 600 km² vergrößert, von denen aber bisher kaum mehr als 27 km², also weniger als ein Zwanzigstel der Gesamtfläche, wirklich im Besitz der Parkverwaltung, von allen Weiderechten durch Ablösung befreit und strenger geschützt sind. Die Zahl der durchwegs einheimischen Parkwächter, unter denen sich auch ehemalige Wilderer als besondere Kenner des Wilds hervorragend bewährt haben, wurde von anfänglich 35 auf 46 und schließlich um 60 erhöht, die von ihren Diensthütten aus, in denen sie während der ganzen Vegetationszeit meist zu zweit wohnen, das Gebiet überwachen und den Parkbesuchern behilflich sind. (Vergleichsweise sei mitgeteilt, daß der 1909 bis 1911 als erster Nationalpark der Alpen gegründete Schweizer Nationalpark im Engadin mit einer Fläche von 159 km² von nur zwei Parkwächtern beaufsichtigt wird.)

Im weiteren Parkgebiet bestehen noch immer zahlreiche, von großen Klein- und Großviehherden bestoßene Almen, von denen allmählich weitere abgelöst werden sollen. Die Parkverwaltung, die seit Errichtung der Republik teils von der Provinz Turin, in deren Hauptstadt der Parkpräsident Prof. Penati und der Parkdirektor Prof. R. Videsott ihren Sitz haben, teils von der autonomen Region Aosta, mit dem Sitz des Verwalters Mario Stevenin, besorgt wird, ist bestrebt, um die allmählich zu erweiternde, streng geschützte „wissenschaftliche Zone" zwei weitere Schutzgürtel zu legen: eine „Zone der disziplinierten Touristik", der die wenigen Hotels und bewirtschafteten Schutzhütten angehören, und eine weitere Vorparkzone („Preparco"), in der den Einheimischen größere wirtschaftliche Rechte, auch Jagdrechte, belassen werden und in der allein auch Einbürgerungsversuche, z. B. von fremden Wildarten, zugelassen werden sollen.

Der auch während des zweiten Weltkriegs stark dezimierte Wildbestand hat sich dank dem besseren Schutz wieder auf den Vorkriegsstand vermehrt, der des Steinwilds von etwa 400 auf rund 3500, der des Gamswilds auf mindestens 10.000 Stück. Beim Fehlen des größeren Raubwildes wird seit einigen Jahren ein beschränkter, streng geregelter Abschuß und die Ausfuhr einzelner Steinböcke zur Gründung anderer Steinwildkolonien bewilligt.

Im Sommer 1955 tagten in Cogne die Direktoren und Verwalter aller italienischen und mehrerer anderer alpinen Nationalparke, wobei besonders auch die Gründung eines neuen französischen Nationalparks von ähnlicher Größe im westlich angrenzenden Savoyen, um die Vanoise und obere Maurienne, besprochen wurde. Die Wiederbesiedlung dieses auch klimatisch ähnlichen Gebiets mit Steinwild, das von selbst über die Grenze wechselt, würde keine weiteren Maßnahmen als ausreichenden Schutz erfordern.

An der wissenschaftlichen Erforschung des Paradiso-Nationalparks beteiligten sich bis um 1950 fast ausschließlich italienische Geologen, Hydrologen und Biologen. Seither werden auch ausländische Forscher immer häufiger zur Mitarbeit eingeladen, darunter der Verfasser und seine Schüler: Roland Beschel, dem es 1953 gelungen ist, durch Messung der Größe von Felsflechten das Alter vieler Moränen viel genauer zu bestimmen, als es bisher möglich war, Hans Pitschmann und Herbert Reisigl, denen die besondere Aufgabe gestellt war, die Nährpflanzen des Stein- und Gamswildes und dessen Einfluß auf die Vegetation genauer zu untersuchen. Im Sommer 1957 wurde beim ehemals königlichen Jagdhaus Orvieilles erstmals auch ein Sommerlager des Internationalen Verbandes der Naturschutzjugend abgehalten. Weitere ähnliche Veranstaltungen sollen folgen.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß dem Paradiso-Park ähnlich wie den andern Nationalparken der Alpen, der Pyrenäen, Karpaten, Skandinaviens und auch Nordamerikas große Gefahren drohen, weniger von seiten der bisher in erträglichen Grenzen ausgeübten Touristik als von seiten der Energiewirtschaft, die bereits auch in den Schweizer Nationalpark eingebrochen ist und deren Bauwerke ein Haupthindernis für die Errichtung des längst geplanten österreichischen Nationalparks in den Hohen Tauern bilden. Wie die Kartenskizze zeigt, sind bereits in den Nachbartälern der Grisanche und des Orco, besonders bei Ceresole Reale, große künstliche Stauseen geschaffen und mehrere natürliche Alpenseen durch Aufstauung vergrößert. Durch die ganze Valsavaranche, die bereits eine Starkstromleitung durchzieht, wird eine neue Autostraße über den Nivolet-Paß gebaut. Eine Aufstauung der höchst eigenartigen Mäandermoore des Plan du Nivolet, die ganz auffallend an ähnliche Bildungen Lapplands erinnern, ist geplant und droht diese ganz einmalige Landschaft zu vernichten.

Die internationale Alpenkommission hat bei ihrer 1958 im Engadin, am Rand des Schweizer Nationalparks, abgehaltenen Arbeitstagung beschlossen, in allen Alpenstaaten eine Inventarisierung der stehenden und fließenden Alpengewässer vorzunehmen und besonders diejenigen auszuscheiden, deren Erhaltung sowohl aus wissenschaftlichen, wie aus landschaftlichen Gründen, nicht zuletzt auch zugunsten des ja ganz von den landschaftlichen Schönheiten lebenden Fremdenverkehrs, in erster Linie gefordert werden muß. Nachdem längst erkannt ist, daß der rasch steigende Bedarf an elektrischer Energie auch bei einem vollständigen Ausbau aller im ganzen Alpenraum verfügbaren Wasserkräfte schon in wenigen Jahren nicht mehr gedeckt werden kann und andere Energiequellen erschlossen werden müssen, wäre es unverantwortliche Kurzsichtigkeit, ja ein nie wieder gutzumachendes Verbrechen an der Mit- und Nachwelt, auch die letzten Alpenseen, Wasserfälle und Flußtäler ihrer Ursprünglichkeit und damit des größten Teils ihrer Lebewelt und ihrer Schönheit zu berauben.

Im Herbst 1958 wurde bei der Tagung der Internationalen Union für Erhaltung der Natur in Athen eine Internationale Nationalparkkommission unter der Leitung des um die Rettung gefährdeter Tierarten besonders verdienten Amerikaners Harold Coolidge gegründet. Ihre Hauptaufgabe ist die gemeinsame Abwehr der den bestehenden Nationalparken drohenden Gefahren, die Förderung ihrer Erforschung und nicht zuletzt auch die Errichtung neuer Nationalparke vor allem in den wenigen Kulturstaaten, in denen die Lebensnotwendigkeit solcher Zufluchts- und Erholungsräume noch immer nicht eingesehen wird.

Auswahl aus dem Schrifttum

Il Parco Nazionale del Gran Paradiso (Neudruck von Veröffentlichungen von 1925—1932), Turin 1951.

Contributi scientifici alla conoscenza del Parco Nazionale Gran Paradiso. (Bisher 9 Beiträge in verschiedenen italienischen Zeitschriften.)

Primo Convegno internazionale degli amministratori e direttori dei Parchi Nazionali (Premier Congrès international des administrateurs et directeurs des Parcs Nationaux), Cogne 1955. Turin 1956.

M. Vanni, C. Origlia, F. De Gemini: I ghiacciai della Valle d'Aosta. Boll. d. Comitato Glaciologico Italiano 1953 (dort auch mehrere weitere Beiträge seit 1921).

Lino Vaccari: Flora cacuminale della Vallé d'Aosta. N. Giorn. Bot. Ital. 8, 1901.

Derselbe: Catalogne raisonné des plantes vasculaires de le Vallée d'Aoste. Aosta 1904—1911 (unvollendet).

H. Gams: Staumäandermoore. Zeitschrift f. Gletscherkunde u. Glazialgeologie 4, 1958.

R. Beschel: Ricerche lichenometriche sulle morene del Gruppo del Gran Paradiso. N. Giorn. Bot. Ital. 65, 1958 (9. Beitr. d. Contributi ꝛc.).

J. Dietz: Vogelkundliche Streifzüge im Gran Paradiso-Nationalpark. Jahrb. d. Vereins z. Schutze d. Alpenpflanzen u. -tiere 23, 1958.

M. Couturier: Le Parc National à Bouquetins de Savoie. La Terre et la Vie 1955 und La Montagne et Alpinisme 1956 (vom gleichen Autor ist eine Monographie des Steinwildes in den Westalpen im Druck; von O. Kraus eine Denkschrift über die Erhaltung der Alpengewässer).

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. H. Gams, Botanisches Institut Innsbruck

Zwölf Erstbesteigungen in der Cordillera Blanca und Vilcanota

Ein Bericht der Anden-Kundfahrt des Deutschen Alpenvereins Sektion Schwaben

(Mit 2 Bildern, Tafel IX und X)

Die vier Teilnehmer der Kundfahrt: Günter Hauser, Bernhard Huhn, Frieder Knauß und Horst Wiedmann verließen am 3. April 1957 Stuttgart und kehrten am 7. Dezember 1957 dorthin zurück. Neben den bergsteigerischen Zielen in der Cordillera Blanca in Mittel- und der Cordillera Vilcanota in Südperú hatte die Expedition in Zusammenarbeit mit der Technischen Hochschule, dem Württembergischen Verein für Handelsgeographie, dem Süddeutschen Rundfunk, dem Staatlichen Museum für Naturkunde und dem Institut für Auslandsbeziehungen, alle in Stuttgart, eine Reihe anderer Aufgaben übernommen: Herstellung einer Karte M 1:50.000 vom Hauptteil der Cordillera Vilcanota, völkerkundliche Studien, entomologische Arbeiten, Tonbandaufnahmen und Drehen eines 16 mm Farbfilms. Etwa 10.000 Farb- und Schwarz-Weiß-Fotos wurden aufgenommen und zahlreiche Aquarelle und Skizzen hergestellt. Im Rahmen dieses Jahrbuches können die Teilnehmer nur in gedrängter Form von den zwölf Erstbesteigungen berichten. Über die weiteren Ergebnisse der Expedition, die sich vor allem auf das Studium des modernen Perú und seiner wirtschaftlichen Stellung in der Welt, der Hochland- und Urwaldindianer im Lichte der großen Vergangenheit der Inka- und Vorinkazeit beziehen, wird zusammen mit den Bergbesteigungen in dem Buch: „Ihr Herren Berge; Menschen und Gipfel im Lande der Inka"; Engelhornverlag, Stuttgart 1959, anschaulich und umfassend aus dem Erleben heraus berichtet. 256 Seiten, 46 Schwarz-Weiß- und 6 Farbfotos, 4 Kartenskizzen, eine Kartenbeilage.

Cordillera Blanca

Die Besteigung der Pirámide de Garcilaso und dreier anderer Berge

Von Bernhard Huhn

Das Lagerfeuer wirft einen unruhigen Schein auf drei Gestalten, die eng in ihre Ponchos gehüllt auf den hohen Büscheln des harten Steppengrases sitzen. Eugenio hat sich Horsts Klampfe ausgeliehen und begleitet die leisen, aber ansprechenden Lieder seiner Brüder Emilio und Victor. Sie singen Lieder über die Cordillera Blanca, über den Huascarán und über den Wind, der durch die Bäume streicht. Die drei Brüder aus Huarás sind uns nicht nur Träger, die gegen Bezahlung unsere Lasten schleppen, sondern sie sind uns in den Tagen, da wir um die letzten, unbestiegenen Berge des Parrón-Sees rangen, zu treuen Freunden geworden. Wenn man jetzt über den See blickt und im fahlen Mondlicht die weißglänzende Pyramide sieht, ahnt man nicht die Schwierigkeiten und Entbehrungen, mit denen uns dieser Berg aufwartete.

Wenn wir uns auch über den herzlichen Empfang in Lima und die vielen Einladungen in der deutschen Kolonie sehr gefreut hatten, so waren wir doch froh, als uns endlich nach mehreren Wartestunden — denn das „mañana", morgen, spielt in diesem Lande auch heute noch eine große Rolle — ein Lastwagen nach Carás brachte, dem Ausgangspunkt für unsere jetzige Bergfahrt. Horst und ich stiegen mit Emilio bereits am anderen Morgen zu

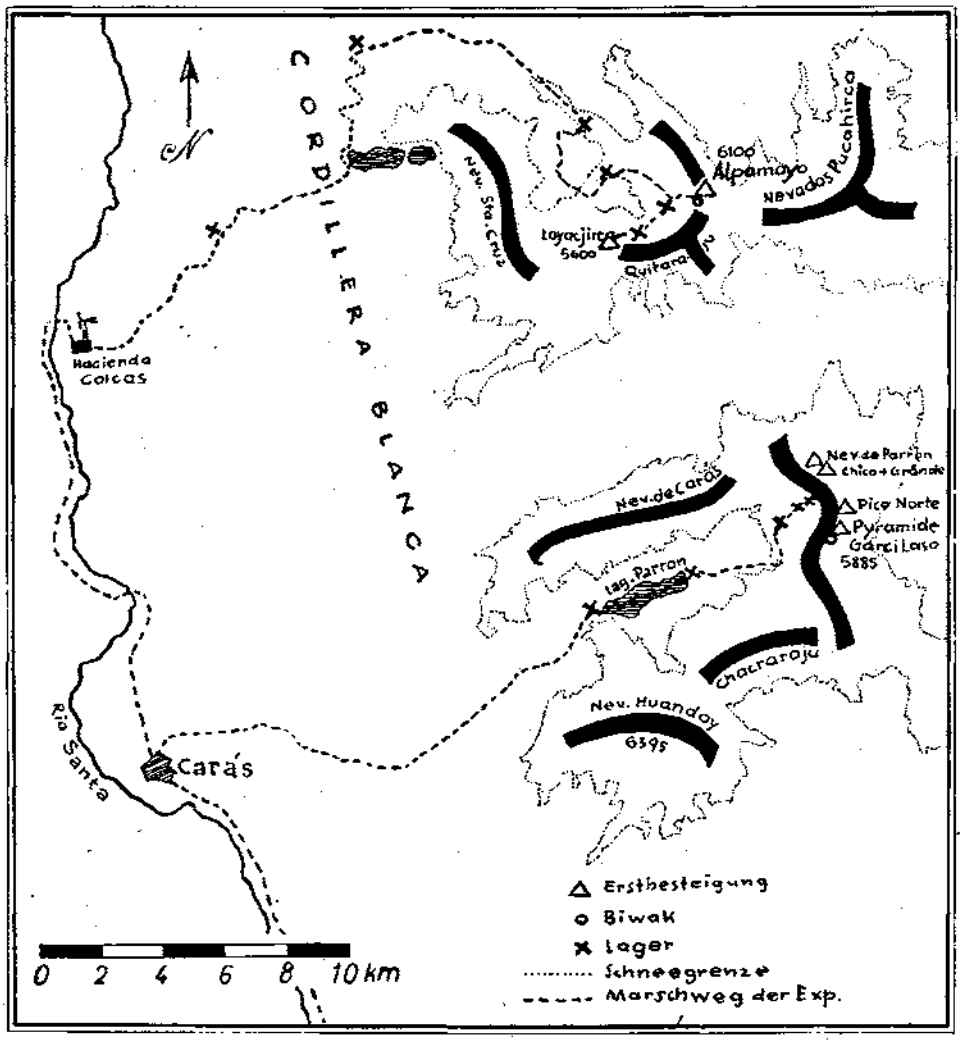
dem 2000 Meter höher gelegenen Parrón-See auf, während Günter und Petrus die Lasten umpackten, um einen Tag später mit der Eselkarawane nachzukommen.

Bis weit über 3000 Meter Höhe begleiten uns die abschüssigen, sorgfältig bewässerten Terrassenfelder der Indios. Nach einem achtstündigen Aufstieg durch die glühende Tropensonne stolpern wir die letzten Schritte über die Moräne hinauf und von der gewaltigen Landschaft überrascht, verharren wir einige Augenblicke staunend: Hinter einem Quenuabaum breitet sich der 4185 Meter hoch gelegene türkisblaue Parrón-See aus, über dem sich die ebenmäßige, weiße Pirámide de Garcilaso aufbaut, das Idealbild eines Berges. Links die Nevados de Carás und rechts die von der untergehenden Sonne rot gefärbte vielgipfelige Huandoy-Gruppe. Der Parrón-See liegt inmitten eines Kranzes von 6000 Meter hohen Bergen. Beide Ufer sind steil und fast unpassierbar. Wir beginnen deshalb mit dem Bau eines Floßes. Wenn die Träger auch unsere Arbeit etwas mißtrauisch betrachten, so sind sie doch über die Tragfähigkeit erstaunt, als am anderen Mittag unsere „Reina del Parrón", Königin des Parronsees, vom Stapel läuft. Günter und ich machen die Jungfernfahrt und bringen das meiste Gepäck hinüber. Bei der Rückfahrt wird es mitten auf dem See dunkel, und Horst muß uns vom fernen Ufer Blinksignale geben, damit wir wieder im heimatlichen Hafen vor Anker gehen können.

Nachdem auf diese Weise alles übergesetzt — lediglich ein Kochtopfdeckel verschwand zwischen den Wellen des Sees — und das Hauptlager am Ostufer des Sees eingerichtet worden ist, beginnen wir mit dem Aufbau der Hochlager. Zunächst erstellen wir mit zwei Zelten in Mont-Blanc-Höhe Hochlager 1. Günter, Horst, Emilio und ich übernachten hier, um am anderen Morgen Lager 2 möglichst weit oben am Nordgrat der Pyramide errichten zu können. Nach einem beschwerlichen Aufstieg gelingt es uns, die Zelte in beherrschender Lage am Nordgrat 5500 Meter hoch im Schnee zu verankern. Ein wundervoller Blick auf all die großen und bekannten Berge ist uns beschieden. Unnahbar schaut der Chacraraju und die Eispyramide des Artesonraju zu uns herüber, die Gipfel der Nevados de Carás, des Huandoy und, greifbar nahe, der Nordgipfel der Pyramide, den wir zuerst erreichen müssen. Am 23. Mai steigen wir über den Nordgrat aufwärts. Ein Eisabbruch, der uns unterhalb des Nordgipfels halt gebietet, wird von Günter mittels Eishaken überwunden. Um zwölf Uhr mittags stehen wir auf dem Pico norte, 5700 Meter etwa hoch. Aber wir müssen einsehen, daß es einen Weiterweg über den Verbindungsgrat zum Hauptgipfel nicht gibt. Große Wächten hängen nach beiden Seiten am schmalen Grat, so daß das Ganze wie ein riesenhafter, tief verschneiter Gartenzaun aussieht. So beschließen wir schweren Herzens abzusteigen und unser Lager weiter nördlich zu verlegen, um einen namenlosen Fünftausender anzugehen.

Zwischen den beiden Gipfeln dieses Berges befindet sich ein Sattel, in den eine steile Eisflanke hinaufzieht. Während wir Eugenio mit den Lasten warten lassen, begleitet uns Emilio durch die Flanke, die in ihrer Steilheit etwa mit der Brenva-Flanke am Montblanc zu vergleichen ist. Wir erreichen den kleineren Gipfel, der ungefähr 5550 Meter hoch ist. Horst steigt mit Emilio, der über kalte Füße klagt, wieder hinunter, während Günter und ich noch einige Seillängen weit den Südgrat zum höheren Gipfel verfolgen, bis uns die Dunkelheit und eine schwere Kletterstelle zurücktreiben. Direkt unter der Flanke bauen wir unser Lager 3 auf, um am anderen Morgen mit frischen Kräften den Hauptgipfel wiederum angehen zu können. Selbst für erprobte Träger wie die unseren scheinen zwei Nächte auf dem Eis unangenehm zu sein. Wir schicken sie hinunter zum Lager 1, während Günter, Horst und ich durch die jetzt mit guten Stufen versehene Flanke steigen. Auf der Unterlippe einiger Riesenwächten müssen wir unter dem Grat in die Westwand hinausqueren und erst nach mehreren Seillängen gelingt es uns, ihn selbst über eine fast senkrechte und doch morsche Eisrinne zu erreichen. Schwer atmend stapfen wir hier durch tiefen Pulverschnee der Spitze des 5650 Meter hohen Berges zu. Unser dritter Berg!

Im Lager 1 reicht uns Petrus endlich etwas zu trinken. Zusammen suchen wir nach Namen für unsere zwei unbekannten Gipfel. Die unmöglichsten Bezeichnungen tauchen



auf, aber schließlich einigen wir uns auf Nevados de Parrón grande y chico, Schneeberge von Parron groß und klein.

Es waren drei schöne Erstbesteigungen, aber trotzdem werden unsere Blicke immer wieder vom Hauptziel, der Pyramide, angezogen. Der Westgrat ist ebenfalls von riesigen Wächten überladen und der himalayaerfahrene Engländer George Band mußte hier im vergangenen Jahr unverrichteter Dinge umkehren. Auch an anderer Stelle gelang es ihm nicht, den Gipfel zu erreichen, obwohl er in 14 Tagen drei Lager vorantrieb. Auch Münchner Kameraden unter Leitung von Hermann Huber konnten 1955 wegen schlechten Wetters und eines Spaltensturzes den Gipfel nicht betreten. Die Grate scheinen ungangbar zu sein, also studieren wir jetzt eingehend die Nordwestwand.

Die Tropensonne brennt auf uns herunter und die Zunge klebt am Gaumen, als Günter und ich uns zu einem Erkundungsvorstoß aufmachen. Wir stolpern in dem steilen Gletscherbruch herum, über dem sich die rinnenzerfurchte Nordwestwand erhebt. Nach Stunden stehen wir schließlich erschöpft auf einem Eisbalkon. Zwischen dem filigranartigen Rillenfirn ziehen steile Eisrinnen zum Gipfelgrat hinauf. Eine von ihnen müßte den Durchstieg vermitteln. Genug für heute. Beim Abstieg hält uns eine vereiste Wand lange auf, und

plötzlich ist es Nacht. Wir haben keine Taschenlampe dabei und müssen uns mit den Händen an den Spaltenrändern entlangtasten. Der Schnee ist von der Sonne unterhöhlt worden, so daß wir oft bis zum Bauch einbrechen. Doch nichts kann uns in dem Glauben erschüttern, daß wir den richtigen Weg zum Gipfel gefunden haben.

Bereits um 11 Uhr sind Günter, Horst und ich an der gestrigen Umkehrstelle. Nach der Überwindung einer schwierigen Randkluft befinden wir uns in einer steilen Eisrinne. Günter, der vorausgeht, hackt Stufe um Stufe in den harten Firn. Der Gipfel, der schon so nahe aussah, scheint sich immer weiter zu entfernen. Schon um 6 Uhr wird es hier dunkel und so müssen wir in etwa 5800 Meter Höhe in einer kleinen Spalte ein Biwak beziehen. Es ist sehr unbequem und wir können keinen Schlaf finden, denn noch wissen wir nicht sicher, ob wir den Gipfel auf diesem Wege je erreichen können.

Als die Sonne uns ein wenig aufgetaut hat, steige ich weiter und quere schließlich nach einer Seillänge etwa 20 Meter nach rechts über eine steile Wächte auf den vermeintlichen Grat. Dann auf einmal Sonne überall, auf allen Seiten geht es hinunter. Ich bin direkt, ohne es zu bemerken, auf dem 5885 Meter hohen Gipfel ausgestiegen. Eigentlich wäre es ja Günter vorbehalten gewesen als erster den Gipfel zu betreten, hatte er doch mehr als 2500 Stufen in die Eisflanke geschlagen. Wir nehmen die peruanische und deutsche Flagge heraus. Vom Gletscher ertönen begeisterte Rufe herauf; unsere Träger haben uns auf dem Gipfel entdeckt.

Durch die inzwischen aufgeweichte Rinne steigen wir wieder ab, die Stunden vergehen wie im Flug. Als ich über die Randkluft gehe, bricht die Brücke unter mir zusammen und ich falle ins Seil. Erst spät in der Nacht stolpern wir zum Lager 1, wo uns die Träger stürmisch begrüßen und uns zu trinken reichen. Noch in der Nacht steigen wir zum Basislager ab. Rudernd, ziehend, schiebend und schwimmend bringen wir unser Floß wieder ans andere Ufer. Noch einmal schauen wir hinauf zur Pyramide, dem stolzesten Berg am Parronsee, bevor wir wieder mit unserer Eselkarawane zu Tale ziehen.

Nevado Alpamayo (6100 m)

Von Horst Wiedmann

Viele Berge haben, bis der Gipfel zum ersten Mal erstiegen wird, ihre Vorgeschichte. Der Nevado Alpamayo macht darin keine Ausnahme.

Die erste Kunde von diesem Berg brachte die Andenexpedition 1936 des DuOeAV. Erwin Schneider gelangen wundervolle Aufnahmen vom Alpamayo, die dann in dem ausgezeichneten Buche „Cordillera Blanca" von H. Kinzl und E. Schneider veröffentlicht wurden.

Im Jahre 1948 kam eine schweizerische Expedition ins weitab gelegene Alpamayo-Tal, um eine Besteigung des Berges zu versuchen. Aber sie hatte Pech und zugleich großes Glück, denn beim Versuch den Gipfel über den Nordgrat zu erreichen, brach eine Wächte und riß drei Bergsteiger 200 Meter in die Tiefe. Sie kamen mit Prellungen davon, hatten aber begreiflicherweise die Lust verloren, einen weiteren Versuch zu unternehmen.

Die drei Indio-Familien, die als Hirten im Alpamayo-Tal hausen, mögen im Jahre 1951 nicht wenig gestaunt haben, als sieben Gringos und zwei Gringas auf Pferden an ihrer Hütte vorbeiritten und talaufwärts ihren Blicken entschwanden. Es war eine französisch-belgische Expedition, die den Alpamayo auf ihren Wunschzettel geschrieben hatte. Sie versuchten ebenfalls über den Nordgrat auf den Gipfel zu kommen. Es gelang ihnen unter großen Schwierigkeiten das Ende des Nordgrates zu erreichen, allerdings erst am Abend, als es schon dunkel wurde. So konnten sie nicht sehen, daß der eigentliche Gipfel noch 200 Meter entfernt etwa 60 bis 80 Meter höher aufragt. Sie stiegen sofort wieder ein Stück ab, um nicht auf dem vermeintlichen Gipfel biwakieren zu müssen, und erreichten am anderen Tag wohlbehalten das Lager. Einige Zeit später erschien ein Buch über die erste Besteigung des Nevado Alpamayo, das in mehrere Sprachen übersetzt wurde, aber auf einem Irrtum beruht. Am 13. August 1951 wurde wohl der Nordgipfel, nicht aber der höchste Punkt des Berges erreicht.

„Burro, burro — vamos, vamos — caramba!" Heiser schallen die Rufe unserer Träger und unseres Arriero durch die in brütender Hitze flimmernde Luft. Langsam nur trippeln die Esel den steilen Pfad hinauf und auch wir sehnen den Abend und damit das Ende des Marschtages herbei. Heute morgen haben wir die Hacienda Colcas verlassen, die uns zwei Tage Gastfreundschaft gewährte, um ins Alpamayo-Tal aufzusteigen. Eine stattliche Karawane sind wir geworden; sieben Tragesel mit zwei Jungen und acht zweibeinige Genossen, nämlich die drei Träger, der Maultiertreiber und wir vier. Anfänglich wollten sich unsere Tragtiere überhaupt nicht mit den Lasten abfinden und unsere Träger hatten viel Mühe damit, die immer wieder verrutschenden Packsäcke festzubinden. Jetzt trippeln sie aber schon seit Stunden den steilen Weg an einem kahlen Hang entlang aufwärts, der zur 4600 Meter hoch gelegenen Laguna Cullikocha führt. Doch es gelingt uns nicht mehr, die Lagune vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen und wir schlagen unsere Zelte an einem kleinen Wasserrinnsal auf.

Früh am Morgen höre ich die Träger mit den Kochtöpfen klappern und bald ertönt der Ruf Emilios: „desayuno listo". Überall kriechen verschlafene Gestalten aus den Zelten, die mit Todesverachtung den Haferflockenbrei hinunterwürgen. Die Geschmäcker sind eben verschieden. Es gibt sogar Leute, die ihn gerne essen. Heute gehen Uckel, Petrus und ich der Karawane voraus. Bald haben wir den wundervollen Cullikocha-See erreicht, der vor einigen Jahren zehn Meter abgelassen wurde, damit er als Auffangbecken für einen weiter oben liegenden Gletschersee dienen kann, falls dieser einmal seinen Staudamm durchbrechen sollte. Der Cullikocha-See ist ähnlich wie der Parrón-See von herrlichen Eisbergen umgeben. Besonders der Nevado Santa Cruz zieht sofort die Blicke auf sich, denn er hat von hier aus eine täuschende Ähnlichkeit mit der Eiger-Nordseite im Berner Oberland. Noch müssen wir bis zum fast 5000 Meter hohen Cullikocha-Paß aufsteigen, dann geht es wieder 1000 Meter hinunter ins Alpamayo-Tal. Neben den zwei einzigen Hütten, in denen ein paar Indiofamilien hausen, schlagen wir am Abend unsere Zelte auf. Morgen werden wir den Platz für das Hauptlager erreichen.

60 Soles nó mas, dann einige unverständliche Worte in der Quechuasprache. Eugenio ist damit beschäftigt, einen Hammel für uns einzuhandeln und wahrhaftig, es gelingt ihm einen pechschwarzen „Carnero", den wir Rodrigo nennen, um den Preis von DM 14.— zu erstehen. Dann verlassen wir die Hirten von Alpamayo und gehen das langsam ansteigende Tal aufwärts. Heute plagt uns die Sonne nicht mehr, denn sie hat sich hinter Wolken versteckt und dicke Nebelfetzen hüllen die Berge ein. Am Talabschluß schlagen wir unsere Zelte auf und packen die Lasten für die Errichtung der Hochlager.

In gut 5000 Meter Höhe errichten wir an einem wundervollen Platz das Lager 1. Direkt gegenüber liegt der Alpamayo, der sich allerdings nur in den frühen Morgenstunden und am Abend sehen läßt, sonst ist er für den Rest des Tages in Wolken und Nebelfetzen versteckt. Als er am Abend zum ersten Mal zu sehen war, da wurde es uns klar, warum er schon einmal als „schönster Berg der Welt" bezeichnet wurde. Wie eine gleichmäßige spitze Pyramide ragt er in den Himmel und läßt mit seiner einmaligen Form alle Berge, die wir bisher sahen, weit hinter sich zurück.

Gewiß, jeder Berg ist in seiner Art schön, aber an Klarheit der Formen kann sich wohl kaum einer mit dem Alpamayo messen.

Am anderen Tag versuchen wir einen Weg durch den Eisbruch des Alpamayo-Gletschers zu finden, der in seiner Zerrissenheit viel Ähnlichkeit mit dem Frenaygletscher im Montblanc-Gebiet hat. Aber wir müssen unverrichteter Dinge wieder umkehren, eine tiefe Spalte verhindert den Weiterweg. Am anderen Tag gelingt es uns, an einer anderen Stelle einen Durchschlupf zu finden. Der „Weg" geht an einsturzbereiten Eistürmen vorbei, und ein steiler Eisabbruch wird für die Träger mit einer Reepschnur gangbar gemacht. In 5350 Meter Höhe bauen wir unsere Zelte auf. Günter und Uckel wollen gleich hierbleiben und am anderen Tag einen ersten Vorstoß machen. Ich steige mit Emilio wieder zum Lager 1 ab, mit der Aufgabe, am nächsten Tag mit Petrus und den drei Trägern die benötigten Lasten nachzubringen.

Drei Tage später: In weiter Ferne höre ich den Wecker rasseln und brauche erst einige Zeit, um mich zurechtzufinden, aber auf einmal bin ich hellwach. Heute soll es dem Alpamayo gelten. Schon um 3 Uhr verlassen wir die Zelte und steigen in den Spuren des gestrigen Versuches aufwärts. Leider beginnt es zu schneien, aber wir achten nicht darauf; es wird schon wieder aufhören. Am Beginn des Südgrates machen wir Halt, denn es schneit immer stärker und der Himmel ist grau verhangen. Bei diesem Wetter gibt es nur eines: Umdrehen. Den ganzen Tag und die folgende Nacht schneit es ununterbrochen und unsere Spuren werden von dem zum Überfluß noch aufkommenden Wind zugeweht. Trotzdem steigen wir am anderen Morgen wieder auf, um eine Spur zum Anfang des Südgrates zu treten. Günter und Uckel gehen noch einige Seillängen weiter, um ein schwieriges Stück mit Seilen zu versichern. Wenn das Wetter besser wird, wollen wir es morgen noch einmal versuchen.

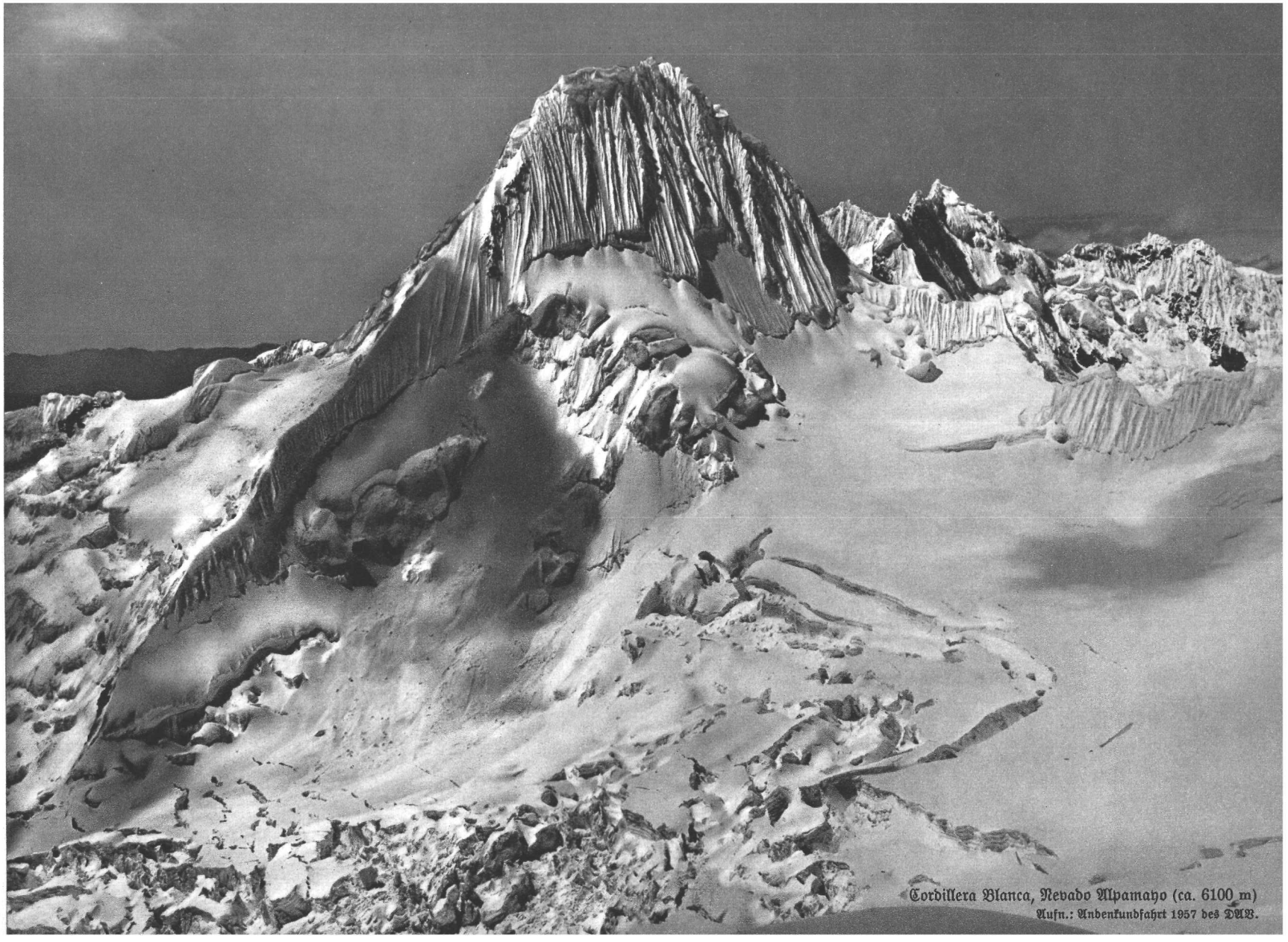
Gut ist es zwar am anderen Tage nicht, aber vielleicht reißt es noch weiter auf. Günter und Uckel gehen als erste Seilschaft, während Petrus und ich als zweite folgen. Die Verhältnisse am Grat sind schlecht. Angeblasener Schnee, leicht zusammengefroren, auf einer Eisunterlage. Oft bricht man durch, und es ist dann eine mühselige, atemberaubende Wühlerei, bis man wieder festen Untergrund gefunden hat. Ich befinde mich einmal ruckartig zwei Meter tiefer, als ich durch eine Wächte breche, die noch Uckel und Günter getragen hat. Durch bis zu 65° geneigte Rinnen und über große Wächten steigen wir langsam aufwärts. Die Zeit geht rasend schnell vorbei und wir sind uns bald darüber im Klaren, daß wir biwakieren müssen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit lösen sich die Nebelfetzen plötzlich auf und wir können zum ersten Mal die wundervolle Umgebung betrachten. Die drei Gipfel des Pucahirca leuchten zu uns herüber, während der Quitaraju von der untergehenden Sonne rot verfärbt wird. Doch schon wandern die dunklen Schatten vom Fuß des Quitaraja an aufwärts dem Gipfel zu und es wird für uns höchste Zeit, einen Biwakplatz ausfindig zu machen. Auf einer großen Wächte hauen wir uns eine Bank ins Eis und sind dann eifrig damit beschäftigt, auf dem Butangaskocher Schnee zu tauen und uns ein kräftiges Getränk zu bereiten. Bald schlüpfen wir unter den Biwaksack, denn wenn die Sonne einmal weg ist, wird es gleich empfindlich kalt. Fast 6000 Meter sind wir hoch und in der Nacht sinkt das Thermometer auf Minus 15 Grad ab. Ich bemerke jedoch nicht viel davon, denn ich schlafe die ganze Nacht herrlich durch. Die Folge davon: ich vergesse die Zehen zu bewegen und am Morgen sind sie vollkommen gefühllos geworden.

Zuerst über eine steile Blankeisstelle, die Uckel in ausgezeichneter Technik überlistet, dann auf eine große Wächte, — der Weiterweg aber sieht grausam aus. Über schmale Wächten, die im Reitsitz begangen werden müssen und steile Rinnen mit morschem Eis findet Uckel einen Weg bis unter die Gipfelwächte. Diese könnte man mit dem Bug eines Wikingerschiffes vergleichen, der nicht gerade vertrauenerweckend über dem Abgrund hängt. Einzeln nacheinander besteigen wir den Gipfel, alle zusammen wären eine zu große Belastung gewesen. Am 20. 6. 1957 morgens 11 Uhr stehen wir auf dem Gipfel des Nevado Alpamayo. Ein Traum ist Wirklichkeit geworden. Ein Ziel, das wir nur in unseren kühnsten Träumen verwirklicht sahen, das über allem stand, das uns die oftmals zermürbende Vorbereitung zur Expedition weiterführen ließ und das uns immer wieder neuen Antrieb gab, wenn wir vor Schwierigkeiten nicht mehr ein noch aus wußten. Der Erfolg war aber auch nicht zuletzt der Zusammenarbeit von vier Kameraden zu danken, die zu Freunden wurden.

Loyacjirca

Von Bernhard Huhn

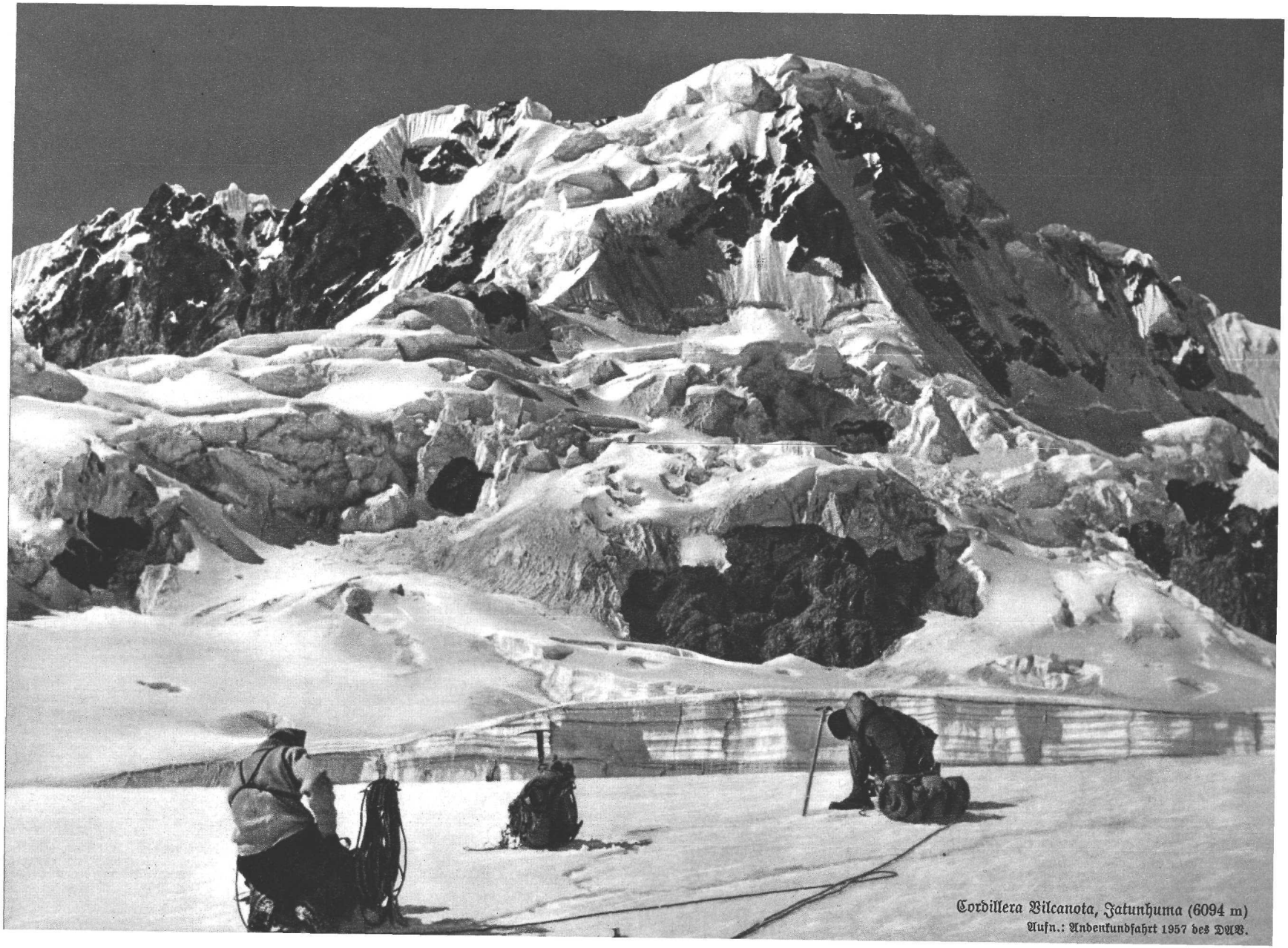
Langsam öffne ich die Augen. Im Zelt herrscht eine wohlige Wärme. Die Sonne steht bereits am Himmel. Von fern höre ich die Träger mit dem Aluminiumgeschirr hantieren. Nach und nach kann ich meine Gedanken ordnen — die vergeblichen Versuche am Alpamayo, dann der zweitägige Aufstieg zum Gipfel und jetzt das Erwachen im Lager 2 nach



Cordillera Blanca, Nevado Alpamayo (ca. 6100 m)
Aufn.: Andenkundfahrt 1957 des DAV.

TAFEL IX

TAFEL X



Cordillera Vilcanota, Jatunhuma (6094 m)
Aufn.: Andenkundfahrt 1957 des DAV.

einem tiefen erlösenden Schlaf. Endlich, nach der Besteigung, ist die unnatürliche Spannung, die uns auch nachts nicht mehr zur Ruhe kommen ließ, von uns gewichen.

Günter, der neben mir liegt, beginnt sich ächzend aus seinen Schlafsäcken, Daunenjacken und Pullovern zu schälen. Auch im Nebenzelt wird es lebendig. Horst kommt herüber und zeigt uns seine angefrorenen Füße. Die Zehen haben sich dunkelblau verfärbt und sind zu unförmigen Knollen angeschwollen. Horst hatte während der Besteigung selber nicht bemerkt, wie ihm die Zehen steif wurden.

Wir brechen das Lager 2 ab. Horst und Victor steigen zum Lager 1 hinunter. Günter, Petrus und ich errichten zusammen mit den beiden anderen Trägern einige hundert Meter weiter südlich ein Lager 3. Von hier aus haben wir einen wundervollen Blick auf die großartige Südwestflanke des Alpamayo. Doch als wollte er sich vor den gläsernen Augen unserer Kameras verbergen, beginnt er Wolken um sein majestätisches Haupt zu sammeln. In der Nacht kommt ein starker Sturm auf. Er droht unsere ungeschützt auf dem Gletscher stehenden Zelte wegzuwehen. Am Morgen sind die Zelte voll Schnee geblasen. Trotz des wolkenlosen Himmels tobt der Wind bis Mittag weiter. Weiß, fast farblos wie eine Wolke sticht der Alpamayo in den eiskalten Morgen. Bereits um 7 Uhr mache ich die ersten Aufnahmen, mit vier Fotoapparaten und allen Arten von Objektiven. Meine Finger werden gefühllos und schnell krieche ich wieder in meinen Schlafsack. Günter geht es heute nicht gut; er hat Fieber.

Ich blinzle nun aus dem Zelt zu einem Berg hinüber, der sich etwas weiter südlich erhebt. Eine schöne Firnflanke zieht von seinem Fuße ohne Unterbrechung bis hinauf zum Gipfel. Gestern habe ich schon mit Petrus gesprochen, da war er nicht abgeneigt mit mir zusammen einen Versuch am Berg zu unternehmen. Aber gestern war es warm und windstill und heute tobt der eisige Wind, der den Atem gefrieren läßt. Eigentlich bin ich froh, daß Petrus keine Anstalten macht aufzustehen. Doch schließlich kommt er dick vermummt aus seinem Zelt gekrochen und schlägt vor, den „kleinen Spaziergang" zu wagen. Durch knietiefen, windgepreßten Schnee stapfen wir dem Ostgrat des besagten Berges zu. Die einladende Nordflanke scheidet aus, da wir unsere Steigeisen bereits den Trägern mitgegeben haben. Nach einer zweistündigen einfachen, aber anstrengenden Kletterei über den Ostgrat erreichen wir gegen 12 Uhr den Gipfel. Unser Höhenmesser zeigt 5600 Meter an. Nachdem wir einige Fotos vom Alpamayo gemacht haben, steigen wir wieder ab. Wir nennen den Berg Loyacjirca, was nach dem Quechua-Dialekt unserer Träger leuchtender Berg heißen soll.

Mit dem meisten Gepäck schicken wir unsere Träger hinunter, während wir noch hierbleiben, um den Alpamayo bei Sonnenuntergang zu erleben. Zunächst werden die Schneeflanken des Berges gelb, dann von einem fast kitschigen rosafarbenen Licht übergossen, das sich im Laufe einer halben Stunde zu einem tieferen Rot verdichtet, so intensiv, wie ich es bisher noch bei keinem Alpenglühen gesehen habe. Plötzlich, von einem Augenblick zum anderen, ist der ganze Zauber verschwunden. Der Alpamayo steht bleich und unnahbar vor dem schwarzen Nachthimmel.

Bei Dunkelheit tasten wir uns an den Seilen zum Lager 1 hinunter. Mit uns geht die Erinnerung an einen Berg, wie man ihn auf unserer Erde wohl nur selten sehen wird.

Cordillera Vilcanota

Jatunhuma

Von Günter Hauser

Gelbe Puna so weit das Auge reicht. Nur fern im Süden steilt unvermittelt die langgestreckte Wand des Auzangate empor und gleichsam als Partnerin zu ihrer Linken die viergipfelige Kette des Cayangate. Und hinter der Pforte zwischen den beiden schneebedeckten Riesen säumen im Halbkreis stolze Fünftausender einen Talkessel ein. Dort bilden einige blaue Seen den Ursprung des Pachanta-Flusses, der durch die Pforte der weiten Puna entgegenströmt.

An einer dieser romantischen Lagunen unter dem gewaltigen Massiv des Auzangate steht ein großes weißes Zelt. Das ist das Hauptlager einer nordamerikanischen Expedition der Harvard-Universität. Schon fünf Fünftausender hat die tüchtige Mannschaft besteigen können, und eben sind vier Teilnehmer aufgebrochen, um den Auzangate von seiner Nordwestseite zu versuchen. Zwei blieben zurück und sitzen nun vor dem weißen Zelt am Ufer der blauen Lagune in der Sonne.

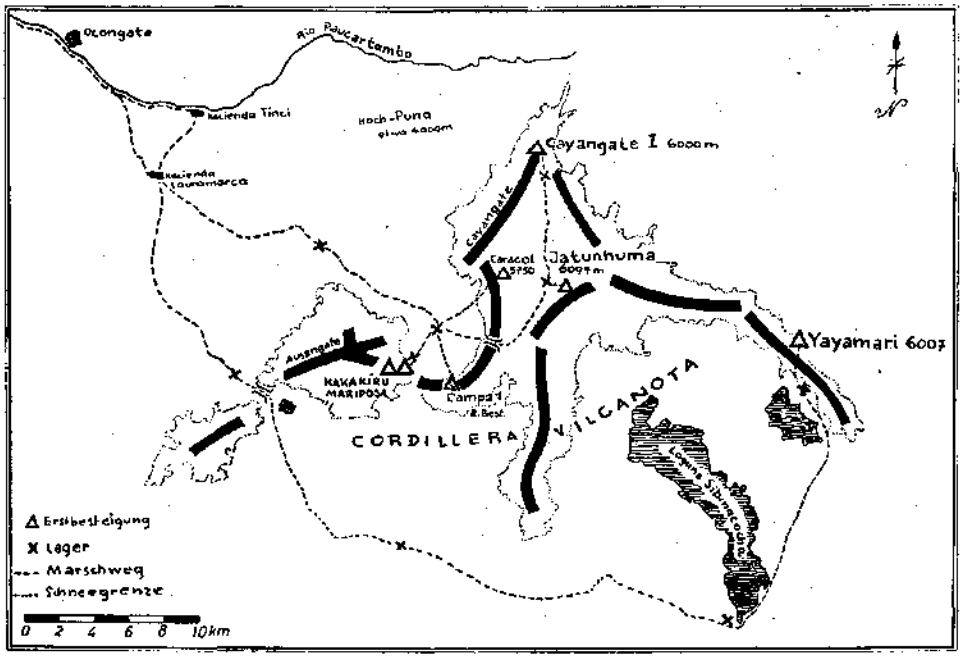
Über die Puna nähert sich unsere Expedition mit einer Kolonne von Trag- und Reittieren den Lagunen des oberen Pachantatales. Wir wollen hinüber zum 6142 Meter hohen Jatunhuma, dem höchsten noch unerstiegenen Sechstausender der Vilcanota. Plötzlich hält die Spitze der Kolonne, Eugenio zeigt über den See zu dem weißen Zelt und ruft erregt: „Los Americanos, los Americanos!" Wohl hatte man uns bereits in Tinki von der amerikanischen Expedition erzählt, doch wußte niemand zu sagen, wo sie sich befindet und welche Ziele sie verfolgt. Deshalb sind wir überrascht, hier auf das Lager der Amerikaner zu stoßen.

„How do you do", begrüßen wir die amerkanischen Bergsteiger, und höflich lädt man uns ein, Platz zu nehmen. Aber bald nimmt die Unterhaltung eine peinliche Wendung: „Wir haben den Jatunhuma versucht, aber kurz vor dem Gipfel mußten wir an einer Eiswand umdrehen, sie war zu schwer", erzählen uns die Amerikaner, und ich frage gespannt zurück: „Wollt Ihr einen zweiten Besteigungsversuch unternehmen?" „Yes", sagen sie, und wir schweigen betroffen. „Wir sind auch gekommen, um einen Besteigungsversuch am Jatunhuma zu machen" sage ich nach längerer Pause. Betretenes Schweigen auf beiden Seiten. Schließlich sprechen wir über andere Dinge und dabei erfahren wir, daß sie ferner einen 6067 Meter hohen Berg zum Ziele haben, der auch von uns geplant ist. Wieder entsteht eine peinliche Pause. Es sind die letzten noch unerstiegenen und freistehenden Sechstausender Perus, und monatelang haben sich beide Expeditionen darauf vorbereitet. Was ist zu tun?

Während wir uns weiter unterhalten, suche ich nach einem Ausweg. Ich glaube einen gefunden zu haben: „Überlaßt uns den Jatunhuma, wir lassen Euch den 6067 Meter hohen Berg (später Jatunriti = großer Schnee getauft). Kommen wir nicht hinauf, so versucht Ihr es und umgekehrt versuchen wir Euren Berg, falls Ihr den Gipfel nicht erreichen sollt". Die Spannung löst sich, erst zögernde, dann freudige Zustimmung auf beiden Seiten. Es wird keinen gefährlichen Wettlauf geben! Das „good luck", das wir uns gegenseitig zum Abschied zurufen, ist ehrlich gemeint. Und viel später in USA und Europa sollten wir noch gute Kameraden werden.

Im hintersten Winkel des Talkessels, wenig unterhalb eines flachen Schneepasses, errichten wir unser Hauptlager. Schon am darauffolgenden Tag überschreiten wir diesen Paß mit unseren drei Trägern, Eugenio, unserem bewährten Träger aus der Blanca, und zwei Indianern namens Canzio und Jan. Es sind prächtige Burschen und wir sind zufrieden mit ihnen; nur Canzio hat anfangs zwei Fehler: Angst vor dem Schnee und einen unstillbaren Hunger. Eben erst haben wir im Hauptlager ein kräftiges Frühstück zu uns genommen, und jetzt, nach einer Stunde Gehzeit, klagt er schon: „mucho hambre", großen Hunger. Aber seine Klagen verhallen ungehört, und unermüdlich steigen wir von der Paßhöhe hinunter auf den Jatunhuma-Gletscher und schinden uns dann über gleitende Geröllberge auf seinen Rücken hinauf. Dort, wo das Geröll aufhört und der ewige Schnee beginnt, errichten wir Lager 1. Unsere Träger schicken wir zurück und wir selbst stapfen anderntags mühselig durch den aufgeweichten Schnee, mal links, mal rechts den Spalten ausweichend. Unbarmherzig sticht die Tropensonne herunter, während wir uns mit den schweren Rucksäcken langsam der höchsten Kuppe des Gletschers entgegenschieben. Dort wachsen unsere Zelte direkt unter der zerrissenen Nordwand des Jatunhuma aus dem Schnee.

Noch ist die Sonne hinter den Bergen, da treten zwei dick vermummte Gestalten in den kalten, stürmischen Morgen. Bernhard Huhn und ich machen einen ersten Erkundungsvorstoß am Berg. Zuerst geht es gut durch einen Gletscherbruch hindurch, aber dann



stehen wir unvermittelt vor einer großen Spalte. Vorsichtig wird eine Schneebrücke mit dem Pickel betastet, dann langsam belastet, während der andere am sichernden Seil jede Bewegung aufmerksam verfolgt. Ein weiter Schritt, jetzt den Pickel in guten Schnee gerammt — die Spannung läßt nach, der Zweite kann nachkommen. Unser Atem keucht beim weiteren Aufstieg; immer wieder fallen wir in den Schnee und müssen rasten, eine Folge des Sauerstoffmangels. Ein Eishang wird mit Stufen überwunden und ein sich anschließender Schneegrat leitet uns unter einen Abbruch. Hier haben die Amerikaner ein Seil zurückgelassen, das uns jetzt sehr nützlich ist. Bald haben wir daran den Abbruch überwunden und unter unermüdlichem Stufenschlagen arbeiten wir uns zu einer Schneeplattform in etwa 5700 Meter Höhe empor. Für heute ist es genug, morgen werden wir die Besteigung wagen. Ein Blick hinauf zu der ungeheuren Eiswand aber, die den Gipfel wie eine Festung umgibt und an der die Amerikaner gescheitert waren, dämpft unsere Stimmung. Werden wir durchkommen?

Am nächsten Morgen sind es vier vermummte Gestalten, die die schützenden Zelte verlassen; Horst Wiedmann noch und unser amerikanischer Freund Ted Achilles, Sohn des Botschafters der Vereinigten Staaten in Peru. So rasch es die dünne Luft erlaubt, steigen wir in unserer gestrigen Spur wieder hinauf auf das Schneeplateau. Drohend hängt das gewaltige Eisbollwerk vor dem Gipfel über unseren Köpfen. Langsam krallen wir uns mit Pickel und Steigeisen der blauschillernden Wand entgegen, während unsere Augen eine schwache Stelle zu entdecken suchen. Vielleicht könnte die Spalte dort, die den ganzen Block durchreißt, einen Weiterweg vermitteln? Aber es kostet noch viel schwierige Eisarbeit, bis wir überhaupt zum Beginn dieser Spalte gelangen. Fünfzig Meter etwa ist sie tief und nur mit Hilfe von Eishaken können wir uns an einer Seitenwand entlangtasten. Dann scheint es fast so, als ob wir an einer überhängenden Eiswand im Innern der Spalte scheitern müßten, und als diese glücklich überwunden ist, werfen uns zusammenbrechende, morsche Schneebrücken immer wieder zurück. Doch dann wird es wieder hell. Wir treten aus der Spalte, der Weg zum Gipfel ist frei! Wohl sind es noch einige hundert Meter, aber sie sind nicht schwer, vielleicht mit der Besteigung des Montblanc vergleichbar, nur ist es anstrengender der dünnen Luft wegen. Die letzten Meter legen

wir gemeinsam zurück, und noch von der Anstrengung keuchend, reichen wir uns die Hand. Bald weht die kleine Flagge des Gastlandes und der Bundesrepublik am Pickelschaft. Ein Panorama von unbeschreiblicher Schönheit breitet sich rings um uns aus — die weißen Gipfel der Vilcanota und dahinter die unendliche gelbe Puna. Der Abstieg geht rasch und ohne Zwischenfall vonstatten und bereits bei Dunkelheit erreichen wir müde, aber glücklich die Zelte des Lagers 2.

Cayangate I
Von Günter Hauser

Zwei Tage nach der Besteigung des Jatunhuma brechen Bernhard Huhn, unser amerikanischer Freund Ted Achilles und ich mit schweren Rucksäcken erneut auf, um einen Versuch am 6035 Meter hohen Cayangate I zu machen. Man könnte diesen Berg mit einer weißen Ritterburg vergleichen, stolz und unnahbar. Nur ein wild zerrissener Eisbruch scheint vom Jatunhuma-Gletscher aus eine Aufstiegsmöglichkeit zu bieten, aber als wir an seinem Fuße stehen, stürzen immer wieder Eistürme krachend zusammen. Unmöglich! Jedoch am linken Rande des Bruches, teils im Fels, teils im Eis, kommen wir höher, wenn auch die Rucksäcke schwer drücken, die Tropensonne sticht und der Sauerstoffmangel den letzten Auftrieb zu rauben droht. Nur nach vielen Rasten gelingt es uns endlich, den Eisbruch zu überwinden und auf einem Gletscherfeld in 5700 Meter Höhe ein kleines Zelt zu errichten. In der Nacht können wir kein Auge schließen. Nicht etwa die Enge im Zelt und die Kälte sind schuld, die 12 Grad minus beträgt, sondern allein der Sauerstoffmangel.

Am Morgen spuren wir über das Gletscherfeld hinüber. Am Anfang geht alles noch gut, aber dann brechen wir bis zum Bauch im Bruchharsch ein. Ted, der noch nicht so geübt und akklimatisiert ist wie wir von der Blanca her, gibt auf und geht zum Lager zurück. Alle zehn Schritte wechselnd wühlen wir zwei uns weiter durch den heimtückischen Harsch. Der Atem rast, und manchmal will es scheinen, als ob wir den Gipfelaufbau nie erreichen würden. Aber wortlos gehen wir doch immer wieder weiter, stundenlang wie Maschinen. Nur Pfefferminze und ausgekaute Zitronen können uns noch erfreuen. Noch nie hat eine Besteigung so viel Energie und Ausdauer von uns verlangt, und zum ersten Mal in unserem Leben nehmen wir eine belebende Medizin: eine Tablette Cardiacol-Koffein. Leider müssen wir feststellen, daß die vermutete Aufstiegsroute auf den Gipfel, von der Nähe besehen, nicht in Frage kommt. Bleibt nur die 60 Grad geneigte Südflanke. Aber wie kommen wir über die Randkluft, die die Flanke nach unten abschließt? Weit hängt ihre Oberlippe über und nur unter großen Schwierigkeiten kann ich sie schließlich überwinden. In der Führung wechselnd, arbeiten wir uns höher, weichen nach rechts aus, als steiles Eis uns dazu zwingt, und steigen weiter gerade über die Flanke hoch. Endlich der Gipfelgrat. Wieder müssen wir hier bis zum Bauch im Schnee waten, aber als schwarze Wolken den Himmel verdunkeln und Schneetreiben einsetzt, haben wir den höchsten Punkt erreicht. Nicht lange verweilen wir, denn das Unwetter zwingt uns zu einem raschen Abstieg.

Kakakiru - Mariposa
Von Horst Wiedmann

Weit geht der Blick über die Puna, das goldbraune Grasland der südperuanischen Hochebene. Es ist die Heimat der Indios mit ihren Lama- und Alpacaherden. Darüber stehen die Eisberge der Cordillera Vilcanota. Der unbestrittene König der Vilcanota ist der Auzangate, dessen unverkennbare massige Gestalt uns als Wegweiser dient.

Seit Stunden schon reiten wir auf ihn zu, doch scheint er kaum näher zu kommen. Aber langsam schieben sich jetzt zwei andere Berge in unser Blickfeld, die, obwohl sie vom Auzangate weit überragt werden, kühn und einzigartig in ihrer Form sind. Der eine ist eine spitze, 5692 Meter hohe, mit Schnee und Eis überzuckerte Felsnadel, die wir Kakakiru (Quechua-Felszahn) tausen. Dahinter ragt eine Wand aus Eis in den blauen Himmel, als ob der Flügel eines riesigen, weißen Schmetterlings erstarrt wäre. Dieser Berg, 5818 Meter, bekam von uns den Namen „Mariposa" (spanisch Schmetterling).

Als Petrus und ich nach der Besteigung des Jatunhuma mit der Aufgabe ins Basislager zurückkamen, die 5000er rund um das Hauptlager auf ihre Besteigbarkeit zu untersuchen, kamen uns sofort der Kakakiru und der Mariposa in den Sinn.

Der Campa I, der nahe beim Hauptlager steht, versprach Einblicke in die möglichen Aufstiegrouten und wurde so unser erstes Ziel. Jürgen Wellenkamp hatte ihn 1953 als Erster bestiegen. Ein herrlicher Tag und die Gewißheit, genug Zeit zu haben, ließ den Gang auf den Campa I zu einem besonderen Erlebnis werden. Eine ausgezeichnete Sicht erlaubte uns, in Ruhe unsere Vermessungsarbeiten durchzuführen und anschließend noch lange auf dem Gipfel zu sitzen. Rings um uns die Eiswelt der Cordillera Vilcanota.

Über steile Schutthalden an der NO-Seite der beiden Berge steigen wir mühsam mit unseren Trägern Eugenio und Canzio aufwärts. Auf einem kleinen, wildzerrissenen Gletscher stellen wir an sicherer Stelle unser Zelt auf. Die beiden Träger müssen sofort wieder zum Hauptlager absteigen.

Über eine steile, unangenehme Eisrinne steigen wir am Nachmittag noch in eine kleine Scharte am Ostgrat des Kakakiru auf. Der Grat selbst ist aber so brüchig, daß er als Weiterweg nicht in Frage kommt. Als einzige Möglichkeit bleibt daher nur noch die mit Eis und Schnee durchsetzte Nordflanke.

Es ist 7 Uhr morgens und die Sonne scheint aufs Zelt. Wir haben verschlafen! So schnell wie möglich packen wir unsere Ausrüstung zusammen. Zuerst geht es wieder durch die Eisrinne, dann über ein schneebedecktes Felsband, das in die Nordflanke leitet. Über schnee- und eisbedeckte Felsen steigen wir langsam zum Gipfelgrat empor. Seillänge um Seillänge muß sorgfältig gesichert werden. Eine äußerst schwierige Querung über brüchige, vereiste Felsen bringt uns unter die Gipfelwächte, die allerdings sehr wacklig aussieht und nicht sehr vertrauenserweckend über dem Abgrund hängt. Vorsichtig kriecht einer nach dem andern, sich sichernd, auf den höchsten Punkt. Nur keine ruckartige Belastung, denn sonst würde die Wächte vermutlich abbrechen. In der Zwischenzeit ist es nachmittags 3 Uhr geworden. Rasch muß der Abstieg erfolgen, wenn wir nicht biwakieren wollen. Wir hasten in unseren Aufstiegsspuren abwärts. Da — bei der letzten Seillänge — reißt das Seil einen Felsbrocken los, der ausgerechnet Petrus' Kopf trifft. Stöhnend sinkt er in die Knie. Das hat uns gerade noch gefehlt. Er blutet stark aus einer Kopfwunde über dem Ohr. Schnell ist er notdürftig verbunden. Er nimmt alle Energie zusammen, und langsam gehen wir weiter. Es ist tiefdunkle Nacht, als wir unser Zelt erreichen.

Früh wache ich am nächsten Morgen auf und krieche aus dem Zelt. Petrus rührt sich noch nicht. Schnell wird der Kocher angezündet und der Schnee für das Frühstück getaut. Ich überlege mir währenddessen eine Anstiegsroute auf den Mariposa. Über die Randkluft müßte es gehen, dann durch die Felsrinne auf den Grat und über ihn zum Gipfel, das wäre die Lösung.

Im Zelt höre ich ein Rumoren. Petrus ist wach. Aber sein schmerzverzerrtes Gesicht belehrt mich, daß er für heute außer Gefecht gesetzt ist. Soll ich allein gehen? — Ich überlege lange. Verzichten? — Wenn solch ein Berg in greifbarer Nähe liegt! — Plötzlich hören wir Stimmen. Es sind Eugenio und Canzio, die zu uns heraufgestiegen sind. Da kommt mir die Idee, Eugenio mitzunehmen. Er hat sich doch schon einige Erfahrung bei den zahlreichen Expeditionen, die er als Träger begleitet hat, angeeignet. „Eugenio, hättest Du Lust, mit auf den Mariposa zu gehen?" Ich erkläre ihm genau den Weg, den ich nehmen möchte. Aber er lehnt ab. „Muy peligroso" (sehr gefährlich) meint er. Ich wende alle Überredungskünste an, aber er will nicht. Erst das Versprechen einer Sonderzulage von 50 Soles und die Einsicht, daß ich ihn unbedingt brauche, bewegt ihn mitzugehen. In der Zwischenzeit ist es spät, beinahe zu spät. Eugenio bekommt die Ausrüstung von Petrus, dann gehts im Eiltempo über den Gletscher. Eine gute Brücke über die Randkluft bringt uns rasch zum Anfang der Felsrinne. Obwohl der Fels sehr brüchig ist, kommen wir rasch voran. Ich möchte so lange wie möglich im Fels bleiben, aber Eugenio fühlt sich dort nicht sicher. Immer wenn es schwierig wird, klagt er über große Müdigkeit, und ich habe alle Mühe, ihn zum Weitergehen zu bewegen.

Der Gipfelaufbau ist sehr steil. Die letzten 300 Meter müssen wir mit Steigeisen gehen. Am Gipfelgrat selbst treffen wir Blankeis an. Ich schlage große Stufen, damit Eugenio sicher nachkommen kann. Aber auf einmal will er nicht mehr, unter gar keinen Umständen. Bis zum Gipfel fehlen höchstens noch 30 Meter. Ich sage ihm, daß er auf mich warten soll, schlage einen Eishaken, lege das Seil ab und binde es am Haken fest. Dann gehe ich allein weiter. Kurz darauf stehe ich auf dem Gipfel des Mariposa, 5818 Meter hoch. Schade, daß Eugenio nicht mit bis zum Gipfel gegangen ist. Ich mache ein paar Aufnahmen und will gerade wieder absteigen. Plötzlich höre ich hinter mir Eugenios Stimme. Es hat ihm keine Ruhe gelassen und er ist ohne Sicherung allein nachgestiegen. Schon will ich ihn wegen seines bodenlosen Leichtsinns schimpfen. Als ich aber das Strahlen in seinen Augen sehe, beglückwünsche ich ihn zu seinem Erfolg und sehe, daß er recht getan hat. Nun war auch für mich das Glück vollständig, das Glück, mit einem guten Kameraden einen Berg bestiegen zu haben.

Caracol

Von Bernhard Huhn

Gestern Abend kamen unser amerikanischer Freund Ted, Günter und ich von der Besteigung des Cayangate I zurück. Heute legen wir im Hauptlager einen Ruhetag ein. Es ist ein wunderschönes Gefühl, wenn man nach sechs Tagen und Nächten im Eis wieder Erde unter den Füßen hat. Unsere Tage hier oben sind gezählt, denn ein Blick in unser Verpflegungszelt sagt unseren knurrenden Mägen, daß sie nicht mehr allzuviel zu erwarten haben. Übermorgen erst kommt Federico mit seinen Mulas, um uns zur Hacienda Lauramarca zurückzubringen.

Unser Träger Eugenio, den wir bei unserer Rückkehr ins Hauptlager antrafen, erklärt uns, daß Horst und Petrus mit den beiden anderen Trägern gestern aufgebrochen sind, um die Berge auf der anderen Talseite zu erkunden. Immer wieder blicken wir deshalb zu der Gipfelwächte des Kakakiru hinauf und versuchen unsere Kameraden zu erspähen, aber wir können sie wegen der großen Entfernung nicht sehen.

Über unserem Hauptlager erheben sich einige formschöne Fünftausender. Der schönste wurde allerdings schon von der nordamerikanischen Expedition bestiegen, die ihm den Namen Pachanta gab. Aber links davon wäre noch ein kühner Gipfel.

Am 2. August steigen Günter, Ted und ich vom Hauptlager aus über einen mäßig steilen Gletscher zu einem nach Süden abfallenden Firnsporn des gewählten Berges, den wir später wegen seiner markanten Form Caracol, d. h. Schnecke, taufen. Über eine steile Flanke erreichen wir den Sporn; der Firn ist hart und wir kommen rasch voran. Nach einigen Seillängen geht der Sporn in eine steile Flanke über, wo eine mühsame Wühlerei durch tiefen Pulverschnee beginnt. Auf halber Höhe werden wir durch eine breite Eisspalte aufgehalten und nur eine fußbreite Schneebrücke vermittelt eine Übergangsmöglichkeit. Als Leichtester unserer Mannschaft habe ich die ehrenvolle Aufgabe, eine Belastungsprobe vorzunehmen, und zu meinem Erstaunen hält die Brücke das Gewicht aus. Erst beim Abstieg bricht sie unter Ted zusammen, doch kann er sich geistesgegenwärtig ans andere Ufer retten. Wir steigen nun direkt in der Gipfelfallinie weiter, um keine Lawine loszutreten. Langsam geht es aufwärts, so daß die über uns im blauen Himmel schwebende Gipfelwächte sich immer weiter zu entfernen scheint. Nach Stunden endlich sitzen wir in der Hohlkehle unter der Wächte im kühlenden Schatten. Mit etwas Phantasie könnte man glauben, sich in der Kanzel eines Flugzeugs zu befinden. Tief unter uns ein steil emporsteigender dünner Rauchfaden, wie aus einer Zigarette — das Lamamistfeuer unserer Träger. Eine kurze Linksquerung unter der Wächte bringt uns auf den Westgrat und über einen steilen Grataufschwung betreten wir gegen Mittag den Gipfel, 5619 Meter hoch. Ein wundervolles Panorama belohnt uns reichlich für die Anstrengungen. Da sehen wir plötzlich an einem Fünftausender des gegenüberliegenden Kammes zwei Punkte langsam bergan kriechen. Wie wir später erfahren, ist es Horst mit Eugenio bei der Besteigung des Mariposa.

Der Schnee ist weich geworden, als wir wieder absteigen. Dauernd bilden sich Stollen unter den Eisen. Um sie zu entfernen, müssen wir oft waghalsige Gleichgewichtsübungen auf einem Bein machen. Gegen Abend landen wir wohlbehalten und um ein schönes Erlebnis reicher wieder im Hauptlager.

Yayamari

Von Bernhard Huhn

27. Juli 1957. Als erste Menschen stehen wir auf dem Gipfel des Jatunhuma und sehen weit im Süden inmitten der Puna einen tiefblauen See, Sibinacocha, darüber einen Berg, dessen zerrissene Gletscherbrüche lockend zu uns herüberblitzen.

Viele Tage sind seither vergangen und längst ist unsere Expedition zur Hacienda Lauramarca, unserem Ausgangsstützpunkt, zurückgekehrt. Inzwischen ist auch die große Fiesta hier auf der Hacienda vorüber. Mit den letzten Festbesuchern sind wir ebenfalls aufgebrochen, weil wir der Lockung dieses Berges nicht widerstehen konnten. Horst Wiedmann und Frieder Knauß haben auf diese Tour verzichtet, um die vielen Kleinarbeiten der Expedition zu erledigen. Vier Tragtiere, zwei Reitpferde, die beiden Arrieros Federico und der kleine Eduardo, Günter, Ted und ich mit unserem Träger Eugenio ziehen als kleine Karawane durch die Hochtäler und über die Puna. Vier Tage lang dauert der anstrengende Marsch, bei dem wir zweimal Pässe von 5100 Metern überwinden müssen. Einsam ist es hier, nur Indianer, Lamas und Alpacas sehen wir. Manchmal peitschen uns heftige Schneeschauer in die Flanke und schwarze Wolken steigen auf der anderen Seite der Berge aus dem brodelnden Urwald empor. In 5000 Meter Höhe, in der Nähe der Laguna Cascara, bauen wir am Abend des vierten Anmarschtages unser Hauptlager auf. Yayamari nennen die hier lebenden Indianer den mit 6007 Metern vermessenen Berg, was in ihrem Dialekt Vater der kleinen Gewässer bedeutet.

Einen Tag später steigen Günter, Ted und ich mit Eugenio über den zerrissenen Yayamari-Gletscher zum Beginn des Nordgrates auf. Um bizarre Eistürme und über zahlreiche Spalten führt unser Weg auf und ab. Während am Vormittag das Wetter meist schön ist, treibt der Wind am Nachmittag große Wolkenmassen aus dem Urwald herüber, die sich über den Bergen als gewittrige Schneeschauer entladen. In 5300 Meter Höhe steht schließlich Lager 1. Noch 700 Höhenmeter trennen uns vom Gipfel. Siebenhundert Meter Steilhänge und blauglänzende Eisrinnen. Nach allen fünf Schritten beugen wir uns erschöpft über die Pickel und pumpen eiskalte Luft in die Lungen. Endlich liegen die letzten Eisbrüche unter uns. Fast automatisch setzen wir eine Fußlänge vor die andere. Dichter Nebel umgibt uns, als wir schließlich auf einer runden Kuppe stehen. Der Höhenmesser zeigt 6010 Meter. Sind wir auf dem höchsten Punkt oder nur auf einem Vorgipfel? Gespannt suchen unsere Augen den Nebel zu durchdringen, aber erst, als ein Windstoß die Wolken auseinandertreibt, sehen wir hinter einer Scharte den Hauptgipfel aufragen. Eine letzte Anstrengung noch, dann schütteln sich drei Freunde die Hände.

Rasch steigen wir durch die vereisten Rinnen des Gletscherbruches zu den schützenden Zelten hinunter. Der Abstieg wird durch Schneeschauer und diffuses Sonnenlicht erschwert. Um besser zu sehen, gehen wir ohne Schneebrillen. Aber das rächt sich bitter: wir werden alle drei schneeblind. Eine schlaflose Nacht, brennende und tränende Augen. Ein schwieriger Abstieg zum Basislager, bei dem uns die grelle Vormittagssonne unbarmherzig in die Augen sticht. Eugenio muß uns führen. Verschwommen nur sehen wir über unserem Yayamari pechschwarze Wolken heraufziehen. Alpacaherden kommen von den Bergen in die schützenden Täler. Neugierig strecken sie uns ihre langen Hälse entgegen und die Indiohirten, die uns verstohlen beobachten, schütteln die Köpfe und wissen nicht, was die Gringos eigentlich in dieser einsamen Gegend wollen. Der Yayamari ist der letzte Berg unserer Expedition, denn bald beginnt die Regenzeit. Wir brechen die Zelte ab und ziehen wieder als kleine Karawane über die weite Puna zurück nach Lauramarca.

Anschriften der Verfasser über Günter Hauser, Stuttgart, Rosenbergstraße 168

In der Puna de Atacama

(Altindianische Heiligstätten über 6000 m Höhe)

Von Mathias Rebitsch

(Mit 1 Bild, Tafel XI)

Die Wüste von Atacama erstreckt sich entlang der Andenkette über das nördliche Grenzgebiet von Argentinien und Chile über zehntausende von Quadratkilometern bis nach Südbolivien hinein. Sie ist das großartigste Vulkangebiet der Erde: Ein weites, baumloses, fast menschenleeres Hochland, das in seiner Nacktheit und Erstorbenheit und mit seinen Kratergesichtern vielleicht allein an eine Mondlandschaft erinnert.

Und doch gibt es Oasen des Lebens in dieser ausgeschlackten Puna de Atacama. Eine Hunderte von Kilometern lange Kette schwach vergletscherter Vulkankegel wächst dort aus der im Durchschnitt bereits 4000 Meter hohen Geröll- und Salzwüste beinahe bis an die 7000 Meter auf. Die von der Sonne ausgeschmolzenen Wässer der Eisflecken bilden am Fuße dieser Vulkane die einzigen, rettenden Süßwasserquellen und Grasinseln für die beschwerlichen Karawanenpfade der fast regenlosen Hochwüste und sind die Lebensspender der Siedlungen an ihrem Rande. Das mußte dem sonnenanbetenden Hochlandindianer, der sein Dasein lang um Wasser darbte, wie ein gütiges Geschenk seines Gottes erschienen sein. Nirgendwo sonst sah er das Wirken seiner obersten Gottheit, den Ursprung des Lebens, die großen, einfachen Zusammenhänge so unmittelbar und klar. Das Gedeihen seiner Pflanzungen hing allein von diesen Wasseradern der Eisberge ab. All das Leben kam von ihnen und von der Sonne. Es mußten für ihn heilige Berge sein! Und dort oben konnte er auch seinem Sonnengotte am nächsten kommen.

Somit waren in der Atacamawüste die Antriebe für den Menschen vorhanden, Stätten der Gottesverehrung auf ihren höchsten Gipfeln — der Sonne am nächsten — zu errichten. Auch die „technischen" Voraussetzungen waren gegeben. Die Atacamawüste gilt als eine der trockensten Gegenden der Erde und in keiner anderen ist die klimatische Schneegrenze an den Flanken der Berge so hoch hinaufgerückt wie dort — sie liegt zwischen 6000 bis 7000 Meter Höhe. Aber selbst ihre Erhebungen von solcher Größe sind meist nur fleckenhaft vergletschert, oder bloß auf der Schattenseite, ohne die Hülle einer geschlossenen Eiskuppe, also mit aperen, festen Gipfelböden. Und die Lavahänge dieser stumpfen Vulkankegel waren ohne besondere Ausrüstung, daher auch für den Indio, zu ersteigen.

Wir hatten von Gemäuer auf der Spitze eines ungefähr 6000 Meter hohen Berges in der Atacamawüste — des Cerro Gallan — erfahren. Den eigentlichen Sinn dieser Steinmale klarzustellen, war das Teilziel unserer ersten Atacama-Kundfahrt gewesen.

Am 5. Jänner 1956 fuhren Verena und Anders Bolinder — das schwedische Ehepaar —, der argentinische Bergsteiger Sergio Domicelj und ich von Buenos Aires ab. Nach Überwindung einer anfänglich ununterbrochenen Reihe von Mißgeschicken konnten wir von Fiambalá aus (Provinz Catamarca) mit zwei Arrieros (Maultiertreiber) und zwölf Tragtieren in Richtung San-Francisco-Paß, nach Norden, losziehen. Im Vordergrund unserer Pläne stand vorerst der Ojos del Salado, ein Vulkanberg, der in letzter Zeit durch eine sich hartnäckig erhaltende Sensations-Pressemeldung bekannt geworden war. „Neuen Messungen" zufolge sollte er den Aconcagua, als bisher höchsten Gipfel Gesamtamerikas, angeblich überragen. Dabei hatte bereits eine polnische Expedition, vor deren Leistungen in diesem Gebiet ich größte Achtung habe, den Ojos del Salado

1937 erstmals erstiegen, seine Höhe aber mit „nur" 6880 Metern ermessen. Die Ersteigung wurde von mancher Seite angezweifelt. Seither waren alle weiteren Versuche fehlgeschlagen.

Nach tagelangem Ritt über das Hochland legten wir unser Hauptlager bei den Höhlen von „Aguas Calientes" an. In 4150 m Höhe dringen dort unvermittelt warme Schwefelquellen aus dem staubtrockenen Geröll.

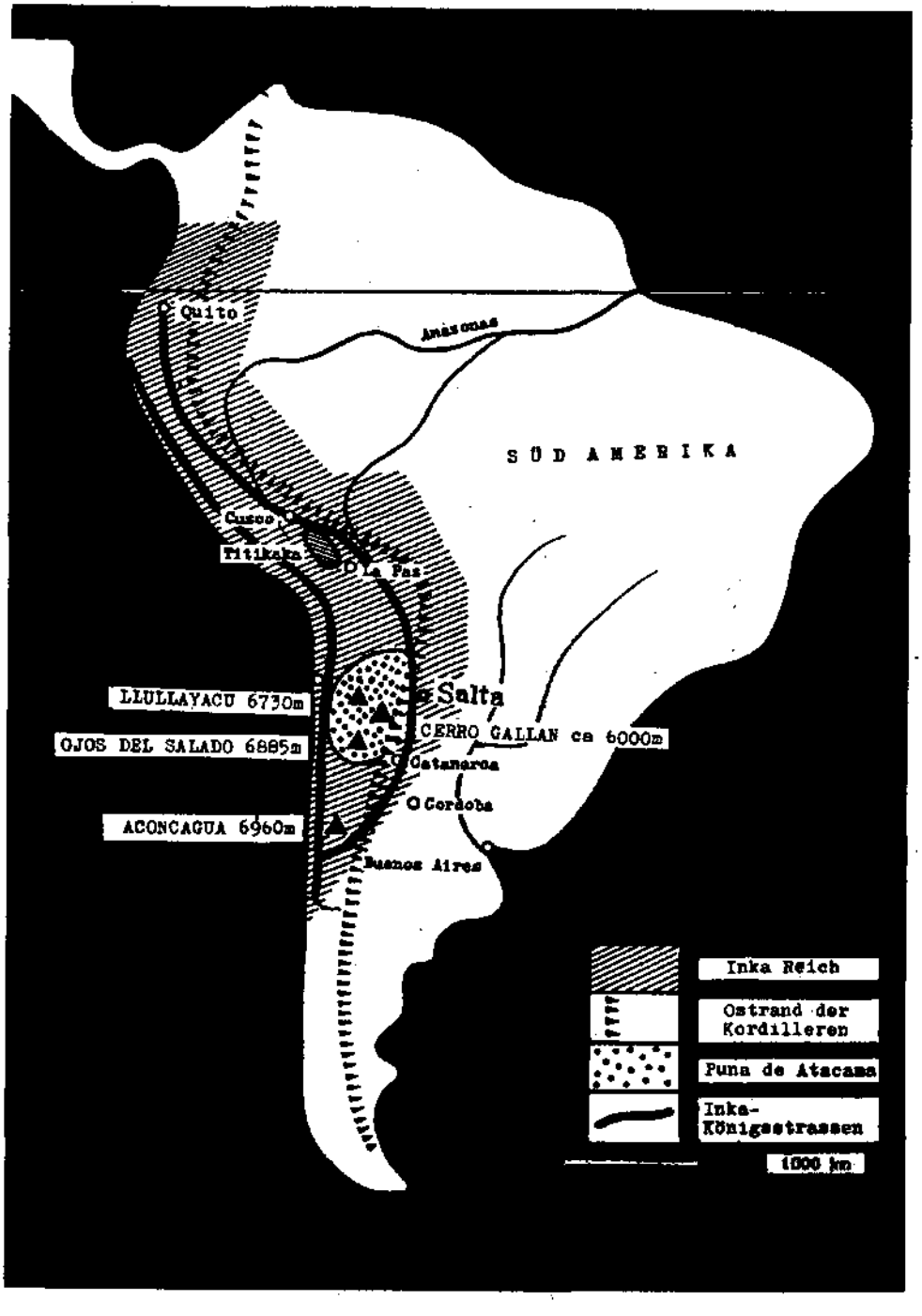
Sergio Domicelj, der berühmte Arriero Santos Carrizo und ich, wir reiten nach einem Wettersturz dem Ojos del Salado zum entscheidenden Angriff entgegen. Und zwar von Osten her, über den kürzesten, aber noch nie versuchten Weg. Bolinders haben Erkundungsaufgaben zu erfüllen. Sie dringen ausgreifend weiter nach Norden in das wenig bekannte Vulkangebiet um den San-Francisco-Paß vor. Wir reiten, immer über 4000 Meter hoch, durch eine seltsam kahle, lebenlose Landschaft von beklemmender Einförmigkeit. Schon lange sahen wir keinen Baum mehr. Nur an den Schmelzwässern, in der Nähe der Eisfelder, ist der Schutt manchmal mit spärlichen Büscheln von gelblichem Hartgras übersprenkelt und hie und da vergilbt eine Zwergdistel und die polsterbildende Llareta. Doch jetzt, gegen die Fünftausendmeterstufe zu, gibt es auch nicht mehr den kümmerlichsten Grashalm, keinen bescheidensten Vorreiter pflanzlichen Lebens, sondern nur noch nackte, grenzenlose Sandflächen um uns und sanfte Geröllrücken mit weitausschwingenden Tälern und die Riesenmaulwurfshügel erloschener Vulkane. Kein organisches Leben, kein Laut mehr. Höchstens der Schatten eines Kondors kreuzt noch unsere einsame Spur. Manchmal bleicht ein Tiergerippe im Sand.

Bei Tag und Windstille sticht die Sonne mit tropischer Kraft herab. In der Nacht jedoch dringt wieder lähmende Kälte durch die dünne Zeltwand herein. Schnell verströmt der humuslose Sandboden die aufgesogene Sonnenwärme des Tages.

Am Morgen schlummert die nackte Puna lange noch unter einem eintönig lehmigen Feldgrau. Aber gegen Mittag, wenn die Sonne Kraft bekommt, fängt sie an in einem wunderbaren Spiel der Farben wie zu erblühen. Aus dem Sandgrau lösen sich hauchzarte Pastelltöne — rosa, gelb, orange — heraus. Die sanften Hügel wirken wie mit Kreide überpudert. Die Farben werden kräftiger, satter, gehen in ein Braun, ein Ziegelrot, ein Purpurrot über. Am Nachmittag setzt sich das Violette durch, wird immer bestimmender, tiefer, kälter. Die Wolken verfärben sich. Der Himmel flammt in einem phantastischen Abendrot auf und wirft seinen Widerschein auf die toten Sandwüsten herab, als wäre es nicht mehr Wirklichkeit, kein Bild mehr von dieser Welt. Dann sinkt die Puna wieder in ihre graue Trostlosigkeit zurück.

Wir reiten immer weiter. Carrizo peitscht erbarmungslos die armen Tragtiere über einen Geröllpaß von 5300 Meter Höhe. Dann aber steht der Ojos del Salado uns unmittelbar gegenüber. Nur eine stumpfe Pyramide aus Lava, Schutt und Eis — aber eine Riesenpyramide, fast 7000 Meter hoch! Wie eine Vision ragt er mit weißen, kühlen Schneefeldern aus der ausgeglühten, dunklen Wüste auf. In 5400 Meter Höhe schlagen wir bei einem Eisfleck das Zelt auf. Don Santos reitet zurück.

Sergio und ich legen ein weiteres Hochlager (5600 Meter) in der Ostflanke des Ojos an. Wir schleppen dabei jedes Gramm an Ausrüstung und Proviant auf dem eigenen Rücken höher. Wir haben in dieser menschenleeren Wüste ja keine Träger. Das Ersteigen der Berge hier ist ganz anders als in den sonstigen, gewohnten Expeditionshochgebirgen der Erde, im Himalaya oder Karakorum. In den Kordilleren von Süd-Perú wachsen unvergleichlich schroffere Fels- und Eisberge ebenfalls aus einem Hochland von 4000 Meter Höhe bis weit über 6000 auf. Aber aus einem freundlichen Weideland mit einem dünnen Schleier von Gras, mit weidenden Herden von Llamas, mit Hirten und Indiohütten — aus einem Land mit Leben. Und dort fanden wir unter den höhengewohnten Ketschuaindianern sehr leistungsfähige Trägerkameraden. Hier in der Puna de Atacama gibt es nicht nur keine Helfer zum Schleppen der Lasten in die Hochlager, es gibt auch selten etwas, das wie in den Alpen das Auge erfreut und den zündenden Funken zum Angriff verleiht. Kaum jemals eine klettertechnische Schwierigkeit, eine erkennbare Ge-


Quito
Amazonas
SÜD AMERIKA
Cuzco
Titikaka
La Paz
LLULLAYACU 6730m
OJOS DEL SALADO 6885m
ACONCAGUA 6960m
Salta
CERRO GALLAN ca 6000m
Catamarca
Cordoba
Buenos Aires
Inka Reich
Ostrand der Kordilleren
Puna de Atacama
Inka-Königsstrassen
1000 km

fahr, die die Sinne wachhält. Hier gibt es in den Formen der Berge fast nur abstumpfende Gleichförmigkeit. Dazu der ständige Wind, der ewige, brennende Durst, äußerste Temperaturgegensätze, die stark spürbare Höhenmattigkeit. Es sind dies alles nicht unmittelbar wirkende, auf die Dauer aber sehr zermürbende Widerstände. Das Ersteigen ist hier meist nur ein lustloses, qualvolles Emporraufen, den unter der Last der überschweren Rucksäcke wankenden Körper Meter um Meter emporzuzwingen auf einer ekelhaften, unter den Füßen abgleitenden Schotterrutschbahn. Und doch ist dieses Hochland in seiner Fremdartigkeit, mit seinem Farbenzauber, seinen Oasen und erdfernen archäologischen Rätseln von seltsam fesselndem Reiz.

Es gibt noch andere Hindernisse. Da sind die „nieves penitentes", der „Büßerschnee". Diese Felder von oft einige Meter hohen und messerscharfen Dolchen aus glasigem Eis sind nur sehr kraftraubend zu durchbrechen und zwingen zu manchem Umweg. Auf einem flachen Sattel (6200 Meter) feuern wir die 30 kg schweren Rucksäcke von den wundgeriebenen Schultern in den Sand hinein. Der Sturm peitscht beißende Schwaden von Sandkörnern über den hartgepreßten Boden hin. In der Nacht zerreißt er unser kleines Leichtzelt. Bei Tagesgrauen steigen wir schleppend bergan. Aber Wind und Kälte sind zu durchdringend und bald verlieren Hände und Füße das Gefühl. Sergio, mein idealer Gefährte, leidet viel mehr darunter wie ich. Er ist ein hervorragender Bergsteiger. Aber er besitzt nicht meine bereits im Himalaya erprobte Sonderausrüstung. Er muß zurück zur Zeltruine und muß versuchen, in beide Schlafsäcke eingehüllt, wieder rettende Wärme in seine erstarrten Glieder zu bringen.

Ich steige allein weiter, mit matten, kraftsparenden Bewegungen. Eine oberste Gerölldecke ruht locker aufgeschichtet auf steiler, harter Unterlage und rutscht wie auf Kugellagern ab, sobald ich darauftrete. Zeitweilig krieche ich nur mehr auf allen Vieren gegen den Sturm an. Stundenlang stemme ich mich so gegen den zähen Winddruck durch eine fremde, erstorbene Umwelt. Krater- neben Kratermaul unter mir, nackte Lavahänge rundum. Höhenkrank wanke ich als ein Traumwandler wie durch eine Mondlandschaft. Der Nebel verschluckt mich. Ich habe die Orientierung verloren. Aber nach sieben Stunden verflacht sich der Steilhang und auf dem ganz eben gewordenen Rücken kann ich in den Dunstschwaden einen Steinmann erkennen. Einen Moment lang habe ich Hoffnung, es könnte ein Mal aus altindianischer Zeit sein. Ich entferne die obersten Steinplatten. Da kommt eine verrostete Ovomaltinebüchse zum Vorschein und in ihr eine weiße Karte mit zwei Namen: „J. Wojsznis, A. Szczepanski, 26. 3. 1937" — die polnischen Erstersteiger. Es war eine großartige Leistung, denn sie waren damals von der viel schwierigeren Westseite her gekommen. Nach fast 20 Jahren stehe ich am 2. Februar 1956, als erster Mensch wieder auf diesem vielumworbenen Gipfel und unser bergsteigerisches Hauptziel ist damit erreicht.

Mein Höhenmesser zeigt rund 6870 Meter an. Drei Monate später wurde der Ojos del Salado genau mit 6885 Meter von der „American Alpine Club Ojos del Salado Expedition" mittels Triangulation vermessen. Damit ist die Frage seiner Höhe endgültig geklärt. Der alte Aconcagua (6960 Meter) ist das Dach des Kontinents geblieben.

Mit weißgefrorenen Fingerspitzen irre ich an diesem Nachmittag durch den Nebel herab und finde endlich Sergio. Immer wieder war er in den Dunst hinausgerannt, um nach mir zu suchen. Seine Hände und Füße sind gerettet. Und der Gipfel gebührt ihm genau so wie mir. Er hat am meisten zum Erfolge beigetragen.

Wir kehren nach Fiambalá zurück und zockeln endlich an einem milden Abend in den Hof unseres Gastgebers in Fiambalá ein. Wir rutschen stöhnend am Pferdebauch herab und stelzen O-beinig mit dem Versuch letzter Haltung bolzengerade auf den nahen Ziehbrunnen zu. Nur mehr einen Gedanken — Trinken, Wasser und keinen Sattel mehr zwischen den Beinen ...

Sergio muß heim nach Buenos Aires. Später kommen Bolinders von ihrer großen Erkundung zurück. Sie hatten den Cerro Aguas Calientes (5620 Meter) erstmals erstiegen, ebenso den Incahuasi chico (6010 Meter), eine raumgreifende Erkundung durchgeführt

und damit die Grundlagen für weitere Unternehmungen im Gebiet des San-Francisco-Passes geschaffen.

Nun wenden wir uns höhentrainiert der zweiten Aufgabe zu — den Untersuchungen der geheimnisvollen Mauerwerke auf einem Hochgipfel der Puna de Atacama.

Ein Freund, der Salzburger Bergsteiger Dr. Rolf Dangl, hatte ein paar Jahre vorher einen auffallenden Vulkankegel drinnen in der Bergwüste erstiegen, den einzigen in weiter Umgebung mit Eisflecken auf seinen Kraterrändern — den Cerro Gallan, ungefähr 6000 Meter hoch. Als er seinen Fuß auf den höchsten Punkt des langgezogenen Gipfelgrates setzte, fand er zu seinem Erstaunen dort drei Mauerringe vor, mit Schutt bis oben zugefüllt. Dr. Dangl schrieb mir davon und wir wollten miteinander eine Grabung durchführen. Leider war er im letzten Moment am Mitgehen verhindert.

Verena und Anders Bolinder und ich, wir ziehen von Angastaco (westlich Salta) mit einem verläßlichen Arriero sechs erlebnisreiche Tage dem Gallan entgegen. Wir durchqueren ein hitzeversengtes Bergland. Wir reiten immer höher durch Schluchten und Täler und über Pässe und Steppen. Dann liegt der rötliche Trapezkoloß des Cerro Gallan vor uns. Von den Eisfeldern sickern Schmelzwässer über seine Flanken herab und ein glasklares Wiesenbächlein mit einem breiten Saum von saftgrünen Graspölstern umrandet den Fuß des Gallan. Vicuñas flüchten wie Gazellen ins Gehänge.

Wenn der Indio mit seinen Llamas durstgepeinigt über diese vertrocknete Steppe zog, sah er von weitem schon die Schmelzgerinnsel von den Firnflecken herunterziehen, als rettenden Bach die Wüste durchreißen und hinausfließen in die heißen, tieferen Ebenen, um Mensch und Tier und Pflanze zu tränken. Hier fand er Trinkwasser auf seinem langen, beschwerlichen Weg. Dankte und opferte er oben auf seiner Spitze? Vielleicht stammen die Steinmale am Gipfel aus der Herrschaftszeit der Inka her?

Die Inka, eine kriegerische, indianische Hochlandrasse, waren um das Jahr 1100 aus der Umgebung des Titikakasees aufgebrochen und hatten sich ein Großreich erobert, das von Quito in Ekuador über 4000 Kilometer weit bis an den Rio Maule in Mittelchile reichte. Sie durchdrangen dabei auch die Puna de Atacama. Um dieses Riesenreich militärisch beschützen und verwalten zu können, bauten die Inka ein großartiges Straßennetz. Ihre „Königsstraßen" führten, tausende Kilometer lang, mit Fernziel, gerade durch Wüsten und Steppen und Sümpfe und Urwälder und über eisige Hochpässe. Auf ihnen marschierten die Inkaheere, warteten die Postläufer mit gebundenen Sandalen, um die Staffette — den Befehl, die Zählschnur — mit der letzten Kraft ihrer Lungen so schnell als möglich weiterzutragen. Eine dieser königlichen Hauptstraßen lief der chilenischen Meeresküste entlang, die andere parallel dazu im Gebirge, am Ostrand der Puna de Atacama in der Nähe des Cerro Gallan, bei Salta, vorbei.

Als die Spanier unter Francisco Pizarro 1530 n. Chr. in Perú landeten und auf diesen Wunderstraßen gegen die Hauptstadt Cusco zogen, begegneten sie einem Staatsgebilde, das kein Gegenstück in der Alten Welt hatte — dem bis in die kleinste Zelle lückenlos durchorganisierten Sozial-Militärstaat der Inka, absolut regiert vom Gottkaiser, dem obersten Inka. Er leitete seine Abkunft von der Sonne her. Sie verehrten die Gestirne und beteten die Sonne als höchste Gottheit an.

Die Inka waren unerhörte Meister der Organisation gewesen und verständigten sich auch von Gipfel zu Gipfel über Hunderte von Kilometern durch Rauch- und Feuerzeichen — bei Krieg, bei Aufruhr — schneller wie ihre Postläufer.

Wir errichten ein Hochlager (5300 Meter) bei den Büßerschneefeldern einer Kratermulde. Anders und ich, wir schinden uns gipfelwärts. Dann sind wir auf seinem höchsten Punkt angelangt. Der Sturm fällt uns mit voller Kraft an, trotzdem, es ist ein erregender Augenblick für uns: Wir stehen vor den „grabähnlichen Gebilden", von denen Dr. Dangl berichtete:

Der gewachsene Lavafels wird überhöht von drei Mauervierecken, ungefähr 130×160 Zentimeter im Geviert — daß eine Mumie darin Platz fände — und bis über einen Meter hoch. Aus rohen Lavaklötzen aufgeschichtet und mit Schutt randvoll zugefüllt.

Wir beginnen mit äußerlichen Untersuchungen. Als erstes finden wir drei granitene Hammerköpfe. Es konnten nur Schlachtbeile — für Opfertiere? — gewesen sein.

Wir dringen in das Innere ein. Im ausgehobenen Material kommen dünne, angekohlte Aststrünke, verbrannte Knochensplitter und ein winziger Fellfetzen zum Vorschein. Wir lesen sie sorgfältig ein.

Vor Einbruch der Dämmerung stolpern wir über die weichen Lavaflanken zum Zelt hinab.

Am Morgen ist Bolinder von heftigen Magenbeschwerden befallen und körperlich davon stark angeschlagen. Immer wieder versucht er zähe, mir nachzufolgen, immer wieder taumelt er entkräftet zum Zelt zurück. Der zweite Tag am Gallan. Ich setze die gestrige Grabung im Mauerring fort. Die Stunden verfliegen. Ich bin schon fast am Boden angelangt. Da springt mir zwischen grauen Erdklumpen ein farbiger Punkt in die Augen. Es ist die kleine, flache Skulptur eines Llamas in stilisierter Darstellung, aus einem rötlichen Muschelmaterial herausgeschnitten. Und eine winzige Cocatasche. Weihegaben, symbolhafte Opfer! Und dann hole ich aus dem Dunkel der Jahrhunderte eine kleine Figur aus Silber heraus, in bunte, altindianische Miniaturgewänder gehüllt, der Kopf nach Inkahäuptlingsart mit einem Kranz von roten Papageienfedern umrandet. Ich halte ein „Idolo", insgesamt 15 cm groß, ein Götterfigürchen, allem Anschein nach aus der Inkazeit, in Händen.

Ich wende mich dem zweiten der „grabähnlichen Gebilde" zu. Und schaufle darin weiter, mit letzter Willensanstrengung, bis zum Abend durch. Es ist gefährlicher Raubbau an meinen Kräften — in 6000 Meter Höhe — und ich bin eigentlich am Rande der Erschöpfung. Doch dann löst der Spaten noch einmal eine kleine Göttergestalt heraus. Diesmal aus einem reineren Vollgußsilber. Die kräftigen Farben der puppenhaften, königlichen Kleidung, des roten Federkranzes sind ungebrochen frisch.

Es ist höchste Zeit für den Abstieg. Bolinder und der Arriero warten beim Zelt. Die Darminfektion von Anders hat sich gefährlich, ruhrartig verschlechtert. Er muß mit Don Antonio in das Hauptlager hinab. Aber noch ist das größte der drei „grabähnlichen Gebilde" droben am Gipfel nicht geöffnet. So bleibe ich allein im Hochlager heroben. Der Wind nimmt Sturmstärke an und schreit eine lange Nacht aus den Schnüren und Orgelpfeifen des Büßerschnees heraus.

Den dritten Tag grabe ich nun auf der windgepeitschten Gipfelschneide des Gallan, beim größten, letzten Mauerwerk. An die dreiviertel Meter dick ist die obere Schotterschicht durch Schneeschmelze und Gefrier beinhart zusammengekittet. Es ist völlig aussichtslos, von obenher durchzukommen. Mühsam trage ich die Umfassungsmauern ab und untertunnele in anstrengendster Wühlarbeit die Gefrierdecke von drei Seiten aus. Es geht dem Abend zu und ich bin am Ende meiner Kräfte. Da bekomme ich ein dünnes Stoffbündel, wie einen Priesterornat, zu fassen. Daraus schaut ein winziger, flacher Kopf, wieder aus der rötlichen Muschelschale geschnitzt, heraus. Ich robbe aus dem Erdloch zurück und betrachte den Fund im Licht. Da bricht sein zusammengefrorenes, zentnerschweres Gewölbe vor mir ein. Ein Zufall, das kleine Götterabbild hat mir das Leben gerettet ... Unsere Aufgabe ist erfüllt!

Im vorgefundenen Zustand waren die Mauerringe allen Anzeichen nach eine örtliche einfache Heiligstätte der Inka gewesen. Vielleicht aufgepfropft auf einem viel älteren vorzeitlichen Heiligtum. Mit Opferfeuern, mit Tieropfern, „Intis", dem Sonnengott am nächsten.

Nach der Heimkehr wurden die Figuren von maßgebenden Fachwissenschaftlern geprüft. Die Funde wurden u. a. als „kulturgeschichtlich außerordentlich wertvoll" bezeichnet, ihre Herkunft aus der Inkazeit und meine Annahme einer Opferstätte bestätigt.

Auf der chilenischen Seite der Puna, auf dem Cerro El Plomo, stieß man in 5300 Meter Höhe auf dieselben drei Mauerringe wie am Gallan. In einem dieser Ringe fand sich der mumienhafte Körper eines zur Inkazeit — vermutlich der Sonne — geopferten indianischen Knaben, im anderen eine im Stil und der Gewandung völlig gleiche Figur wie auf dem

Gallan — diese aus Gold. Größere Zusammenhänge zeichneten sich ab! Mit unserem Funde am Cerro Gallan war ein Tieropfer, mit dem am Cerro El Plomo ein Menschenopfer in altindianischer Zeit auf Hochgipfeln der Puna de Atacama bewiesen!

Von Freunden und aus der Literatur erfuhr ich von Mauerwerken auf weiteren Gipfeln der Puna, bis 6700 Meter hoch! Diese rätselhaften Steinsetzungen in so großer, lebenabweisender Höhe, die sicher aus vorkolumbianischer Zeit herstammen, zu untersuchen und ihre einstige Bestimmung zu erhellen, war die Hauptaufgabe meiner zweiten Expedition 1958 in die Wüste von Atacama gewesen.

Vorbereitung und Leitung lagen in meinen Händen. Teilnehmer waren: Guzzi Lantschner, der sich zum Ziel gesetzt hatte, einen Kultur-Farbfilm über den Ablauf des Unternehmens und über die Landschaft von Atacama und ihre Menschen abzudrehen, und Emo Henrich, beide aus Innsbruck. Dann mein Gefährte vom Ojos del Salado, Sergio Domicelj, und zeitweilig wurden wir von dessen Bruder Jorge (Buenos Aires) und den Männern des Club Andino del Norte, Josko Cvitanic, Milenko Jurcich und José A. Robles, aus Salta, begleitet.

Im Februar 1958 starteten Emo, Guzzi und ich wieder mit der Eisenbahn von Buenos Aires aus, auf der Linie Salta-Socompa-Antofagasta. Sergio sollte einen Monat später nachfolgen.

Die Österreichische Botschaft und die „Federación Argentina de Ski y Andinismo" hatten uns tatkräftigst alle Wege von vornherein geebnet. Wir schulden ihnen vielen Dank, ebenso dem Club Andino del Norte.

Salta, San Antonio de los Cobres. Caipe! Noch 70 Kilometer auf einem rüttelnden Lastwagen, und wir landen verstaubt wie Mehlsäcke auf der Schwefelmine „La Casualidad" (4150 Meter), dem Ausgangspunkt unseres Vorhabens. Von da aus unternehmen wir die ersten Vorstöße in die alte Atacamawüste hinein, in ihren ödesten, aber auch großartigsten Teil. Es ist das verwunschene Land der Salare, der riesenhaften Salzwüsten. Zehntausende Quadratkilometer nur harte, blanke Schollen aus grauem Salz. Aus der Ferne, von den Anhöhen aus, schauen sie aus wie richtige Seen, mit etwas milchig trüber, vom Winde gekräuselter Wasseroberfläche. Die Vorgaukelung von Wasser ist zeitweilig so vollkommen, daß man vermeint, darin sogar eine Spiegelung, Inseln und Buchten und Wellengang zu erkennen.

Aber manchmal kommen wir an bleiglatten, wirklichen Seelein vorbei, genährt von den unterirdischen Schmelzwässern der Eisberge. Aber es schmeckt nur brackig oder bitter wie Meerwasser, in abflußlosen, flachen Wannen unter dem Brennspiegel der Sonne verdunstend. An den Ufern bleibt ein heller Streifen ausgeschiedener Salzkrusten übrig.

Dann begegnen wir blütenweißen Schneefeldern, leuchtend wie feuchter, frischer Firn. Der Gringo möchte eine Handvoll davon in den trockenen Mund stecken — es ist wieder nur bitteres, reinstes Salz. Und da steht noch ein verzauberter Berg mit knallgelber Gipfelhaube, 5600 Meter mißt er. Seine vergoldete Kuppe besteht aus purem Schwefel!

Wir stechen mit einem Jeep von Casualidad aus in „See" — in das schattenlose Geröllmeer hinein. Zum erstenmale erblicken wir unseren Zielberg, den Llullayacu. In vollendeter Ebenmäßigkeit wächst er aus dem dunkelvioletten Hügelland in makelloser Neuschneeweiße unfaßbar weit in den stahlblauen Punahimmel hinauf. 6730 Meter hoch! Mit Felsgraten und Eiszungen.

Ein wunderbares Bergziel, das wie daheim zum Ersteigen lockt! Er spiegelt sich kristallklar in einem stillen, malachitgrünen See, der Laguna de Llullayacu wider. Ihre Ränder sind von einem lichten Salzstrand, von gelblichen Grasnarben umsäumt. Vicuñas äsen arglos am Ufer. Hochbeinige, rosige Vögel stelzen gravitätisch durch das seichte Brakwasser — Flamingos. Wieder einmal glaube ich, noch nie ein Bild so wunderbar einfacher, ruhiger Harmonie gesehen zu haben ...

Der Llullayacu, völlig alleinstehend, ist die beherrschende Berggestalt der nördlichen Puna de Atacama. Als die spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert in der Ferne an ihm vorbeizogen, sahen sie noch Rauch von seiner Spitze aufsteigen. Als Vulkan ist er erloschen,

aber seine Eisfelder senden wie ehedem ihre Schmelzwässer herab. Hundert Jahre vorher waren die Inka auf ihrem großen Eroberungszug nach Mittelchile daran vorbeimarschiert, hatten eine Heerstraße entlang der Küste, die andere im Osten, am Rande des Gebirges vorgetrieben. Mitten drinnen lag der Llullayacu. Gewiß war die Notwendigkeit einer Nachrichtenverbindung zwischen diesen beiden Hauptschlagadern dringend vorhanden. Der Gipfel des Llullayacu ist Hunderte von Meilen über die Puna hin zu sehen. Mit nur ein paar Gegenstellen könnte er Rauch- und Feuerzeichen von der Meeresküste bis zum östlichen Gebirgsabfall übermitteln. Spielte der Llullayacu diese Rolle in der inkaischen Nachrichtenübertragung?

Tatsächlich fand mein Freund Dr. Dangl, der eine zeitlang als Arzt auch auf der Mine „La Casualidad" beschäftigt war, auf seinem Gipfel zwei Rundmauern von den Ausmaßen kleiner Indiohütten vor. Er stieg mit Oberst Rudel und Dr. Morghen wieder zu ihnen hinauf. Rudel unternahm dann noch eine eigene Expedition zu diesen Gipfelmauerwerken. Neubert stürzte dabei tödlich in einer Eisrinne ab. Es mußte aber noch mehr auf diesem Llullayacu anzutreffen und zu klären sein. Sicher kam ihm eine besondere Bedeutung im religiösen Leben der Atacameños zu.

Viele Sagen der Indios kreisen heute noch um ihn und in den Gehirnen der Arbeiter von Casualidad spukt die gewohnte Geschichte von einem Inkaschatz, der von den Spaniern auf seinen Gipfel hinauf gerettet wurde.

Der Llullayacu ist jetzt schneefrei, nur seine drei Eisrinnen glänzen weiß aus braunem Lavafels auf. Über die östlichste Eiszunge, den üblichen Weg, wollen wir ihn ersteigen. Unser Hauptlager liegt auf 4800 Meter, ein weiteres haben wir auf 6000 Meter vorgetrieben. Es war ein zermürbender Marterweg mit den aufgeblähten Rucksäcken gewesen. Emo hat sich eine gefährliche Infektion im Halse mit hohem Fieber zugezogen und muß in das Basislager zurück. Morgen wird der Gipfel fallen! Aber genau an diesem Abend überzieht ein Unwetter die Puna, so unheimlich, wie ich noch keines dort erlebt hatte. Es schneit die ganze Nacht hindurch. An Filmen ist nicht zu denken. Guzzi steigt daher zu Emo in das tiefere Lager ab.

In der zweiten Nacht wächst der Schnee lautlos zu einer erdrückenden Mauer um mein Zelt. Ich habe Angst, in einer Lawinenfalle zu sitzen. Doch in der Frühe klart es auf. Ich will das Letztmögliche versuchen, auf den Gipfel mit dem schon bekannten Mauerwerk zu gelangen, ziehe eine Wühlspur über die Eiszunge — der tiefe Schneebelag gleitet in breiter Front unter meinen Tritten als Lawine ab — über einen Grat aus grobem, tief verschneitem Blockwerk, über einen steilen Schrofenhang. Alle Versuche ersticken im zähen, hüfthohen Neuschneebrei. Guzzi ist am Abend von unten heraufgekommen und wartet im Zelt auf mich. Emo ist noch fieberkrank. Vor Tageserwachen brechen wir auf, um den Gipfel von der entgegengesetzten, der Sonnenseite (Norden) her zu berennen. Wir queren endlos, abstumpfend die ganze Ostflanke, arbeiten uns dann ungemein kräfteverzehrend über abgleitendes Geröll und lockeres Blockwerk höher. 6400 Meter. Das Wetter verschlechtert sich. Filmen ist sinnlos geworden. Guzzi hat auch eine böse Nacht hinter sich und entschließt sich zur Umkehr.

Ein eisiger Sturm kommt auf, pausenlos treibt er Schwaden von stechenden Schneekristallen die Flanken herunter, mir entgegen. Ein einziges, weißes Fließen ist manchmal um mich, wie ein schäumender Wasserfall. Ein paarmal wirft es mich um. Tiefgebückt, unter der Sturmmaske hervor, sehe ich immer nur die nächsten paar Meter vor mir. 6500 Meter. Ein Holzscheit liegt vor meinem Fuß! Träume ich? Ich hebe das Gesicht gegen den Wind. Hundert Meter höher zeichnet sich ein schmaler Sattel und gegen den verhangenen Himmel graues Mauerwerk ab! Unter einem Felsüberhang ist ein Mauerviereck angelegt. Zwischen den Bausteinen eingeklemmt, ragen noch die einstigen Dachsparren hervor. Die Überreste einer menschlichen Unterkunft.

Nur schwer gelingt es mir, gegen die Stöße der Windböen auf die Schneide des Sattels zu gelangen. Da sehe ich auf seiner anderen Seite, ein paar Meter tiefer, wieder Gemäuer, verschneit und eingefallen. Das sind schon die Grundmauern einer kleinen Hausruine —

in 6600 Meter Höhe! Mit dem Feldstecher glaube ich im Schneeschauern weiter weg noch mehr Aufbauten, eine zugemauerte Höhle?, zu erkennen.

Es kommt wir unwirklich, wie im Traum, vor.

Zuerst suche ich methodisch die Umgebung ab, dann das Äußere der Anlagen, sammle Keramikreste und verkohlte Hölzer ein. Auch auf dem schroffen Felskopf darüber bilde ich mir ein, undeutlich Steinmale auszunehmen und versuche in schwieriger Kletterei an sie heranzukommen. Klamme Finger, Wächten und Schneetreiben weisen mich ab. Es ist 19 Uhr geworden. Neunhundert Meter unter mir erst wartet die Geborgenheit des Lagers I. Mit einer Auswahl von Holzstücken auf meinem Rucksack stolpere ich in die aufsteigende Nacht hinab. Der Sturm hetzt hinter mir her, bis ich nach einem qualvollen Gang die hartgefrorenen Klumpen meiner Schuhe durch den rettenden Stoffspalt des Zeltes nachziehen kann. Proviant und Kocher und Zündhölzer sind unter Flugschnee begraben.

Fünf Tage später sitzen wir wieder in unserem Lager I, 6000 Meter hoch. Emo ist nun ersichtlich am besten in Form von uns dreien. Morgen wird der Gipfel bestimmt fallen, das Wetter ist ruhig. Aber dann bricht unerwartet eine Sturmnacht über uns herein und überschüttet die flatternden Zelte mit einer Flut von Treibschnee. Das nebenan von Emo ist bis zum Giebel zugeweht. Er versucht, für uns alle etwas Warmes zu brauen, erstickt fast im beizenden Rauch des Trockenspiritus, bekommt keine Atemluft mehr zugeführt. Wir hören ihn stöhnen und sich erbrechen, schaufeln rasch den Einlaß frei. Es war höchste Zeit. Emo, ein vorbildlich aufopfernder und hilfsbereiter Kamerad, der immer an alle denkt, kocht trotzdem weiter. Am Morgen muß sein Zelteingang wieder von außen her freigemacht werden. Es geht Emo nicht gut.

Der Sturm orgelt mit unverminderter Heftigkeit weiter. Ein Versuch von mir, ihm entgegen zum Gipfel vorzudringen, scheitert nach sieben Stunden, nach ein paar hundert Metern Höhengewinn. Es ging knapp ohne Erfrierungen ab. Emo, der große Pechvogel der Expedition, wird, als Nachwirkung seiner gestrigen Rauchvergiftung, von würgender Übelkeit befallen und muß in das Basislager hinab. In der folgenden Nacht legt sich der Wind.

Guzzi und ich, wir haben uns anstrengend zu den Ruinen am Sattel (6600 Meter) hinaufgerauft. Er filmt, ich suche sie weiter äußerlich ab. Auf der Schneide des Sattels ist ein künstlich angelegter, enger Kreis von Steinplatten um einen schwarzen, senkrecht aufgestellten Basaltblock noch wahrzunehmen. Unter einer Steinplatte innerhalb des Kreises sind Büschel von trockenem Gras, Llamaexkremente und Kohlenreste verborgen. Eine Feuerstelle, zum Anzünden bereitgemacht. Wir mühen uns im Zeitlupentempo höher, zwischen jeden tappenden Schritt zwei, drei gierig saugende Atemzüge. Auf einmal wird das Gehen leichter, wie auf Steigspuren. Tatsächlich bewegen wir uns auf einer verfallenen Weganlage, mit ehemaligen Stützmauern, im Zickzack angeordnet. Hie und da liegt ein Holzscheit verkeilt auf dem Boden, das ein erschöpfter, höhengequälter Indiokuli vor einem halben Jahrtausend aus seiner Last verloren hat.

Der ebene Gipfelrücken — wieder stehen wir vor Mauerwerk! Es sind die verfallenen Seitenwände zweier kleiner, mannshoher Rundhütten, windundurchlässig und mörtellos aufgeführt. Die Dachsparren, aus einem harten, schweren Holz, sind zum Teil noch vorhanden. Hier, vor diesem Gemäuer, standen vor Jahren Dr. Dangl, Oberst Rudel und ihre Gefährten, von der entgegengesetzten Seite kommend. Rundum sind Aststrünke verstreut. Und etwa 30 Meter davon entfernt ist noch die Andeutung eines Doppelkreises von Steinblöcken zu erkennen. Wahrscheinlich waren dies die eigentlichen Feuerstätten.

Mit Bestimmtheit waren diese höchsten Steinbauten der Erde einst — vermutlich unter der Herrschaft der Inka — zeitweilig unter Zwang von Menschen besetzt, vom „diensttuenden" Indianer bewohnt, der die Anlage — Opferstätte? Signalstation? — zu warten, die Glut vor dem Erlöschen zu hüten hatte.

Wie weit mag man die Feuer in klaren Nächten gesehen haben? Welche dämonische Gewalt zwang den Indio in diese eisige, atemraubende Höhe herauf, in der der Sturm

Puna de Atacama, Altindianisches Mauerwerk in 6600 m Höhe am Llullayacu

Aufn.: M. Rebitsch

Kilimandscharo (5965 m), Blick vom Viermännerstein (4330 m), mit Lobelien im Vordergrund

Aufn.: H. Berger

oft tagelang rast, in den Nächten die Temperatur bis 20 Grad unter Null herabsinkt? Waren es nur Kräfte des Glaubens? Sonnenanbetung? Oder auch militärische Erfordernisse? Nachrichtenübermittlung? Der rücksichtslose Befehl des Inka, der auch seine Laufboten zu Tode hetzte? Hier, in fast 7000 Meter Höhe, stieg einst Opferrauch zum Himmel, flammten Feuerzeichen den Gestirnen entgegen und kündeten Fanale über die unfaßbare Weite der Puna hin von Krieg und Not. Was war das für eine einzigartige, untergegangene Welt in Sternennähe, vor deren Mahnmalen wir mit benommenen Sinnen und keuchenden Lungen wie träumend stehen? Wann, warum ging sie unter? Welch ungeheure Kraftentfaltung gehörte dazu, selbst diese einfachen Bauten hier zu erstellen, den Nachschub für den Lebensunterhalt ihrer Bewohner, für die Feueranlagen heranzuschaffen ...

Vielleicht vermögen die Ruinen tiefer drunten am Sattel Antwort auf alle Fragen zu geben. Ich muß wiederkommen.

Wir sind nach Casualidad „heimgekehrt", dann nach Tolar Grande weitergereist und haben den großen Salar de Arizaro mit einem Lastwagen überquert. Hundertzwanzig Kilometer nur verdurstete, hitzegeschundene Salzwüste und stets im Hintergrund die Fata Morgana der kühlen, verschneiten Eisberge, die das Gesicht von Himalayariesen angenommen haben. Rundumher ein einziges Flimmern und Glitzern, wie der Flitterschmuck eines Weihnachtsbaumes. Es sind die Lichter von Millionen spiegelnder Glimmerplatten.

Die Freunde aus Salta begleiten uns jetzt und räumen uns kameradschaftlich alle Schwierigkeiten aus dem Wege. Wir sind Gäste des Club Andino del Norte. Zur Onyxmine Arita sind Arrieros und Mulas für uns hinbestellt. Doch sie treffen nicht ein. Wir verlieren wertvolle Tage und ändern unsere Pläne. Wir müssen nun, in zwei Gruppen aufgeteilt, mehr in die Breite wirken. Emo und Guzzi suchen mit unseren argentinischen Bergkameraden weitere Hochgipfel nach Steinsetzungen ab, und Guzzi braucht natürlich neue Motive für seine Kamera. Ich kehre zum Llullayacu zurück, die Grabarbeiten bei den „Sattelruinen" zu Ende zu führen. In ein paar Tagen stößt dann Sergio, von Buenos Aires kommend, zu mir.

Zwei Tage lang habe ich 25-kg-Lasten über den Kreuzweg der morschen Geröllflanken hinaufgeschleppt und in 6150 Meter Höhe ein Hochlager unterhalb der Sattelruinen aufgebaut und mit Proviant versehen. Es ist fast windstill. Ich bin in ausgezeichneter körperlicher Verfassung und höhengewohnt wie noch nie. Dem Enderfolg steht nichts mehr im Wege. Ein letztesmal steige ich noch zum Hauptlager hinab, um eine Ladung Nahrungsmittel und Brennstoff hochzutragen und damit Sergio, der in den nächsten Tagen eintreffen wird, zu entlasten. In diesem Augenblick setzt die Pechsträhne wieder ein, in einer geradezu romanhaften Art: Der Leiter der Lagerpolizei von La Casualidad erwartet mich vor dem Zelt. Er hätte Auftrag, angeblich von „höchster Stelle", mich vom Llullayacu fortzubringen! Ich kann es nicht glauben und halte es anfänglich für einen Scherz. Ein Mißverständnis. Mißtrauen? — der „Inkaschatz"? Über dem Gipfel läuft die Grenze gegen Chile, Casualidad ist Militärzone. Ich habe zwar die offizielle Erlaubnis, sie zu betreten. Es mag auf Casualidad aber etwas unheimlich und unfaßbar erscheinen, daß ein Mann ganz allein am großen Berg inmitten der Wüste, in dieser Höhe gräbt und unglaubwürdig, daß dies nicht aus materiellen Gründen geschieht.

Dem Polizeimann erkläre ich, daß ich erst am nächsten Tag mit ihm gehen könne, da ich ja das Zelt herunterholen müsse. In der gleichen Nacht noch quäle ich mich unsagbar anstrengend im Mondlicht über das Trümmerfeld der Kare zu den Mauerzügen am Sattel hinauf. Vielleicht gelingt es mir, durch einen Zufall irgend etwas Entscheidendes zu finden. Ich kann aber den Innenraum nur stichprobenartig untersuchen, die Zeit ist viel zu knapp. Es war nur ein verzweifeltes Auflehnen gegen ein blindes, ungerechtes Geschick gewesen, der Versuch, auch das Letzte noch zu tun. Am Abend treffen Jeep, Polizia und ich in Casualidad ein. Und Sergio sitzt untätig in Caipe und hat Verbot, Casualidad zu betreten. Endgültig ist alles gescheitert, nach so vielen Anstrengungen und Opfern ...

Gerade will ich einen Lastwagen besteigen, um die Mine zu verlassen, da bremst ein Jeep kurz vor mir und heraus springt — Sergio. Wieder hat eine launische höhere Fügung eine neckische Wendung bereit: Als Sergio trübselig in Caipe wartete, hielt dort zufällig ein Staatszug mit dem Vizepräsidenten der Nation, Admiral Rojas. Sergio schilderte ihm die Lage und Rojas griff sofort ein, klärte Irrtümer auf und erließ strikte Anordnung, daß uns jede Unterstützung zu gewähren sei. So sind Sergio und ich wieder in Ehren zum Fuße des Llullayacu gebracht worden, haben in zweitägiger Qual noch einmal das Hochlager (6150 Meter) eingerichtet. Doch Sergio, einer der charakterlich wertvollsten Menschen, die ich je kennengelernt habe, und von großer körperlicher Härte, ist noch nicht an diese Höhe gewöhnt; er ist erst etliche Tage in der Puna, während ich mich schon einen Monat lang da oben herumtreibe. Er tut das Menschenmögliche, aber er ist höhenkrank und fiebert stark. Ich bestürme ihn, sich tiefer unten im Hauptlager zu erholen. Es fällt ihm sehr schwer, mich allein zu lassen.

Drei Tage lang grabe ich bei der Hüttenruine in 6600 Meter Höhe. Doch die verlorenen Tage sind nicht mehr einzubringen. Das Wetter hat umgeschlagen und eisiger Wind und lähmende Kälte lassen mich keine Stunde mehr los. Ich arbeite mit allerletztem Willenseinsatz, mit keuchendem Atem, mit dumpfem Schädel und hämmernden Pulsen in dieser sauerstoffarmen Höhe, bis an den Rand des Zusammenbruches.

Die mörtellos, zum Teil aus rohbehauenen Steinen aufgeschichteten Umfassungsmauern messen 6 Meter in der Länge, 4 in der Breite, sind an der Basis 1 Meter dick, doppelwandig, in der Mitte durch eine Zwischenlage von dürrem Gras und Sand abgedichtet und mittels Strohgeflecht verfestigt. Anfangs trage ich die talseitige Grundmauer ab und bekomme so eine Bahn für den weiteren Aushub frei. Dann entferne ich die durcheiste Schneedecke des Innenraumes und wälze die schweren, herabgestürzten Steinklötze fort. Ein angemodertes Holzdach kommt zum Vorschein. Ich zerre einen Sparren von 4 Meter Länge, einen richtigen, dünnen Baumstamm, darunter hervor, breche die zusammengeeisten Kaktusbretter auf. Die Rückwand ist bereits 3 Meter hoch freigeworden. Schon kann ich sondierend aus dem Hohlraum einer Ecke einen feinen Maiskolben, Tonscherben, Kohlenreste heraufholen und all die Dinge, die seine einstigen Bewohner hier zurückließen, müssen nun bald zutage kommen. Lediglich eine letzte Schuttdecke trennt mich noch davon. Da stoße ich auf die gleiche undurchdringliche, zementharte, glasige Schicht von Eis und Schutt wie am Cerro Gallan. Doch sie läßt sich nicht untertunneln. Ich muß aufgeben.

Die Dämmerung hüllt mich ein, Schneeschauer treiben über den Sattel hinweg. Zum Letzten ausgeschöpft, torkle und rutsche ich über frischverschneites, tückisches Blockwerk, durch eine nächtlich bleiche Winterlandschaft zu meinem Zelt hinab. Und in dieser Sturmnacht geht es um mein Leben. Ich breche zusammen. Von Höhenhusten geschüttelt, von Übelkeit und Erbrechen gewürgt, bin ich am Ersticken — und ich empfinde die Todesangst in dieser grausamsten Form. Eine Ewigkeit scheint es mir. Es geht um meine Füße und Finger. Ich vermag sie vor dem Erfrieren zu retten.

Verabredungsgemäß führt uns der Jeep nach Casualidad zurück. Sergio wäre bereit gewesen, noch einmal hochzusteigen, aber ich bin angeschlagen, körperlich ausgehöhlt, die Fingerspitzen weißlich und empfindlich, die Zehenkuppen fast ohne Gefühl — und der Winter steht vor der Tür.

Inzwischen erstiegen Henrich, Lantschner, Cvitanic und Furcich den 6080 Meter hohen Aracar, der sich als ein gigantisches Bollwerk in die Salzebene des Salar von Arizaro vorschiebt. Es war ein erster bergsteigerischer Vorstoß in diese lange Kette „unerstiegener" Sechstausender gewesen. Sie fanden auf seinem höchsten Punkt Zeugen der indianischen Vergangenheit: Eine künstlich mit Steinplatten ausgelegte Plattform und Bündel armdicker Holzprügel. Und es schien ihnen, als ob am gegenüberliegenden Rand Gemäuer über dem dunkelblauen Kratersee aufragen würde. Als nächsten bezwangen sie gegen stürmischen Wind den erloschenen Vulkan Antofalla (6100 Meter). Auch hier trafen sie Zeichen eines seltsamen Kultes aus sagenhafter Zeit an: Einen eirunden Kranz aufrecht

stehender Steine, in seiner Mitte einen monumentartigen Kegel, aus Blöcken zusammengesetzt. Und daraufgestellt einen länglichen Stein, lotrecht, zur Sonne weisend.

Mit Sergio reite ich unseren Freunden nach. Dann ziehen wir vereint über einen freundlicheren Teil der Puna, zur Salina de Antofalla, an Quellbächen entlang, an Grasinseln unter Eisbergen vorbei. Immer wieder begegnen wir an Oasen der Hochsteppe Spuren einstiger Siedler — Mauerresten, Faustkeilen, Hammerköpfen aus hartem Gestein, Pfeilspitzen aus Obsidian.

Wir lagern im Tal von Tebenquicho, bei den versunkenen, einfachen Ruinen einer größeren Siedlung — von Menschenhand gebrochen? Vom Flugsand der Jahrhunderte verweht, im Bachschutt ertrunken ...

Wir grübeln vor merkwürdigen Steinkreisen, vor parallelen Reihen kleiner Rundblöcke, vor roh zubehauenen, niedrigen Säulen — kultische Sinnbilder, deren Bedeutung uns verloren gegangen ist. Die heute fast menschenleere Puna von Atacama muß einstmals an manchen Punkten viel stärker besiedelt gewesen sein. Wir wissen nicht, weshalb sie vom Menschen verlassen worden ist, welche Verhängnisse über sie hereingebrochen sind.

Henrich und ich, wir ersteigen noch den breiten Gipfel Tebenquicho (5800 Meter) über der toten, „verlorenen Stadt". Auch dort oben stellen wir niedrige Steinsetzungen, einen Kreis von Blöcken, ein Bündel von dürren Hölzern fest. Emo ist nun in Hochform und es fällt mir schwer, mit ihm Schritt zu halten.

Die Expedition in der Puna geht zu Ende. In Buenos Aires schließt sich der Kreis.

Von all den Anlagen auf den erstiegenen Gipfeln haben wir Proben von Holz mitgenommen. Nach der „Carbon 14"-Methode kann ihr Alter und damit die Kulturepoche, aus der die Mauerwerke herstammen, bestimmt werden. Wir haben sie mitsamt dem weiteren herabgebrachten archäologischen Gut zuständigen Instituten übergeben. Eine endgültige Aussage über deren einzelnen, letzten Sinn — Opferstätten?, Signalanlagen? — kann aber erst nach abgeschlossener Auswertung unserer Funde und Beobachtungen durch Fachwissenschaftler getan werden. Neue Zusammenhänge wurden sichtbar gemacht und neue Fragen aufgeworfen. Von manchem weiteren Gipfel sind Steinmale bekanntgeworden. Die Aufgabe dort wird immer größer und sollte weitergeführt werden.

Eigentlich ist damit auch ein neues Kapitel in der Geschichte des Bergsteigens aufgeschlagen. Die Berge der Puna de Atacama wurden aus verwandten Beweggründen erstiegen, Jahrhunderte schon, bevor bei uns der Alpinismus erwachte!

Für ihren Beitrag zum Gelingen der beiden Fahrten möchte ich noch allen Förderern herzlichst danken. Besonderen Dank schulde ich dem Gastland Argentinien!

Anschrift des Verfassers: Mathias Rebitsch, Innsbruck, Haydnplatz 1

Ostafrikanische Gletschervulkane

Studien und Bergfahrten am Kibo, Mawensi und Mount Kenia

Von Herfried Berger

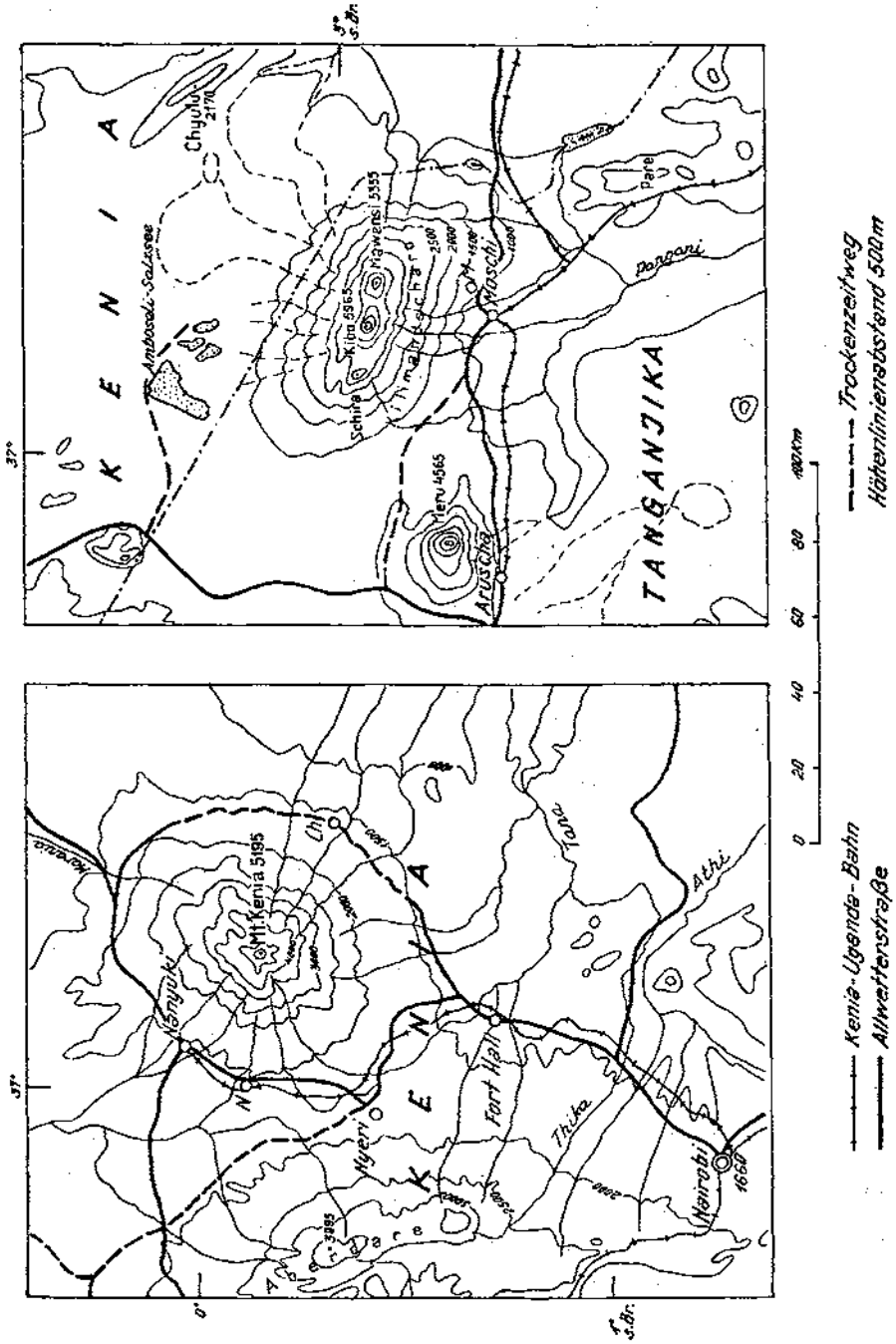
(Mit 1 Bild, Tafel XII)

Das ostafrikanische Hochland hebt sich binnenwärts in einer Riesentreppe von 500 m bis auf 1900 m. In einer Höhenlage von 1200 m breiten sich die eintönigen, flachwelligen Rumpfflächen des Inneren aus; das Landschaftsbild erscheint von waagrechten Linien beherrscht. In diesem Kernraum verdichtet sich die Vegetation von der wildreichen Savanne zum Regenwald, der blockweise den Feldern der eingeborenen Hackbauern und den Kaffee-, Tee- und Sisalplantagen der europäischen Farmer weichen mußte. Hier herrschen Lebensgunst, ausreichende Feuchtigkeit infolge zweier Regenzeiten und daher verhältnismäßig dichte Besiedlung.

Im strahlungsreichen, durch nächtliche Abkühlung erfrischenden Höhenklima erwuchs die Hauptstadt von Kenia, Nairobi (1660 m). Dieser Massai-Name, der „kalt" bedeutet, weist auf die Gunstlage trotz Äquatornähe hin. In der offenen Lavalandschaft von Athi, am Rande der Grasebenen und des feuchteren Waldanstieges vor sechzig Jahren als Eisenbahnsiedlung angelegt, ist Nairobi heute ein erstrangiger zentraler Ort mit 190.000 Einwohnern. Er beherbergte 1957 rund 17.000 Europäer, das ist ein Drittel aller Weißen Kenias bzw. ein Fünftel aller weißen Bewohner Britisch-Ostafrikas. So ist Nairobi die größte Europäerstadt in diesem Länderraum bei einem Bevölkerungsverhältnis von 6:4:1 zwischen Afrikanern (vorwiegend Kikuju und Massai), Asiaten (Inder, Araber, Goanesen) und Europäern. Kennzeichnend für das Stadtbild ist das Spannungsfeld zwischen diesen Rassen und Kulturen. Im Distrikt „Pumwani", dem Negerviertel am Ostrand der Stadt, begegnet man noch Kegeldachhütten aus Lehm und Pennisetumstroh sowie dürftigen Wellblechbuden. Ein völlig anderes Gepräge zeigt das Stadtviertel der Inder. Sie kamen als Pflanzkuli oder während des Baues der 940 km langen Stammlinie der Kenia-Uganda-Bahn um die Jahrhundertwende ins Land und haben im Laufe der Zeit den Großteil des Handels und Geldwesens in die Hand bekommen. Indische Ladenstraßen mit ebenerdigen Dukas schieben sich nun vom Geschäftsviertel und einstigen Bahnlager „Pangani" in den alten städtischen Mittelpunkt, wo die prächtige Jamina-Moschee, die Markthalle und zahlreiche Bankhäuser stehen. Der Grüngürtel entlang des Nairobi- und Mathari-Flüßchens und ein Waldkranz auf den Anhöhen der nordwestlichen Bezirke bilden begünstigte Standplätze für die Landhäuser der europäischen Stadtteile „Parklands" und „Muthaiga". Hier blickt der Besucher gern über blumenreiche Gärten auf den teilweise amerikanisch anmutenden neuen Stadtkern mit seinen Hochhäusern. An die Gebäude der Verwaltung in der stattlichen 6. Avenue reihen sich Zweckbauten der Wirtschaft, wie auch bei uns von Fahrzeugen ringförmig umlagert.

Diese von pulsendem Leben erfüllte Tropenstadt ist der beste Ausgangspunkt für Studienreisen und Bergfahrten im östlichen Hochafrika[1], denn sie liegt im Schnittpunkt

[1] Im Rahmen der Österreichischen Ostafrika-Kundfahrt 1957, an der die Bergsteigergruppe F. Moravec, St. Pauer, J. Pfeffer, K. Prein und der Verfasser als Geograph teilnahmen, konnten wissenschaftliche Arbeiten und Gipfelbesteigungen in Kenia, Tanganjika und in zum Teil noch wenig erforschten Gebieten von Uganda durchgeführt werden.


K E N I A
Chyulu 2170
Ambosoli-Salzsee
Mawensi 5355
Kibo 5965
Schira
Moschi
Pare
Pangani
Meru 4565
Aruscha
TANGANJIKA
37°
3° s.Br.
Mt. Kenia 5195
Chi
Nanyuki
Nyeri
Fort Hall
Thika
Tana
Athi
Nairobi 1660
Aberdare
0°
1° s.Br.
0 20 40 60 80 100 Km
Kenia-Uganda-Bahn
Allwetterstraße
Trockenzeitweg
Höhenlinienabstand 500 m

der Bahnlinie Hafen Mombasa—Kisumu (am Viktoriasee) mit Allwetterstraßen und Trockenzeitwegen, die rasch an die Gebirge heranführen.

Jedes der drei Länder Britisch-Ostafrikas besitzt bekanntlich einen beherrschenden Gletscherberg: das Protektorat Uganda das gipfelreiche Kristallinmassiv des Ruwenzori (5119 m), die Kronkolonie Kenia den stark zerstörten Gletschervulkan Mount Kenia (5195 m) und das UNO-Treuhandgebiet Tanganjika (ehemals Deutsch-Ostafrika) den mächtigsten eisbedeckten Vulkan des Erdteils, den 5965 m hohen Kilimandscharo. Die beiden letztgenannten wurden während unserer Kundfahrt in der großen Trockenzeit aufgesucht.

Die helle Schneekrone des Kibo, der dunkle Mawenzi und der stark eingeebnete Schira im Kilimandscharogebirge bereiten keine besonderen bergsteigerischen Schwierigkeiten, dagegen ist die Bezwingung der kühnen Doppelgipfel des Mount Kenia, Batian und Nelion, nur Geübten möglich. Es bieten sich unseres Wissens sogar noch einige ungelöste Aufgaben: die südwestschauende Eiswand des Kibo und die Nordostabbrüche des Mawenzi, sowie in der Keniagruppe die 500 m hohe Batian-Nelion-Nordostwand und die Felsnadel des „Petit Gendarme". Ebenso ist die Erforschung der Gebirge noch nicht abgeschlossen; so sind z. B. die sichere Altersstellung der Vulkane und die Frage der Eruptionsfolge oder der Rückzug der Gletscher offene Fragen. Es mangelt überdies an einer allseitigen geographischen Darstellung und genauen topographischen und geologischen Kartenaufnahme. Die bisher erreichbaren neueren Formlinienkarten des Kilimandscharo 1:100.000 (Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen, Zürich 1953) und Mount Kenia 1:25.000 (Survey of Kenya, Nairobi 1957) lassen zu wünschen übrig.

Erst in einem verhältnismäßig späten Entwicklungsstadium des Alpinismus rückten die ostafrikanischen Gletschervulkane in das Blickfeld bergsteigerischer Erkundungstätigkeit. Afrikas höchste Erhebung, die Kaiser-Wilhelm-Spitze, erinnert an die Zeit deutscher Erschließung und die erfolgreichen Gletscherfahrten H. Meyers und L. Purtschellers vor siebzig Jahren. Seit jenem 6. Oktober 1889 haben vor allem die Gletscher des Kilimandscharo und Mount Kenia, wie F. Jaeger, E. Nilsson, C. Troll und P. C. Spink zeigen konnten, aber auch die Höhenangaben wiederholt Veränderungen erfahren. Nach den neuesten Messungen beträgt die Höhe des Kibo 5965 m (bisher 6010 m), des Mawenzi 5355 m (5333 m), der Kenia-Hauptgipfel Batian 5195 m (5209 m) und Nelion 5183 m.

Einen vollständigen geschichtlichen Überblick über die Besteigung des Kilimandscharo bis zum Jahr 1926 vermittelt W. Methner in der Zeitschrift des DuOeAV, 1930. Die sogenannten „Bergsafari" halten sich immer noch an den üblichen Anstiegsweg zum Kibo von Süden her. Die anderen Gebirgsflanken sind heute ebenso einsam wie jemals und manche lohnende Bergfahrt ist dort zu unternehmen. Auch die zinnengekrönte, halbkreisförmig hingelagerte Mauer des Mawenzi bietet mit ihren Graten, steilen schroffen Felsnadeln und den zwei tief eingekerbten Ausfalltälern (Barrancos) ein verlockendes Gebiet, das sich nicht so rasch ausschöpfen läßt. Das Gestein (vorherrschend Trachydolerit) ist hier aber recht brüchig. Im Oktober 1889 gelang es L. Purtscheller und H. Meyer zwei Nebengipfel dieser Vulkanruine zu erklimmen, darunter die Purtscheller-Spitze (5240 m). Nordwestlich davon ragt ein schlanker Turm als höchste Erhebung empor, die Hans-Meyer-Spitze mit 5355 m. Sie wurde am 29. Juni 1912 von F. Klute und E. Oehler zuerst erreicht. Im Winter 1929/1930 überflog W. Mittelholzer den Kilimandscharo und Mount Kenia und nahm Luftbilder auf, die eine Offenbarung waren. Erwähnt sei schließlich die Unternehmung 1938 von Mitgliedern der Sektion Stuttgart des DAV, denen u. a. eine Mawenzi-Längsüberschreitung gelang. Seitdem wurden Varianten, besonders an der Nordseite des Kibo und wenig aufgesuchten Nordseite des Mawenzi, ausgeführt, über die in Band 77 dieses Jahrbuches (1952) und im Bulletin Nr. 36 des Mountain Club of Kenya (1955) berichtet wurde.

Zehn Jahre waren vergangen, seit L. Purtscheller als erster seinen Fuß auf das „Dach Afrikas" gesetzt hatte, als H. J. Mackinder mit C. Ollier und J. Brocherel den Mount Kenia angingen und im zweiten Ansturm am 13. September 1899 die beiden

Hauptgipfel erreichten. In den sechs Jahrzehnten seither war E. Shipton mit vier Gipfeltouren (1929 und 1930) der erfolgreichste Kenia-Besteiger; derzeit ist J. W. Howard in Nairobi wohl der erfahrenste. Eine umfassende Monographie hat F. Benuzzi diesem schönen Berg Kenia, der „Krönung des Landes, das seinen Namen trägt", gewidmet.

Das Bergsteigen wird hier sehr gepflegt. Der "East African Mountain Club", dessen Hauptsitz Nairobi ist und bereits ein stattliches Netz von Zweigstellen errichten konnte, fördert jede Unternehmung. Er vermittelt auch Führer und eingeborene Träger, die 6 bis 11 ostafrikanische Schillinge (1 Ostafrika-Schilling = 3,5 öS) nebst Poschomehl und Tabak je Tag erhalten. Der Mountain Club veröffentlicht in zwangloser Folge Bulletins, die ein Bild der bergsteigerischen Leistungen seiner Mitglieder geben, über den Stand der Schutzhütten berichten und Tourenvorschläge bringen.

Im östlichen Hochafrika, einem Raum großer Gegensätze, liegen die Schwierigkeiten für den Alpinisten zunächst in der kurzen Dauer des Tropentages. Dieser bringt unter dem Äquator zu allen Jahreszeiten nur zwölf Stunden Helligkeit, und zwar von 6 bis 18 Uhr. So wird die Bewältigung der sehr langen Anmarschwege von der heißtrockenen Savannenfußebene durch regenschweren Urwald und über Hochmoore zur Felsschuttzone schon zum Problem. Dazu kommen klimatische Besonderheiten. Während im Regenwald Dämmerlicht, hohe Luftfeuchtigkeit (um 95%) und moderige Schwüle lasten, wirken in der trockenen, dünnen Fünftausendmeter-Luft bei dem senkrechten Sonnenstand die unmittelbare Einstrahlung, aber auch die Rückstrahlung vom Boden her merklich ein. In der Felsschuttzone des Keniagebirges (etwa in 4400 m Höhe) wurden zwischen 10 und 14 Uhr eines Augusttages Strahlungstemperaturen von über 45° C bei einer Lufttemperatur von 10° C gemessen; am Kibo ergaben Messungen in 4500 m Höhe bekanntlich etwa 70 Grad. Für das körperliche Befinden sind überdies die raschen Sprünge im Wechsel der Lufttemperatur mit bis zu 20° C innerhalb einer Viertel- bis Halbstunde zur Mittagszeit nachteilig. Tägliche Temperaturschwankungen von 40° C sind nicht außergewöhnlich. Sobald die Sonne sinkt, wird es in Kraternähe empfindlich kalt und Nachtfröste stellen sich ein. Eine weitere Schwierigkeit liegt in dem mitunter sehr verwitterten, gefährlich brüchigen Vulkangestein des Gipfelbaues. Viel Geduld und gute Eistechnik erfordern schließlich die tückischen Vulkangletscher. Härter ist nämlich ihr Eis als das in unseren Alpen, während die Schneeauflage nasser erscheint und weniger trägt.

Für Hochtouren eignen sich die kleine Trockenzeit von Dezember bis Februar und die Monate Juli und August am besten. Unsere Gruppe hat Kibo und Mawensi Ende Juli und Anfang August, die Keniagruppe in der zweiten Augusthälfte 1957 bei zumeist klarem Wetter bestiegen.

Von Aruscha, am Südsaum des Schichtvulkans Meru an der Kap-Nairobi-Kairo-Allwetterstraße gelegen, führt die erste, noch von Deutschen erbaute Straße über Moschi nach Marangu (1430 m), das sich in der südlichen Flußlandschaft des Kilimandscharo befindet. Malerisch zerstreut liegen die mit feinhalmigem Pennisetumgras gedeckten Kegeldachhütten der Wadschagga, oft mitten in dem saftig grünen Blattwerk der Bananenhaine und Kaffeepflanzungen verborgen. Hier bildet das deutsch geführte Kibo-Hotel eine günstige Basis für den 50 km langen Anmarsch zur obersten gleichnamigen Hütte; es werden auch Träger vermittelt.

Der Aufstieg von Süden durch den immerfeuchten Urwaldgürtel mit seiner charakteristischen Höhengliederung über das subalpine Grasland, wo Helichrysen neben Philippia-Sträuchern wachsen, und die Hochmoorstufe mit ihren bizarren Kreuzkrautstauden bis in die Felsschuttzone unter der schneebedeckten Gipfelregion ist wiederholt anschaulich geschildert worden. Auch uns wurde dieser Weg, der durch Bismarck- (2750 m), Peters- (3810 m) und Kibo-Hütte (4670 m) in drei angenehme Tagesleistungen geteilt ist, aber auch in einem Zuge in etwa 12 Stunden bewältigt werden kann, zu einem starken Erlebnis. Besonders der Blick vom Viermännerstein (4330 m) auf den hell schimmernden Eisschild des Kibo (Tafel XII) und den dunklen, zinnengekrönten Mawensi vermittelten uns

in eindringlicher Weise die Vorstellung von den Verhältnissen, die wir im Arbeits- und Fahrtengebiet zu erwarten hatten.

Über das herrlich weite, „pflugfurchenartig" gestreifte Sattelplateau zwischen den beiden Gipfeln führt eine Wegspur zu einem von bunten Thallien bekleideten Lavahügel am südwestlichen Gipfelfuß des Mawensi. In 4400 m befindet sich hier eine trefflich geschützte Biwakschachtel. Rund 500 m darüber birgt ein südwestschauendes Kar, das im Trachydolerit angelegt ist, den einzigen Gletscher des stark zerstörten Vulkans. Von der Biwakschachtel sind es noch vier Stunden über Westsporn, Hauptrippe und Endschlucht bis zum höchsten Gipfelturm von 5355 m.

In der Höhenstufe des mäßig nordostgeneigten, 10 km breiten Sattelgebietes zwischen 4100 m und 4300 m sind mannigfaltige Erscheinungen des Bodenfließens zu erkennen. Seit O. Flückigers sorgfältigen Beobachtungen und Aufnahmen von Schuttstrukturen brachten Forscher und Bergsteiger eine bedeutende Erweiterung der Kenntnis von der Verbreitung und Art der Frostmusterböden am Kilimandscharo und — grundlegend von C. Troll — am Kenia. Durch das tägliche Gefrieren und Auftauen kommt es zu Bodenfließen und Sondierung an der Oberfläche nach feinem und gröberem Material, wozu sich die vulkanischen Lockerauswurfstoffe im Kibosattel sehr gut eignen. Er ist stellenweise von Fließerdebeulen mit umrandenden kantigen Tuffstücken überdeckt. Bei geneigter Fläche ziehen sich die vorherrschenden Sechseckmuster auseinander und es bilden sich Streifen und Girlanden aus. Sogar Rasenteile erscheinen hangabwärts gegeneinander versetzt oder zu schmalen, girlandenartigen Grasbändern angeordnet.

Während das Auge sich am Schauspiel des wallenden Wolkenmeeres, aus dem die Gipfelgestalten wie Inseln aufragen, ergötzt, beschaffen die Träger etwas Brennholz, legen die mitgebrachten Wassersäcke ab und eilen dann gern in den warmen Wald zurück.

Gewöhnlich brechen die Gipfelpartien schon gegen drei Uhr Früh auf, steigen von der Kibo-Hütte, mit Licht versehen, vier mühsame Stunden auf steilgeböschter Halde (etwa 40 Grad) von nephelinitischem Schutt zwischen Lavablöcken an und erreichen bei Sonnenaufgang die Johannes-Scharte (5645 m) am Kraterrand. Sie wird überragt von der Gillmans-Point (5865 m), einer mühelos ersteigbaren Aussichtswarte. Dort konnte gemeinsam mit einer im Rahmen des Geophysikalischen Jahres tätigen Wissenschaftergruppe aus Sheffield am 1. August 1957 eine meteorologische Meßstelle (mit Schalenkreuzanemometer, Sammelregenmesser, Schwarzkugelthermometer u. a.) eingerichtet werden.

Nun bietet sich ein großartiger Blick über den Eisdom des Kibo auf den in steilen Felswänden (aus Kenyit) zum Einbruchskrater abfallenden Südwestgrat; er weist den höchsten Punkt von 5965 m auf. Die Sonne gewinnt spürbar an Kraft und in zwei Stunden ist der „Flaggenwald" der Kaiser-Wilhelm-Spitze erreicht. Man kann nun in den 300 m tiefen Kibokrater steigen. Ringförmig umwallt, sinken seine Innenflanken gestaffelt zu dem flachen, 2½ km breiten Kratergrund in 5700 m ab. Die drei Stufen dürften verschiedenen Rückzugsstadien im Eruptionsgeschehen des Berges entsprechen.

Seit dem Eishochstand am Kibo um 1890 sind die Gletscher im Krater (Eisdom), im südwestlichen Großkar (Uhlig-, Großer und Kleiner Barranco-Gletscher) und an den Außenflanken stark abgeschmolzen. Völlig aber ist der Abschnitt zwischen Johannes- und Hans Meyer-Scharte am östlichen Kraterrand. Diese Seite und die nördlichen Außenhänge erscheinen von Gletscherveränderungen in jüngerer Zeit besonders betroffen. Geringer ist der Eisschwund an der Südflanke (Heim-, Kersten-, Richter-, Decken-, Rehmann-, Ratzel-Gletscher) und Westflanke (Credner-, Drygalski-, Penck-Gletscher). Hier reicht die infolge der NE-Monsun-Einwirkung dem Massiv schief aufsitzende Eiskappe von 5600 m bis 4650 m herab. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür, welch landschaftliches Ausmaß der Rückgang der 14 Vulkangletscher des Kilimandscharo angenommen hat, gibt eine vergleichende Betrachtung der Bilder H. Meyers (vor 60 Jahren), Ed. Oehlers (vor 50 Jahren) und W. Mittelholzers (vor 30 Jahren) mit neuen Flugaufnahmen von M. Light und P. C. Spink sowie Fotos unserer Kundfahrt 1957.

Zu regelmäßigen Gletschermessungen und zeitlicher Einordnung des Endmoränengürtels der Vorfelder im Bereich der ostafrikanischen Vulkangletscher ist es noch nicht gekommen.

Den spitzen Felstürmen des Mawensi ähnlich, doch grundverschieden von den getragenen Formen des Kibo, erscheint der 320 km nördlich gelegene Mount Kenia. Die an der Basis 70 km im Durchmesser betragende Gebirgsgruppe mutet wie ein riesiger Schild an, dessen durchfurchter Knauf über dem Höhenwaldgürtel thront. Im nördlichen Vorland breiten sich Dornsavannen mit versiegenden Flüssen, abflußlosen brackigen Schwemmlandseen und trockene Busch-, ja Halbwüstenvegetation aus, die sich von dem dichten Pflanzenkleid des Kenia-Forstes scharf abhebt. Das spärlich besiedelte Gebiet wird von halbnomadischen Hirten des Turkana-Stammes als kümmerliche Weide für ihre mageren Rinder und kleinen Schafherden genutzt. Isiolo bildet einen Vorposten der Nordprovinz-Verwaltung. Der zerschnittene Südostausläufer und das anschließende Kikuju-Hochland sind von Bantu-Stämmen bewohnte Kulturlandschaften mit zahlreichen katholischen und protestantischen Missionsstationen (Mschagara, Kiamatogo, Malima, Chogoria, Kanyekini, Kaongo). Im Westabschnitt der vulkanischen Aufschüttungslandschaft in dem klimatisch günstigen, bodenfeuchten Einzugsgebiet des Saganaflusses, liegen die kleinen Europäersiedlungen Nyeri mit dem Touristenstützpunkt Outspan-Hotel und der Nordbahn-Endstation Nanyuki. Aber Farmland für Weiße ist infolge der dichten Eingeborenenbesiedlung kaum vorhanden.

Die Sagana-Grabensohle trennt das Kenia- vom Aberdare-Gebirge im Westen (3995 m) und schafft die von der Nordbahn benutzte Verbindung mit dem Umschlagplatz Fort Hall und dem 150 km entfernten Nairobi. Um den Mount Kenia führt eine vielgewundene Straße, die im Ostabschnitt zwischen Embu und Meru als Trockenzeitweg allerdings nur jahreszeitlich befahrbar ist. Auf ihr erreicht man am besten die Fußpunkte Chogoria (1570 m), Nanyuki (1940 m) und Naro Moru (1960 m) für die vier Kenia-Routen, die unter normalen Wetter- und Lastbedingungen jeweils drei Marschtage beanspruchen.

Von Osten her führt die Carr-Route aus dem katholischen Missionsort Chogoria zur Urumandi-Hütte (3000 m), auf halbem Wege an der oberen Grenze graugrüner Bambuswaldungen gelegen. Dann gelangt man über steile, mit tropischen Bergblumen besäte Moränenhänge der eiszeitlichen Gletscher zu den Hall-Tarns, lieblichen Seeaugen inmitten rundgeschliffener Phonolithfelsen in 4350 m Höhe. Hart südlich des Biwakplatzes brechen senkrechte Wände zum Trogtal des Nithi-Wildbaches (Georges-Valley) 400 m tief ab, in dem der Lake Michaelson die vergletscherten Keniagipfel widerspiegelt. Über Blockmoränen führt die Wegspur zur Simba-Scharte (4600 m) mit dem winzigen Löwensee, wo eine Abzweigung ins Mackinder-Tal leitet, und entlang der Westflanke des Nebengipfels Lenana an den Westrand des Lewis-Gletschers. Hier steht die Top-Hütte (3875 m) mit Schlafgelegenheit für vier Personen. Der beschriebene Weg wurde früher mehr begangen als die Westrouten und im Jahre 1934 auch von der wissenschaftlichen Expedition C. Troll und K. Wien bevorzugt.

In Nanyuki ist der bergkundige Forstmeister vom „Kenya-Royal-National-Park" bei der Besorgung von Trägern und Maultieren behilflich, aber auch bei der seit den Mau-Mau-Unruhen benötigten Sondergenehmigung zur Besteigung des Berges; denn einige Unentwegte halten sich noch in den Wäldern des Mount Kenia und Mount Aberdare verborgen, weshalb Askari-Begleitschutz von der Polizeistation Nyeri erforderlich erscheint.

Die Mackinder-Route durch das Liki-Tal bzw. die Burguret-Route haben den Nachteil, daß weder Unterkünfte noch gute Lagerplätze den Anmarsch erleichtern und zudem erst verschiedene Kämme überschritten werden müssen, bevor die Two Tarn-Hütte (4575 m) erreicht wird. Die geplante Mackinder-Hütte nahe der Shipton-Höhle in ungefähr 4200 m soll eine Besserung bringen und auch die Besteigungen der heute noch selten besuchten Nebengruppe Terori-Sendeyo (4800 m) begünstigen. Die Two Tarn-Hütte bietet sechs Personen Unterkunft.

Die beiden Anmarschwege von Nanyuki sind aber auch länger als die Naro Moru-Route. Vom gleichnamigen Talstützpunkt führt eine 25 km lange, halbwegs befahrbare Nationalpark- und Forstaufschließungsstraße auf gestampfter Roterde und Basaltlava schneller durch die untere Bergwaldzone zu der zerstörten Meteorologischen Kenia-Station (3060 m) im Bambusgürtel. Dann kann man sich bergauf streckenweise an Elefantenpfade halten, muß aber oft genug die Penga zu Hilfe nehmen, um in mühsamer Arbeit den Höhenweg durch das Unterholzdickicht freizulegen. Erfreulich jedoch ist der Anblick der Baumfarne und Ficusarten sowie die leuchtenden Blütentrauben buntfarbiger Orchideen. Vielfältiger Vogelsang begleitet den stundenlangen Marsch. Begegnungen mit Großwild sind keine Seltenheit, doch greifen weder Bergleopard noch Schwarzbüffel an.

Die Höhe von 3200 m bis 3300 m bezeichnet die obere Waldgrenze; verknüpft mit ihr erscheint eine linienhafte Ausprägung der unteren Wolkengrenze. Man läßt nun die Leitbäume des Kenia-Urwaldes, Podo (Podocarpus gracilior), Wacholder (Juniperus procera) und Bambus (Arundaria alpina), hinter sich und betritt ein sanft gewelltes Grashochland, auf dem schwarzgrüne Erikabäume stocken und die Aloe als Kraut und Strauch gedeiht. Hier wächst das reizende Helichrysum elegantissimum, eine Strohblumenart, deren Blüten, Blätter und Stengel weiß, rot, gelb oder blau gefärbt sind. Hochmoorvegetation bedeckt das oberste Teleki-Tal, in dem die ältesten Massengesteine des Keniagebirges, Feldspatbasalte, Nephelinphonolithe und Trachydolerite aufgeschlossen sind. Am Naro Moru-Bach, im Schatten von bis zu 3 m hohen Lobelien und Senezien liegt herrlich die Klarwill-Hütte (4180 m). Grünpflanzen greifen zungenförmig an den Trogschlußhängen empor; eine Höhenlage von 4400 m bezeichnet ihre Lebensgrenze.

Nach Querung von zum Teil durch Fließerden überlagerten Moränen im Talschluß, die junge Rückzugsstände darstellen, erreicht man in jähem Anstieg den blaugrünen Toteissee vor der Hauptgletscherspitze. Da gabelt sich die Wegspur, um zur Top- oder zur Two Tarn-Hütte zu leiten. Der Geübte kann sich nun den vom vereisten „Nebeltor" getrennten, 400 m steil aufragenden Hauptgipfeln Batian und Nelion widmen. Sie stellen einen sogenannten Kraterzapfen aus Nephelinsyenit dar, der als Rest der inneren Schlotausfüllung des jungtertiären Vulkans übrig blieb. Der einstige weite Krater ist fast abgetragen, doch in seiner Grundlage noch erkennbar. Sieben glazial gestaltete Radialtäler haben das Zerstörungswerk beschleunigt.

Mount Kenia hat viele Gesichter. Wandbildung beherrscht seine Nord- und Ostflanke. Von Eisrinnen durchfurcht und von Karnischen gezeichnet gibt sich die Südseite. Von Westen betrachtet wirkt das Gipfelgerüst wie ein Kissen, aus dem langgezogene Fels- und Eisspitzen wie Nadeln emporstechen. Aus Nordwest erscheinen die Strebepfeiler geschlossen als Einheit, vom kühnen Schwung ihrer nordost- und südwestreichenden Grate flankiert.

Dem Gipfelbau entströmen 13 Gletscher, als längster der Lewis-Gletscher auf der Südwestseite. Zum Unterschied von der Kappenvergletscherung des Kibo, wo die Gletscher vom Kraterrand über den oberen Teil des grauen Lavamantels lappenförmig herabhängen, gehören die Kenia-Gletscher dem alpinen Typus an. Sie sind vorwiegend westexponiert. Auf dieser Seite reicht auch die Schneegrenze tiefer (4750 m). Wie C. Troll ausgeführt hat, hängt diese auffällige Erscheinung mit der täglichen Bewölkungsverteilung und der möglichen direkten Sonnenbestrahlung sowie mit den lokalen Hangwinden, die die Hauptniederschläge bringen, zusammen. Ein ausgeprägter W-E-Expositionsgegensatz tritt auf.

Der Lewis-Gletscher setzt in einer großen Mulde zwischen Nelionfuß und dem Nebengipfel Point Lenana in einer Höhe von 4900 m an und zieht in ziemlich gleichmäßiger, doch starker Neigung nach NNW bis 4500 m. Die Eismächtigkeit ist etwa 60 m. Die Zunge bricht mit diesem Betrag in steilem Abfall in das eisfreie Teleki-Tal ab. Bei einer Länge von 1300 m und 300 m Breite deckt der größte Kenia-Gletscher eine Fläche

von etwa ½ qkm, wobei das Nährgebiet 320.000 qm einnimmt. An seinem Ostrand befindet sich ein großer Eisbruch, an den ein Eissee grenzt, der „Curling Pond" heißt. In seiner Umrahmung fällt die stufenartig herausgearbeitete Formengebung auf, wobei helles Eis die Stufenflächen und härteres Blaueis die Stufenränder bilden.

Im Gegensatz zum Lewis-Gletscher ist beim Darwin-, Heim-, Forel-, Tyndall-, Cesár-, Josef-, Northey-, Krapf-, Gregory-, Kolbe- und dem fast verschwundenen Barlow-Gletscher kaum eine Bewegung zu verzeichnen. Es scheint, daß die Gletscher selbst fast stillstehen und lediglich der schmelzende Firn über das stationäre Eis gleitet. Aus den Gletscherspalten ist ersichtlich, daß, anders als bei den Gletschern der gemäßigten Breiten, der Schnee eines jeden Jahres durch eine Eisschicht, die sich während der warmen Jahreszeit bildet, abgegrenzt wird. An der Firnoberfläche wirkt sich die starke Strahlung in büßerschneeartigen Abschmelzformen aus, wobei randliche Zacken stellenweise bis auf den Untergrund abgetrennt erscheinen.

Eindrucksvoll weisen Endmoränen auf die größere Vergletscherung während der Pluvialzeiten hin. Sie wird auf 75 qkm geschätzt. Deutliche Spuren ihrer Ausdehnung blieben bis 3350 m herab erhalten.

Greift man vom Lewis-Gletscher aus den Fels des Nelion-Südwestgrates an, erreicht man über eine Variante des Normalweges in sechsstündiger ausgesetzter Kletterei (Welzenbach-Skala 4) eine schwer zugängliche südschauende Felsnische. In ihr klebt der 30 m lange Diamond-Gletscher. Sein Eis ist durch besondere Härte gekennzeichnet; die Bergsteiger sprechen mit geringer Sympathie von ihm. Jede Stufe erfordert vielzählige Pickelschläge und bietet letzten Widerstand vor dem Einstieg in die Gipfelschlucht und zur trennenden Scharte zwischen den Zwillingsgipfeln. Infolge vieler Querungen auf brüchigem Gestein nimmt der Abstieg vorbei am „Grand Gendarme" fast ebensoviel Zeit in Anspruch wie der Aufstieg.

Lohnend als Abschluß gestaltet sich ein Höhenrundgang zwischen 4400 m und 4900 m um den Gipfelstock: von der Top-Hütte (4875 m) zu den zahmen „Drei Schwestern" (4780 m) und zum Ansatz der kühnen Felsnadeln Point John (4930 m) und Midget Peak (4850 m) mit Abstieg in das Teleki-Tal, in dem der Tyndall-See als blauer Spiegel die südschauenden Gipfelfelsen und Gletscher zurückwirft — dann hinauf zur Two Tarn-Scharte (4580 m) — entlang einer Moränenseenkette (Nanyuki-, Emerald-, Oblong-, Hausburg-Lake) mit der Nachbarhütte und dem Sägegrat des Terminal — unter der langgezogenen, mit Kaminen schraffierten Felsmauer der Point Pigott (4770 m) hindurch — um das Felskliff Point Peter (4880 m) herum — angesichts des unerstiegenen „Petit Gendarme" am Fuß der unbezwungenen 500 m hohen Batian-Nelion-Nordwestwand vorbei — schließlich über trittharten Firn zur leicht erreichbaren Aussichtswarte Point Lenana (4970 m).

Der ausgedehnte Fernblick bei klarer Sicht erstreckt sich vom gipfelreichen Grenzgebiet Äthiopiens über den Viertausender Mount Elgon im Westen und das Hochland der Riesenkrater bis zur höchsten Erhebung Afrikas.

Schrifttum

Berge der Welt, III. Bd., Abschnitt: Kilimandjaro, Kenia, S. 469—475. Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen, Bern 1948.

Benuzzi, F.: Fuga sul Kenya. Mailand 1947.

—: Mount Kenya. In: Berge der Welt, VII. Bd., Zürich 1952, S. 99—108.

Campbell, P. u. Loxton, J.: Mawenzi from the North. Bulletin No. 36, Mountain Club of Kenya, Nairobi 1955, S. 16—19.

Eisenmann, E.: Die Ruwenzori-Kundfahrt 1937/38 des Zweiges Stuttgart. Zeitschrift des DAV., Bd. 70, S. 40—49.

Flüchiger, O.: Schuttstrukturen am Kilimandscharo. Petermanns Mitteilungen, 80. Jg., 1934, S. 321—324, 357—359.

Howard, J. W.: Mount Kenya. In: Les Alpes, 1949, S. 427.

Jaeger, F.: Veränderungen der Kilimandjaro-Gletscher. Zeitschrift für Gletscherkunde, Bd. XIX, 1931, S. 285—299.
—: Der Rückgang der Gletscher des Kilimandjaro. Zeitschrift für Gletscherkunde und Glazialgeologie, Bd. II, 1953, S. 306—311.
Kluge, W.: Von Norden auf den Kilimandscharo. Jahrbuch des OeAV, Bd. 77, 1952, S. 22—25.
Klute, F.: Ergebnisse der Forschungen am Kilimandscharo. Berlin 1920.
—: Der Kilimandscharo, ein tropischer Riesenvulkan und seine Vergletscherung einst und jetzt. Geologische Charakterbilder, 36. Heft, Berlin 1929.
Light, R. U. u. M.: Focus on Afrika. New York 1944, S. 112—119, Bildtafel 170—176, 181—185.
Methner, W.: Die Besteigungen des Kilimandscharo. Ein historischer Überblick. Zeitschrift des DuOeAV, Bd. 61, 1930, S. 82—96.
Meyer, H.: Ostafrikanische Gletscherfahrten. Leipzig 1890.
—: Der Kilimandjaro. Reisen und Studien. Berlin 1900.
Mittelholzer, W.: Kilimandjaro-Flug. Zürich u. Leipzig 1930.
Nilsson, E.: Quaternary glaciations and pluvial lakes in British East Africa. Geografiska Annaler Stockholm, 13, 1931.
Oehler, Ed.: Von einer Forschungsreise am Kilimandscharo im Jahre 1912. Zeitschrift des DuOeAV, Bd. 46, 1915, S. 124—156.
Slanar, H.: Beobachtungen über das Quartär am Kilimandscharo. Verhandlungen der III. Internationalen Quartär-Konferenz Wien, Sept. 1936, Wien 1938, S. 186—188.
Spink, P. C.: Further notes on the Kibo innercrater and glaciers of Kilimandjaro and Mount Kenya. Geographical Journal, Vol. CVI, No. 5/6, 1954, S. 210—216.
—: The equatorial glaciers of East Africa. The Journal of Glaciology, Vol. I, No. 5, 1949, S. 277—282.
Troll, C.: Strukturböden, Solifluktion und Frostklimate der Erde. Klimaheft der Geologischen Rundschau, Bd. 34, 1944, S. 545—694.
Troll, C. u. Wien, K.: Der Lewisgletscher am Mount Kenya. Geografiska Annaler Stockholm, Bd. XXXI, 1949, S. 257—274.
Wien, K.: Der Mount Kenia (5200 Meter). Ein ostafrikanischer Vulkan. In: Der Bergsteiger, 6. Jg., 1935/36, S. 161—166.

Karten

Kenya 1:25.000. — Survey of Kenya, Nairobi 1957.
Kenya 1:50.000, Bl. 107/III, IV, 108/III, 121/I, II, III, IV, 122/I, III. — Survey of Kenya, Nairobi 1953ff.
Kenya 1:250.000, mit Nebenkarte der Hauptgipfel 1:50.000 und Übersichtskarte 1:400.000. — Hg. v. d. Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen, Zürich 1952.
Kenya 1:250.000 (Special), Bl. 2 (Nanyuki), 4 (Nairobi). — Survey of Kenya, Nairobi 1954.
Kilimandjaro 1:250.000, mit Nebenkarte der Hauptgipfel 1:100.000. — Hg. v. d. Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen, Zürich 1953.
Africa 1:125.000, Bl. SA/TJ, TII, Moshi-Kilimandjaro. — Dpt. of Lands & Surveys, Dar-es-Salaam 1937.
East Africa 1:250.000, Bl. Nyeri, Nairobi. — Geographical Section, General Staff Survey of Kenya, Nairobi 1955.
East Africa 1:500.000, Bl. NA 374 (Maralal), SA 371 (Nairobi), SA 374 (Arusha). — Survey of Kenya, Nairobi 1946ff.

Anschrift des Verfassers: Dr. Herfried Berger, Geographisches Institut der Universität Wien

Das Leben der Murmeltiere

Von Hans Pfenner

Gibt es ein Tier, das dem Bergfreund mehr ans Herz gewachsen wäre wie das Murmeltier? Jeder freut sich, wenn er nur irgendwie Gelegenheit hat, es zu sehen; sein Schrei, den wir immer „Pfeifen" nennen, ist oft genug Begleitmusik unserer Wanderungen in den Hochtälern der Alpen. Ich kenne kein Geschöpf, das in den Ländern seines Verbreitungsgebietes so volkstümlich wäre wie das Murmeltier. Kaum gibt es ein Gebirgstal, in dem der liebenswerte, muntere Freund aus der Tierwelt unserer Alpen nicht etwa mit einem ortseigenen Namen bedacht wäre, und in vielen Gebieten, wo sie früher nicht vorkamen, wurden Murmeltiere ausgesetzt, nicht etwa um die Zahl der jagdbaren Tiere zu vermehren, sondern aus Freude an einem reizenden Geschöpf, das seine Wohnstätten so wunderbar belebt. Vor mir liegt sogar ein Brief aus Südamerika. Dort möchte ein Freund in den Anden Murmeltiere aussetzen. Ich habe aber Bedenken. Man weiß nämlich nie, was dabei herauskommen kann, denke ich doch an die Kaninchen in Australien und an die Bisamratte in Europa.

Unzählige Bergwanderer beobachten alle Jahre das Murmeltier in seiner Heimat, zu Tausenden wird es alljährlich erlegt und die ältesten Tierbücher berichten schon von ihm. Trotzdem wußten wir noch vor wenigen Jahren über das altbekannte, einheimische Murmeltier, über sein Leben und insbesondere über seine Fortpflanzung nichts, jedenfalls um vieles weniger als etwa über das erst um die Jahrhundertwende entdeckte Okapi des afrikanischen Urwaldes.

Drei kleine Bücher sind in den letzten Jahrzehnten über Murmeltiere erschienen. Es sind: Domenic Feuerstein, „Peterli" (1938), Bartholome Schocher, „Murmeli" (1946) und das als philosophische Betrachtung von Eugene Rambert geschriebene „Das Murmeltier mit dem Halsband" (1952, Urtext französisch). Viele andere Bücher über Wildtiere befaßten sich auch mit dem Murmeltier. In seinem Buch „Herrliche Alpentiere (1939) zeigt uns B. Schocher das Bild eines jungen Murmeltieres und schreibt darunter: „Das Murmelkätzchen ist höchstens zwei Wochen alt und kaum der Blindheit entwachsen." Erst jetzt wissen wir aber, daß das abgebildete Tierchen sicher 50 bis 60 Tage alt ist, und mit zwei Wochen sind Murmeltiere noch blind. H. Hediger bedauert in seinem Buche „Jagdzoologie auch für den Nichtjäger" (1951), daß wir über das Leben des Murmeltieres so wenig wissen, was ja eigentlich bei einem teilweise unterirdisch lebenden Tier nicht verwunderlich wäre. Er schreibt wörtlich: Die Tragzeit ist bis auf den heutigen Tag nicht genau bestimmt; bei Tieren, die ihre Jungen in tiefen Erdbauten zur Welt bringen, ist sie begreiflicher Weise besonders schwierig zu ermitteln. Und Murmeltiere konnte man bisher (also 1951) noch nie so zahm halten, daß sie ihre Jungen in irgendeinem, jederzeit kontrollierbaren Kistchen gebären."

Die moderne Tierforschung, die einen gewaltigen Auftrieb bekam, seit uns Prof. Dr. Konrad Lorenz die Verhaltensweise lehrt, geht heute natürlich andere Wege als gestern. So ist es kaum denkbar, eine Tierart gründlich bearbeiten zu können, ohne von ihr zahme Exemplare bei möglichst naturgetreuer Haltung zu pflegen und sie so unter steter Beobachtung zu haben. Die Ergebnisse dieser Arbeitsmethode, ergänzt mit Beobachtungen in freier Natur, runden allmählich die Kenntnisse, die wir von einer Tierart bekommen, zu einem wertvollen Ganzen ab. Allerdings sind es viele Mosaiksteinchen, die auch von vielen und lange und mühsam zusammengetragen werden müssen, bis endlich ein brauchbares Bild herauskommt.

Diesen Weg geht seit ihrer Gründung die „Biologische Station Wilhelminenberg" (Wien). Die Gattin und Mitarbeiterin des Leiters, Frau Lilli Koenig, hat uns ebenso wertvolle Beiträge zur Erforschung des Murmeltieres geliefert wie Doz. Dr. Müller-Using vom Jagdkundlichen Institut in Hann. Münden auf Grund von Freibeobachtungen. Nicht zu vergessen eine Anzahl von Veröffentlichungen im Fachschrifttum und in Jagdzeitschriften. So wurde also unserem Murmeltier im letzten Jahrzehnt „auf dem Leibe gerückt" und wir können heute schon einiges über sein Leben sagen und auch Irrtümer aus der Vergangenheit richtigstellen.

Nun sind es zehn Jahre her, seit ich mein erstes Murmeltier bekam, ein Weibchen, eine „Katze" wie der Jäger sagt, und zwei Jahre später folgte ein „Bär", also ein Männchen. Beide Tiere waren jung gefunden, wohl in einem Alter von 40 Tagen, und mit der Flasche aufgezogen worden. Ohne mit einem anderen Exemplar der eigenen Art zusammengekommen zu sein, waren sie unter Menschen aufgewachsen, ganz auf Menschen eingestellt, so daß sie auch später, als sie zu mir und zusammen in ein Gehege kamen, keine Scheu zeigten und ihr tägliches Leben vor meinen Augen ungestört abrollen konnte.

Es war das Pärchen, das 1955 erstmals den ganzen Ablauf der Fortpflanzung und der Entwicklung meinen Beobachtungen zugänglich machte. Und später konnte ich an das Freigehege einen künstlichen Bau anschließen, der mir Gelegenheit gab, auch das unterirdische Leben der Murmeltiere belauschen zu können, ohne sie dabei stören zu müssen. Dort entstand auch die erste Aufnahme, die je von einer säugenden Murmelmutter gemacht werden konnte, sowie ein Film.

Endlich wußte man nun, wann sich Murmeltiere paaren — früher riet man zwischen Herbst und Frühjahr herum — und man wußte nun auch, wie sich die Jungen entwickeln.

Mit dem Erwachen aus dem Winterschlaf beginnt für das Murmeltier nicht allein die jährliche Aktivitätsperiode, sondern auch nach dem langen, totenähnlichen Winterschlaf ein neues Lebensjahr.

Vorerst gibt es ja kaum Futter, aber das macht nichts. Der Hunger ist gar nicht so groß, denn der Körper muß sich erst langsam auf Nahrungsaufnahme einstellen. Man meint, es wäre der Darm über den Winter eingeschrumpft, denn auch die Losung ist jetzt kleiner geformt als im Sommer. Das Murmele hat nun aber auch ganz andere Dinge im Kopf. Im Gegensatz zu den meisten Tieren hat es seine Paarungszeit dann, wenn Schmalhans Küchenmeister ist. Fast scheint es, als würde das Murmeltier die Zeit der Nahrungsknappheit rasch benützen, um sich der Fortpflanzung zu widmen. Es kommt nämlich erst gar nicht so mager aus dem Winterschlaf, sondern verliert an Gewicht die ersten Wochen nach dem Erwachen, wenn es kaum was zum Fressen gibt und das Liebesspiel es aber in steter Unruhe und Aufregung hält.

Häufig hört man jetzt das bekannte Pfeifen, das aber in Wirklichkeit ein Schrei aus tiefster Kehle, mit oft weit geöffnetem Mäulchen ist.

Aber was bedeutet dieser Schrei?

Man hört ihn beim Liebesspiel, beim Erscheinen von Gefahren genau so wie nachts, wohl dann, wenn ein Tier vom anderen von einem vielleicht besseren Platz verdrängt wird. Ein Warnpfiff kann es also nicht gut sein. Ich glaube eher, daß das Pfeifen eine Unmutsäußerung ist, in gesteigerter Form Ärger, ja Angst ausdrückt. Ich sah Murmeln, die trotz des Schreiens anderer, die mich erspäht hatten, ruhig weiter äßten. Erst dann, wenn eines, das dem Frieden nicht mehr traute, eilends einem Bau zulief, wurden die anderen zur Flucht mitgerissen. Das kann aber auch ganz ohne Geschrei abgehen. Allerdings pfeift man oft genug dann noch aus einem Loch heraus und macht, aus sicherem Versteck, seinem Ärger über die Störung richtig Luft, bevor man ganz verschwindet. Manchmal hörte ich bei meinen zahmen Tieren, wenn sie vor ihren Bau traten, ein kurzes „rülpsendes Murren", wenn sie irgendeine, ihnen nicht geläufige Veränderung wahrnehmen mußten. Das heißt vielleicht für alle, die noch im Bau steckten, soviel wie „Vorsicht".

Übrigens stellen die Murmeltiere keine bestimmten Beobachtungsposten auf, wie oft geglaubt wird. Das würde auch dem quecksilbrigen Wesen nicht entsprechen. Glaubt irgendein Tier etwas Besonderes wahrnehmen zu können, sucht es eilends einen erhöhten Standpunkt auf, besonders günstige Plätze werden bevorzugt benutzt, und hier macht es Männchen und gibt auch seine Erregung durch Pfeifen kund.

Die Murmeln haben auch oft das Bestreben zur Kontaktaufnahme. Das geschieht bei jung und alt, insbesondere bei Begegnungen, auf die Weise, daß man einander mit

der Nasenpartie berührt. „Schnäuzeln" nennt es Müller-Using treffend. Dieses Schnäuzeln findet von seiten des Schwächeren, sozial untergeordneten Tieres oft seine Fortsetzung in einem Herumnesteln im Fell der Seitengegend des stärkeren Stückes und wird wohl eine Art Demutsäußerung sein. Ein zweijähriges, vollkommen zahmes Weibchen, das lange Zeit auf einer Hütte gehalten wurde und seit seiner Jugend bis dahin keine Berührung mit anderen hatte, wurde von mir zu vier Murmeln gegeben, und zwar im Herbst, wo ja kolonienfremde Stücke eher freundlich aufgenommen werden als im Frühjahr. Sofort kam es mit allen zu der geschilderten Kontaktaufnahme und das neue Tier stieß anschließend mit seinem Schnäuzchen im Pelz der anderen herum. Durch diese Unterwürfigkeitserklärung kam es zu keiner feindlichen Handlung.

Geschlechtsreif sind die Murmeln, unter günstigen Voraussetzungen an niedergelegenen Fundorten nach einem zweimaligen, in ihren höchstgelegenen Vorkommen mit einer kürzeren Sommerperiode wohl erst nach dem dritten Winterschlaf. Die Paarung erfolgt in der zweiten bis dritten Woche nach dem Erwachen. Die Tragzeit währt 33 bis 34 Tage und die blind geborenen, nackten Jungen wiegen rund 30 Gramm, wie uns schon Hediger mitteilt, der, als man bei Grabungsarbeiten im Murmeltiergehege des Basler Zoos solche zufällig fand, das Gewicht feststellen konnte. Mit rund 23 bis 25 Tagen öffnen sich die Augen und auch die Nagezähne werden sichtbar. Erst im Alter von 40 Tagen verlassen die Jungen erstmals den Bau und haben dann rund 350 Gramm. Dieses Gewicht richtet sich natürlich auch nach der Wurfzahl, denn bei zwei bis drei Jungen, den „Affen", wie sie der Jäger nennt, werden sich diese sicher stärker entwickeln, als wenn es, wie ich es bei meinem ersten Wurf erlebte, sogar sieben Junge sind. Nicht uninteressant ist es festzuhalten, daß beim nächsten einheimischen Verwandten des Murmeltieres, dem Eichhörnchen, die Jungen die gleiche Nestzeit haben und die gleiche Entwicklung nehmen.

Die Tage vor dem Werfen verstopft das Weibchen den Zugang zum Bau von innen, die Jungen werden in einer nestartigen Mulde geworfen und die erste Zeit, wenn sie noch nackt sind, von der Mutter sorgfältig zugedeckt, wenn sie etwa auf Nahrungssuche geht. Der Vater bewohnt einen benachbarten und meidet den Mutterbau. Er schlüpft dort nie ein, sondern begnügt sich damit, den Eingang häufig mit seiner Backendrüse zu markieren. Erst wenn die Jungen langsam selbständig werden, kommt es wieder zu einer Verschmelzung der Familie. Der Vater ist nur Objekt zum Spielen, während das Überwachen der Kinderschar der Mutter obliegt. Besonders in den ersten Tagen werden die noch tolpatschigen Kleinen, wenn sie zu weit laufen, von der Mutter an der Kruppe erfaßt und in die Röhre zurückgetragen. Obwohl sie nun bereits Grünes fressen, konnte ich ein Säugen bis zu einem Alter von 65 Tagen beobachten, aber niemals außerhalb des Baues und auch nicht in der Stellung wie es etwa in dem unvergeßlichen Buch von Friedrich v. Tschudi „Thierleben der Alpenwelt" (1853) abgebildet ist.

Eine oft gesehene und gerne geschilderte Tätigkeit des Murmeltieres ist das Eintragen des Heues, das nicht allein für das Nest, sondern auch zum Verstopfen der Zuwege zum Wochenbett und zum Winterbau benutzt wird. Heu wird aber nur ein-, niemals aber ausgetragen. Wird es im Bau nicht mehr benötigt, etwa der „Zapfen" der die Gänge während des Winterschlafes verschließt, gräbt das Murmele zuerst von innen und stößt schließlich mit dem Kopf die letzte Wand oder den Schnee nach außen. Erst nach Tagen wird das mit Erde und Steinen vermischte Material, wie beim Graben das Erdreich, hinausbefördert, mit den Händen unter dem Körper nach rückwärts und dann mit den Füßen hinausgeworfen. Im Wege stehendes Wurzelwerk wird auch mit den Zähnen angegangen. Mit zwar nur geringem Erfolg haben bei mir Murmeltiere durch ständiges Belecken und Benagen auch Beton bearbeitet, und man kann sich vorstellen, daß sie auch im Freien auf ähnliche Weise Steine wegzuräumen versuchen.

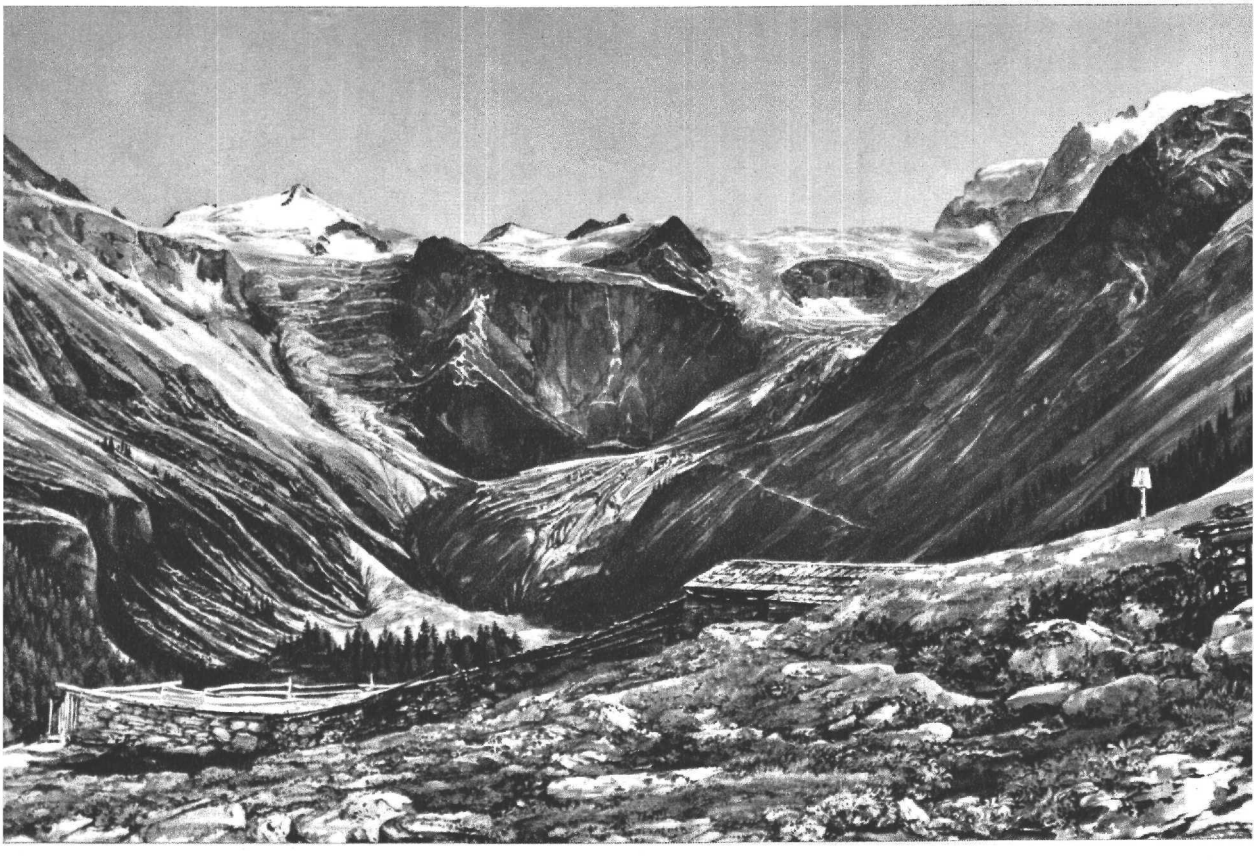
Im Frühjahr haben die Tiere keine Zeit zum Heuen. Wohl wird aber gelegentlich das vor den Bau geworfene und inzwischen wieder getrocknete Heu eingetragen, ich wage aber nicht zu behaupten, wie oftmals gesagt wird, das Murmele hätte das Heu, etwa mit Absicht, zum Trocknen hinausbefördert. Erst wenn die Paarungszeit um ist, beginnt

Salzafloß

Aufn.: Ennskraftwerke

TAFEL XIII

Der Langtaler-Ferner-See, Ötztal — Nach einem Bild von Thomas Ender



Obere Laaser Alm mit den Gletschern der Fernerwand und dem Angelus, Vinschgau — Nach einem Bild von Thomas Ender

TAFEL XIV

das Heueintragen, vor allem sind es die trächtigen Weibchen, die dies für das Wochenbett besorgen und Stockheu gibt es nun, nachdem alles aper geworden ist, genügend. Geschickt wird das trockene Gras mit den Nagezähnen und mit einer Aufwärtsbewegung des Kopfes ausgerupft und „zusammengerechnet", dann mit den Händen, einmal von links, dann von rechts zusammengelegt und ins Mäulchen gesteckt. Im Bau wird das Heu entweder zum Nest gelegt oder mit den Händen in Klüssen und Risse gestopft und mit dem Kopf, der ja mehrfach die Pfotenarbeit ergänzt, nachgestoßen und angedrückt. Während der Aktivitätsperiode im Sommer liegen die Tiere in Nestmulden, im Winter graben sie sich aber tief im Heu ein und daher geht dem Winterschlaf ein besonderes fleißiges Eintragen voraus.

Die übliche Art der Nahrungsaufnahme des Murmeltieres ist das Äsen. Ziemlich rasch schreitend, werden besonders Blätter, weniger gerne Gras gefressen. Abgebissene Stengel oder hochstehende Grasrispen werden auch im Männchenmachen verzehrt, jedoch sind es die jüngeren Tiere, die sich lieber aufsetzen, denn die älteren, behäbigen sind etwas bequemer.

Der ganze Tagesablauf wird natürlich weitgehend vom Wetter bestimmt und das Murmele verläßt morgens seinen Bau zeitiger, wenn am Vortage kalter Regen die Nahrungssuche unmöglich machte, konnte es am Abend vorher aber reichlich Futter aufnehmen, läßt es sich mit dem Aufstehen mehr Zeit. So bescheiden aber das Murmele vor und nach dem Erwachen aus dem Winterschlaf mit der Nahrungsaufnahme ist, so sehr muß es im Sommer zusetzen, und jeder sonnige Tag wird nun, da sich die Aufregung der Paarungszeit gelegt hat, ausgenützt, um zu fressen, und man findet nun auch Zeit den Körper zu pflegen, zumal nun auch der jährliche Haarwechsel eintritt. Fleißig wird das Fell mit Zähnen und Zunge durchkämmt und gereinigt. Dabei sitzt das Murmeltier fast auf der Kruppe, die Füße nach vorne gestreckt und mit den Händen zieht es seinen Balg von sonst unerreichbaren Stellen herbei, um dem Putzen nachkommen zu können. Nur die Kopfwäsche, die wir sonst von anderen Nagern kennen, gibt es beim Murmeltier nicht. Es kratzt sich im Gesicht lediglich mit den Hinterfüßen. Oft liegen die älteren Tiere nun flach auf einer warmen Steinplatte, oder wenn es einmal mittags zu heiß ist, dann schaut man mit dem Kopf aus der Röhre, in der es so wunderbar kühl ist. Mein alter, zahmer Bär hatte sogar die Gewohnheit, sich im Schatten zwischen zwei Steine zu legen, und zwar mit dem Rücken nach unten und dabei stemmte er die Füße gegen eine Wand. Er sah dann aus, als läge er in einem Bett und wartete nur darauf, zugedeckt zu werden.

Haben sich die Murmeltiere nun über den Sommer genügend angefressen und Fett angesetzt, ist ein neues Kleid gewachsen und haben die Katzen auch ihre Jungen groß gebracht, beginnt wieder eine Zeit, da man mehr ans Spielen denkt, wenn nicht gerade Heu eingetragen wird, was auch schon die zwei bis drei Monate alten Murmelaffen versuchen. An besonders schönen, warmen Herbsttagen flammen auch manchmal spielerische Kämpfe auf, die an die Paarungszeit im Frühling erinnern. Aber der kürzer werdende Tag, das allmählich eintretende kalte und regnerische Wetter, lassen bald wieder alle Triebe erlöschen und es kommt die Zeit des langen Schlafes heran.

Weit sind wir davon entfernt, die Geheimnisse dieses Vorganges, der jedenfalls eine ungeheure Umstellung des ganzen Körperorganismus mit sich bringt, zu erfassen und klären zu können. Hier sollen auch nicht wissenschaftliche Erkenntnisse, die alle noch im Anfangsstadium stecken, Platz finden. Ich will den Winterschlaf nur so schildern, wie er sich dem Beobachter zeigt, ehe man weiter für ihn und seinen Ablauf eine Erklärung sucht. Sicher bedarf es für den Winterschlaf einer langwierigen Vorbereitung, und nicht allein die Verminderung der Außenwärme ist der auslösende Umstand. Die nun feisten Tiere bauen langsam die Nahrungsaufnahme ab, bis sie endlich kaum mehr Futter zu sich nehmen und schließlich nichts mehr fressen. Immer seltener kommen sie an das Tageslicht, und wenn endlich der Bau von innen verschlossen wurde, werden die Schlafperioden immer länger. Alle zwei bis drei Tage erwacht einmal dies, einmal das andere und scheidet die letzten Kotreste und Urin aus. Die Darmleere scheint ein mitbestimmender Umstand

zu sein. Jetzt erst sinkt die Körpertemperatur, das Murmeltier wird sozusagen zum Kaltblütler und damit ist wohl die Hauptbedingung für den nun folgenden Winterschlaf geschaffen, der wohl freiwillig kaum unterbrochen werden wird. Ich möchte daher von einem vorbereitenden, dem tiefen und einem ausklingenden Winterschlaf sprechen. Denn nun folgt die ganze Entwicklung umgekehrt. Nach einem ersten Erwachen, das mit dem Absetzen geringer Mengen von hochkonzentriertem Urin verbunden ist, folgen, Wochen ehe das Murmeltier erstmals wieder an der Oberfläche erscheint, solche kurze Pausen häufiger. Einzelne Tiere krabbeln müde im Bau herum und endlich kommen alle Umstände, die zur restlosen Beendigung des Schlafes führen zum Durchbruch. Das lange Dasein unter der Erde ist aus und alle Kräfte treiben nun das Murmele hinaus in eine oft noch unwirtliche Welt.

Das neue Jahr der Murmeltiere beginnt im Frühling und das muntere Volk zeigt sich wieder dem, der die Freude an der Bergwelt mit ihm teilt. Aber nichts im Leben ist ungetrübt, auch die scheinbar so lebenslustigen Murmelen haben ihre Sorgen. Schon die Aufteilung des Lebensraumes birgt für manche, die verdrängt werden, eine große Gefahr. Sie werden vielleicht einmal von einem Fuchs, der sich auch dorthin verirrt, oder einem Marder gefährdet. Sie sind es wohl auch, die neben den unerfahrenen Jungtieren am häufigsten dem Steinadler zum Opfer fallen. Aber eine zu große Besiedlungsdichte ist für jede Tierart eine Gefahr, Krankheiten z. B. können sich in solchen Fällen leichter ausbreiten. Rund 45% seiner Nahrung stellen dem Adler die Murmeltiere und trotzdem haben sich in den letzten Jahrzehnten, als der Mensch beide schützte, auch beide vermehrt. Den erschreckenden Rückgang des Murmelbestandes nach dem ersten Weltkrieg hat der gewinnsüchtige Mensch verschuldet, da man damals noch an die Wunderkraft des Murmeltierfettes glaubte. Heute schafft die pharmazeutische Industrie aber sicher zumindest gleichwertige Mittel. Der Reiz des Verdienstes am Schießen des Murmeltieres ist geringer geworden, und, Gott sei Dank, auch die Freude am Töten dieses Tieres. Es gibt doch viele Jäger, welchen wir herzlichst dafür danken, in deren Revier die Murmeltiere ganzjährig Schonzeit haben. Der Adler, den jeder aufrichtige Bergfreund genau so ins Herz geschlossen hat wie das Murmeltier, wird dieses niemals ausrotten können. Ja, ich behaupte immer wieder, daß es sicher ein Zusammenspiel der Natur ist, wenn sich beide Arten gleichzeitig vermehrt haben. Das Auf und Ab in der Besiedlungsdichte gibt es bei allen Tierarten, aber keine hat je einmal die andere ausgerottet. Solche Eingriffe in die Natur waren seit jeher dem Menschen allein vorbehalten.

Wir versuchen ja in alle Geheimnisse der Natur und des Weltalls einzudringen. Wir Menschen möchten wissen wie es auf dem Monde aussieht, im Innern unserer Erde, in den Tiefen des Meeres. Die Funktion unseres Körpers erforschen wir genau so wie das Wachstum der Pflanzen und wir möchten aber auch wissen, wie die anderen höheren Geschöpfe, die Tiere, leben. Die Türen tun sich überall auf, aber wir müssen und dürfen nicht nur forschen, wir müssen das, was ist, schützen und schonen. Ja die Anstrengungen zur Erhaltung der Tierwelt der Alpen sollten sich in dem Maße verstärken, als der Mensch mit seiner Zivilisation immer mehr auch in den Bergen vordringt.

Schrifttum

Hediger H., „Jagdzoologie – auch für Nichtjäger". Verlag Friedrich Reinhardt A. G., Basel 1951.
Koenig L., „Beobachtungen über Reviermarkierung sowie Droh-, Kampf- und Abwehrverhalten des Murmeltieres (Marmota marmota L.)". Z. f. Tierpsychologie, Bd. 14, H. 4, 1957.
Müller-Using, „Beiträge zur Ökologie der Marmota m. marmota L.". Z. f. Säugetierkunde, Bd. 19, 1954.
—, „Zum Verhalten des Murmeltieres (Marmota marmota L.)". Z. f. Tierpsychologie, Bd. 13, H. 1, 1956.
Pfenner H., „Neue Beobachtungen zur Fortpflanzungsbiologie des Murmeltieres" (Vortrag bei der Tagung des Internationalen Ringes der Jagdwissenschaftler und des Österreichischen Arbeitskreises für Wildtierforschung, Graz 1955). Z. f. Jagdwissenschaft, Bd. 2, 1956.
—, „Neues vom Murmeltier (Marmota m. marmota Linné 1758)". Säugetierkundliche Mitteilungen, Bd. 5, H. 1.

Anschrift des Verfassers: Hans Pfenner, Innsbruck, Mößlgasse 26

Die Flößerei auf den alpinen Nebenflüssen der oberen Donau

Von Ernst Newerkowsky

(Mit 1 Bild, Tafel XIII)

In dem im Band 83 der Alpenvereinszeitschrift erschienenen Beitrag „Die alpinen Nebenflüsse der oberen Donau als Schiffahrtswege" hat der Verfasser geschildert, daß auf einzelnen dieser Flüsse eine ungemein rege Schiffahrt von außerordentlicher wirtschaftlicher Bedeutung bestanden hat, die zum größten Teil mit dem Bau der Eisenbahnen zugrunde gegangen ist, zum Teil aber darüber hinaus noch bis ins 20. Jahrhundert gedauert hat. Eine viel größere Zahl alpiner Nebenflüsse innerhalb des Raumes der oberen Donau diente der Flößerei. Der häufig, mitunter sogar in wissenschaftlichen Arbeiten nicht beachtete Unterschied zwischen Schiffahrt und Flößerei besteht darin, daß ein Schiff ein Hohlgefäß darstellt, in welchem Güter und Menschen auf dem Wasser befördert werden können, und das nach seiner Entladung bestehen bleibt, während ein Floß aus den zu befördernden Gütern selbst besteht und am Ziele seiner Fahrt sein Ende findet. Ein Floß ist in der Lage, noch eine Ladung zu tragen, die in der Regel aus Holz, in früherer Zeit und besonders dort, wo es keine Schiffahrt gegeben hat, auch aus anderen Gütern bestand. Es sei hier auch auf den oft gleichfalls nicht beachteten Unterschied zwischen der Flößerei und der Trift oder der Holzschwemme hingewiesen, der dadurch gekennzeichnet ist, daß bei der erstgenannten Holz in gebundener Form durch darauf befindliche Menschen geführt, bei der Trift aber das Holz lose dem Gewässer anvertraut und am Ende seines ohne Führung durch Menschen zurückgelegten Weges wieder aus dem Wasser herausgeholt wird. Die Flößerei auf den alpinen Nebenflüssen der oberen Donau war durch den Waldreichtum der Alpen bedingt. Ein Bedürfnis, Holz aus diesem Gebiet ins Vorland zu bringen, lag erst vor, als die Städte entstanden, es wird daher die Flößerei nicht über diese Zeit zurückreichen und ist auch erst im 13. Jahrhundert nachgewiesen.

Flößerei gab es in dem besprochenen Gebiet auf der Iller, dem Lech mit seinem Nebenflusse, der Wertach, der Isar und ihren Nebenflüssen Loisach, Ammer und Jachen, dem Inn und der Salzach mit den Nebenflüssen des ersteren, dem Ziller und der Mangfall, sowie den Nebenflüssen der letzteren, der Rauriser-Ache und der Lammer, dann auf der Traun mit ihren Nebenflüssen Ager, Vöckla und Alm, der Enns und ihren Nebenflüssen Salza und Steyr, und endlich auf der Ybbs, sowie in früherer Zeit auf der Erlauf und der Traisen. Die meisten dieser Flüsse wurden in ihrer ganzen Ausdehnung vom Beginne ihrer Flößbarkeit bis zu ihrer Mündung befahren, auf einigen war jedoch die Flößerei, durch wirtschaftliche Verhältnisse oder auch durch geologische Gegebenheiten bedingt, bloß auf gewisse Strecken beschränkt. Wurden auch Lech und Isar bis zur Mündung dieser Flüsse in die Donau befahren, so wurde doch die Mehrzahl der auf ihnen oder ihren Nebenflüssen herabgefahrenen Flöße in Augsburg bzw. in München ausgestreift. Auf dem Inn wurden in Mötz oder bereits in Roppen oberhalb der Mündung des Ötztales Flöße gebunden. Sie fuhren aber bloß bis zur Saline in Hall. Die Flöße vom tirolischen Unterinn dienten dem Schiffbau in den Bezirken Rattenberg und Kufstein oder gingen bis Rosenheim. Erst die unterste Innstrecke wurde von Flößen aus der Grafschaft Neuburg wieder in größerer Zahl bis in die Donau befahren. Die Flößerei auf der Rauriser-Ache war auf ein kurzes Stück oberhalb der Kitzlochklamm beschränkt. Auf der Salzach wurde die Flößerei nicht

nur unterhalb der Salzachöfen betrieben, sondern auch von Mühlbach im Oberpinzgau bis Bruck. Ebenso gab es auf der Enns oberhalb des Gesäuses Flößerei, die aber in Admont ihr Ende fand. Erst von Hieflau an war eine solche wieder möglich.

In manchen Flußstrecken wurde Flößerei nur kurze Zeit betrieben und dann wieder aufgelassen. Dies war der Fall auf der Sachen, der Rauriser-Ache, dem Ziller, der oberen Enns, der Ybbs, auf der schon früher einmal geflößt worden war, und auf der Mangfall, wo kurze Zeit hindurch Holz zur Saline nach Rosenheim geflößt, später aber nur mehr getriftet wurde. Auf der Enns oberhalb des Gesäuses konnte Flößerei erst in Angriff genommen werden, nachdem in der Zeit von 1865 bis 1867 einige Durchstiche fertiggestellt worden waren. Die Einrichtung der Ybbsflößerei erfolgte, als die Ausbeutung der Wälder des Ybbstales einer elsässischen Unternehmung übertragen worden war, und wurde von 1865 an durch 10 Jahre betrieben.

Hinsichtlich der Größe und der Bauart der Flöße herrschte eine außerordentliche Mannigfaltigkeit. Die kleinsten Flöße fuhren auf der Iller und der Steyr. Sie wurden bloß von einem einzigen Manne gelenkt, jene mit 2 Rudern, die er, in der Mitte des Floßes stehend, handhabte, diese mit einer sogenannten Krucken, einem Flößerhaken, der an einer Stange, der Schalt, ein rechteckiges Brettchen trug, das senkrecht dazu befestigt war. Mit dieser Krucken tauchte er, wie man sich ausdrückte, das Wasser. Diese Steyrflöße waren vier Meter breit und fünf Meter lang. Die Laden wurden nicht genagelt, sondern mit Seilen zusammengebunden. Für die Fahrt auf der Enns bis in die Donau wurden mehrere Ladenkarl, wie diese Flöße hießen, dachziegelförmig zusammengebaut, und die daraus entstandenen Ennsflöße hießen Schiftfuhren. Mit Ausnahme der Ladenkarl wurden die Flöße ausnahmslos mit Rudern gesteuert, die sich an den beiden Enden des Fahrzeuges befanden und mit je einem Flößer besetzt waren. Die Ruder hingen in aus gedrehten Zweigen geflochtenen Schlingen (Wieden), die an lotrechten Pflöcken angebracht waren. Diese wurden bei den Isarflößen als Ruderſäulen, bei den Lechflößen als Kipfen, bei den Flößen von Inn und Salzach, des Traungebietes und der Enns als Sturl bezeichnet. Auf den Ruderstangen war ein Stück Holz aufgenagelt, damit sie sich nicht drehen konnten und das Ruderbrett immer seine lotrechte Lage beibehielt, das Polsterbrett, am Lech als Balsterbrett bezeichnet. Auf der Iller fuhren übrigens neben den erwähnten Einmannflößen auch größere mit mehreren Rudern gesteuerte Flöße, auf der Steyr nicht. Wie alten Mautrechnungen zu entnehmen ist, mußte die Maut für die Flöße nach der Zahl der Ruder bezahlt werden. Die Bauart der Flöße zeigte eine ungemein sinnvolle Anpassung an die Gegebenheiten des Flusses. Sie war verhältnismäßig einfach auf den wasserreichen und hindernisarmen, dagegen oft sehr kunstvoll auf den wasserarmen und schwierig zu befahrenden Flüssen. Besonders war dies bei den Bretterflößen der Fall. Die Flöße bestanden je nach ihrer Länge aus einer einzigen Floßtafel oder aus deren mehreren. Diese hießen Gstöß, Gstör, Flügel, Gestrick, auf den österreichischen Flüssen gewöhnlich Kar (mit dumpfen a). Ein kleines Kar hieß ein Karl (mit hellem a). Die erwähnten Steyrflöße, die aus einem einzigen aus Laden (Brettern) gebildeten kleinen Kar bestanden, hießen deshalb Ladenkarl. Die kunstvollste Bauart wiesen die Flöße des Traungebietes auf und unter diesen vor allem die Almflöße. Es zeigte sich darin die außerordentlich gute Naturbeobachtung der Bewohner des Salzkammergutes und ihre Fertigkeit in der Holzbearbeitung. Die Flöße dieses Gebietes mußten wegen der zahlreichen Krümmungen der Flüsse waagrecht und wegen der zahlreichen Wehre und sonstigen Hindernisse in lotrechter Richtung sehr beweglich sein. Sie bestanden deshalb je nach der Art des Floßes aus 2 bis 4, ja auf der Alm bis zu 10 Karen, die untereinander durch Wieden verbunden waren. Je nach der Zusammensetzung, der Bauart und der Holzgattung unterschied man auf diesem Flusse Halbbaum-, Gaden-, Laden-, Leist-, Halb- und Buchenflöße. Die Halbbaumflöße bestanden aus einmal der Länge nach durchgeschnittenen Holzstämmen, die Gadenflöße aus einem Gaden, womit eine aus 42 „Saagploch" von 17 Wiener Schuh Länge bestehende Holzmenge verstanden wurde, die Ladenflöße aus geschnittenen Brettern, die Leistflöße aus einem Baumkar oder Halbbaumkar mit hinten

nachfolgenden Ladenkaren, die Halbflöße aus zwei Baumkaren und nachfolgenden Ladenkaren und endlich die Buchenflöße aus einem aus Fichtenstämmen bestehenden Kopfkar, dem 9 aus je 10 Buchenstämmen bestehende weitere Kare folgten. Die Breite der Almflöße war nicht größer als 2,90 Meter, ihre Länge überschritt 30 Meter nicht. Aus dem 16. Jahrhundert sind uns außer Halbbaumflößen, Gadenflößen und Puechenflößen Verirrte Tülln, später Vierte Tülln genannt, und Irrerflöße, aus Brennholz bestehend, bekannt, womit vermutlich gewöhnlich nicht gebräuchliche, vielleicht sogar verbotene Flöße bezeichnet worden sein dürften. Auch von Zweyfstoß, bloß aus zwei Karen bestehend, ist an der Alm die Rede. Je nach der Holzart werden um 1700 feichtene und buchene Flöße aus der Alm erwähnt. Da der wichtigste Ort an der Alm Viechtwang war, wurden die an der Mündung der Traun in die Donau aus Almflößen gebauten Donauflöße Viechtwängerflöße genannt. Dieser Name gab in seiner durch die mundartliche Aussprache entstellten Form Anlaß zu den abenteuerlichsten Worterklärungen.

Von der Traun, der Ager und der Vöckla kamen Baumflöße (Baumkar), Zwiegstöß, Bruckstreuflöße, Ladenflöße, Kraxen, und zwar die oberhalb des Traunfalls gebauten und über den Traunfallkanal, den Fahrbaren Fall, geführten Fallkraxen und die in Stadl gebauten Stangenkraxen. Diese Kraxen waren Rahmenflöße aus zwei Seitenbäumen und auf diesen angenagelten Schwartlingen bestehend. Der so gebildete Kraxenschragen wurde im Wasser umgedreht, so daß die Schwartlinge unterseits zu liegen kamen, und dann wurden von oben Laden (Bretter) oder Stangen (dünne Holzstämme) eingeschoben. Der Name dieser Flöße hat öfters zu unrichtigen Deutungen Anlaß gegeben. Die Fallkraxen waren nur kurz und hatten ein aus Laden bestehendes Kar vorgespannt. Die in Stadl-Paura gebauten Stangenkraxen hatten den Traunfall nicht zu durchfahren, konnten deshalb länger sein und bestanden, wie schon der Name sagt, aus Stangenholz. Bruckstreuflöße bestanden aus behauenem Holz für Brückenbeläge. Die Traunflöße waren bis zu 4,5 Meter breit und bis zu 30 Meter lang, die Ager- und Böcklaflöße etwas schmäler und gewöhnlich auch kürzer. Verhältnismäßig einfach waren die aus Stammholz bestehenden Enns- bzw. Salzaflöße gebaut, obwohl sie in den wilden Gebirgsflüssen bedeutenden Beanspruchungen ausgesetzt waren. Die nebeneinander liegenden Stämme des Floßbodens waren durch je ein Querholz, Wegspange genannt, am vorderen und hinteren Ende des Floßes zusammengehalten. Die Ennsflöße fuhren meistens drei- oder vierspannig, das heißt, sie waren mit drei oder vier Flößern bemannt. Sie waren nach vorne zusammenlaufend, am vorderen Ort gegen 6 Meter breit und hatten gewöhnlich eine Länge von 19 bis 20 Metern, doch war eine Länge bis zu 60 Metern gestattet. Aus dem Jahre 1605 sind uns nach Bauart, Beschaffenheit, Zweck und Ladung Khräxenflöß, Puechflöß, Saagflöß, Eisenflöß, Reiftilln, Scheitertilln und Steintilln überliefert. Die Oberinntaler Flöße werden als 26,6 Meter lang und 5,7 Meter breit geschildert. Die Flöße vom unteren Inn waren fast so groß wie die Donauflöße und waren bis zu 10 Meter breit und 60 Meter lang. Dabei bestanden sie aus drei bis vier Gstören. Auf der Isar gab es Baumflöße und Waldschragen, 1421 begegnen uns nach der Holzgattung Ensbaumflöße, Steckenflöße, Dillflöße und Scharbaumflöße, später feichtene, buchene und Lerbaumflöße (Lärchenbaumflöße). Nach der Länge in Fuß sprach man dort von Vierzigern, Fünfzigern, Sechzigern, Siebzigern und Achtzigern, wobei die Größe des bayerischen Fußes 29 cm beträgt. Die aus zwei Floßtafeln bestehenden Isarflöße hießen Gestrickte, und zwar unterschied man Buchengestrickte und Schnittbaumgestrickte. Die Größe der Mangfallflöße wird mit 16 Meter Länge und 2,9 Meter Breite angegeben. Auch auf dem Lech unterschied man die Flöße nach der Länge in Vierziger, Fünfziger usw. Auch von Langbaum- und Schnittbaumflößen ist dort die Rede. Die Wertachflöße waren wesentlich kleiner. An der Iller, die zur Gänze im schwäbischen Stammesgebiet liegt, sprach man von Bädrischen, Flaudern und Bretterriegeln. Diese letzteren werden als etwa 12 Meter lang und 3 Meter breit beschrieben. Die auf der Ybbs durch ein schwaches Jahrzehnt von Schwarzwaldflößern betriebene Flößerei wurde mit der oberen Donau fremden, aus 25 bis 36 Gstören von 3,8 bis 6 Meter Breite zusammengesetzten Flößen betrieben, die

eine hölzerne Riesenschlange von nahezu einem halben Kilometer Länge bildeten. Kurze Zeit hindurch hat man auf der Ybbs auch mit Flößern aus dem Traungebiet eine Ladenflößerei nach Art jener auf der Alm betrieben.

Stets waren die Floßböden mit Holz beladen, je nachdem mit Stammholz, Brettern oder Scheitholz. An den österreichischen Nebenflüssen hieß diese Ladung die Fassung. Auf jenen Flüssen, auf denen es keine Schiffahrt gab, sondern nur Flößerei, wurden die Flöße auch gelegentlich oder ständig zur Güterbeförderung und zu Personenfahrten benützt. Auf der Iller brachte man im 15. Jahrhundert die Steine zum Münsterbau nach Ulm, aber auch Tiroler Wein, sowie Kaufmannsgüter aus Südtirol und Italien. Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging wöchentlich ein mit Käse beladenes Floß von Kempten ab. Auf Lechflößen wurden in früherer Zeit Holzkohlen, Blei, Zinn, Kaufmannsgüter, aus Südtirol und Italien Wein, Öl, Gips, Arsen und Kalk, ja sogar Gold- und Silberwaren verfrachtet, im 18. Jahrhundert auch Vieh und Molkereierzeugnisse. Am Ende des 13. Jahrhunderts herrschte auf der Isar bereits ein lebhafter Verkehr mit Tiroler Wein. Außer diesem und sonstigen Waren aus Tirol und aus dem Süden kamen Baustoffe, Holzkohlen, Lebensmittel und Vieh, Geigen aus Mittenwald und bemalte Kasten aus Tölz. Von dort wurde auch eine große Menge Bier auf Flößen nach München gebracht. Trotz des regen Schiffsverkehrs auf dem Inn ist im 16. Jahrhundert von Flößen mit Wein aus Hall die Rede. Sonst wurden die Flöße auf dem Inn zum Gütertransport mit Ausnahme jener aus dem Oberinntal nach Hall kaum benützt. Ebenso finden wir auch keinen Gütertransport auf Flößen aus dem Traungebiet mit Ausnahme von Holzkohlen auf der Alm. Diese wurde auf Gadenflößen in Kohltruhen aus Brettern, die an beiden Enden mit Reisig abgeschlossen waren, befördert. Diese Flöße hießen Kohlflöße. Im reichlichen Maße wurden Güter auf der Enns mit Flößen befördert. Bis zur Errichtung eines Treppelweges längs des Flusses und damit der Ermöglichung der Schiffahrt im 16. Jahrhundert wurde das „Rauhe Eisen" in großer Menge auf den Eisenflößen aus dem Gebirge, insbesondere von den Ladstätten Großreifling und Weißenbach, nach Steyr und weiter befördert. Nach der Ladstattordnung vom Kasten in Weyer vom Jahre 1466 finden sich die verschiedensten Ladegüter für die Flöße, so neben Eisengeschmeide in Fässern, Armbrüsten, leeren Weinfässern auch hier wieder Venedische Güter, die über die Alpen an die Enns gebracht und auf dem Wasser weiterbefördert wurden. Mit Schleifsteinen beladene Flöße finden wir unter dem Namen Steintilln. Aus dem Jahre 1585 wird uns von Truppentransporten berichtet, die auf der Iller stattfanden, und im Jahre 1770 haben Auswanderer nach Ungarn auf diesem Fluß Flöße benützt, um von Kempten nach Ulm zu gelangen. Auch auf dem Lech wurden Truppen und Kriegsgerät zur Zeit der Türkenkriege auf Flößen befördert, und für Reisende gab es jedenfalls bereits 1741 Ordinarifuhren mit Flößen auf dem Lech nach Wien. Solche sind noch 1840 in der Zeitung angekündigt. In ganz besonderem Maße wurden die Isarflöße zu Personenfahrten benützt. Da waren es vor allem Truppen, die in den Türkenkriegen auf solchen Wasserfuhrwerken dem Kaiser zu Hilfe geschickt wurden, aber auch sonst waren die Isarflöße die gewöhnlichen Fahrzeuge für Personenfahrten nach den Donaugegenden, die mitunter auch von höchsten Herrschaften benützt wurden, wenn auch der bayerische Hof gewöhnlich den mit Schiffen befahrbaren Inn als Reiseweg benützte und seine Fahrten nach Wien von Wasserburg aus auf Schiffen unternahm. Auf der Isar fand ein regelmäßiger Personenverkehr auf Flößen statt, wofür es bereits 1450 einen Tarif für die Reisen aus Mittenwald gab. 1649 erhielten die 24 Tölzer Floßmeister leibgedingweise die Ordinarifahrt. Sie mußten zweimal in der Woche je ein Floß nach München entsenden, auf dem sie gegen billige Taxe Personen und Güter zu befördern hatten. Von München gingen noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wöchentlich ein Ordinarifloß nach Wien und eines nach Landshut. Das nach Wien fahrende Floß hieß in München Wienfloß und auf der Donau Münchener Floß. Der Fahrpreis betrug für die ganze Strecke drei Gulden. Wer aber die in der rauheren Jahreszeit geheizte Hütte benützen wollte, mußte den doppelten Preis zahlen. Später fuhren noch Vergnügungs-Passagierflöße von Tölz

nach München, deren Zahl 1936 mit 79 angegeben ist. Die in den letzten Jahren gefahrenen derartigen Flöße mit Bier und Blasmusik wurden in München zerlegt, und es wurde das Holz mit Lastkraftwagen wieder nach Tölz zurückbefördert. Diese werkwürdige Flößerei wird noch gegenwärtig betrieben.

Was die Zahl der auf unseren Flüssen abgegangenen Flöße betrifft, so ist es kaum möglich, darüber vor dem 19. Jahrhundert ein einigermaßen klares Bild zu bekommen, wenn wir auch gelegentlich darüber in Mautbüchern Angaben finden. Jedenfalls war die Zahl außerordentlich hoch. Eine Angabe aus dem Jahre 1567 würde die unwahrscheinlich große Zahl von 25.000 Traunflößen im Jahre ergeben. Dieser Zahl gegenüber erscheint die Angabe des Ebersdorfer Mautbuches für die Zeit von 1482 bis 1487 mit 892 Traunflößen als viel zu gering. Allerdings sind in dieser Zahl nur die nach Österreich unter der Enns gegangenen Flöße enthalten, und es dürfte viel Holz in Österreich ob der Enns geblieben sein. Außerdem liegt zwischen den beiden genannten Zeitpunkten die Zerstörung durch die erste Türkenbelagerung Wiens und der außerordentlich hohe Holzbedarf für den Wiederaufbau, wofür allerdings das Holz von den gesamten alpinen Nebenflüssen der Donau gekommen ist, auch den bayerischen.

Die Zahl der Illerflöße, welche in Ulm ankamen, betrug 1869 noch 3192 und nahm von da an ständig ab. Zwischen 1800 und 1850 fuhren jährlich etwa 3300 Flöße den Lech hinab. Um das Jahr 1600 sollen jährlich etwa 3500 Flöße in Augsburg angekommen sein. Die Zahl der auf der Isar nach Wolfratshausen gekommenen Flöße betrug im Jahre 1496 3639, von Tölz gingen im Jahre 1785 4888 Flöße ab. Den größten Umfang erreichte die Isarflößerei zwischen 1860 und 1870. Im Jahre 1865 kamen rund 10.000 Flöße nach München, im Jahre 1899 waren es rund 5000 und im Jahre 1928 immerhin noch 2500. Die wenigen Zahlen, die über Inn und Salzach vorliegen, geben kein klares Bild der Flößerei auf diesen Flüssen, die, wie wir gesehen haben, auf dem Inn keine durchlaufende war. Sie bewegen sich jedenfalls nicht in derartigen Größenordnungen, wie an den bisher besprochenen Flüssen. Sehr bedeutend war die Zahl der Flöße auf den Flüssen des Traungebietes. Wohl kamen in Stadl-Paura im Jahre 1865 von der Traun bloß 291 Flöße an, dafür von der Ager und der Vöckla 3528 und von der Alm 2960, somit insgesamt 6779. Für das Jahr 1854 wird die Zahl der Flöße von Ager, Vöckla und Alm mit etwa 12.000 angegeben. Noch 1912 kamen an der Mündung der Traun aus Traun, Ager, Vöckla und Alm zusammen 2616 Flöße an. An Ennsflößen gingen in den Jahren 1538 bis 1559 von Großreifling durchschnittlich 762 Flöße mit Eisen jährlich ab, etwas geringer war die Zahl der von der Ladstatt Weißenbach abgegangenen Flöße. Vor der Wende des 19. Jahrhunderts kamen jährlich etwa 2000 Flöße von der Enns nach Au an die Donau. Die Zahl der Flöße von der steirischen Salza kann zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit 400 bis 500, jene der Ladenkarl von der Steyr in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit jährlich etwa 400 angenommen werden. Die Zahl der während der zehnjährigen Dauer der Ybbsflößerei jährlich gebauten Riesenflöße betrug etwa 90.

Flößerei gab es auch auf einigen Alpenseen. Jene Seen, welche floßbare Abflüsse besaßen, hatten selbstverständlich Anteil an der Flößerei dieser Flüsse, wie der Hallstätter See, der Traunsee und der Attersee. Aber auch auf Seen, welche keine Verbindung mit einem flößbaren Gewässer besitzen, gab es Flößerei. Die Flöße mußten dann zerlegt und, soweit sie nicht dem Gebrauche der Seeanwohner dienten, über Land weiterbefördert werden. So wurden beispielsweise die Mondseeflöße am Seeausfluß auseinandergenommen, auf Wagen verladen und am Attersee wieder zusammengebaut. Die Bauart der Flöße auf den Seen war naturgemäß einfacher als auf den Flüssen. Sie bestanden ausschließlich aus Rundhölzern (Plochen), gewöhnlich von 4,5 bis 6 Meter Länge, die in einer Anzahl von 10 bis 16 Stück nebeneinander gelegt, zu Karen von 4 bis 6 Metern Breite in einfacher Weise durch quergelegte Ploche verbunden und noch mit weiteren Plochen beladen wurden. Solcher Kare wurden nun 6 bis 10 und mehr noch hintereinander gereiht und miteinander verbunden. In gleicher Weise wurden auf dem Traunsee die von der oberen Traun gekommenen und für die untere Traun bestimmten Flöße in einer

Anzahl von 6 bis 15 Stück miteinander vereinigt. Die Weiterbeförderung erfolgte durch Ziehen mittels eines Seiles vom Ufer aus, wobei von den Flößen aus das Anstoßen am Ufer verhindert werden mußte. Mitunter wurden die Flöße auch mit Stangen längs des Ufers weitergestoßen, gewöhnlich hat man sie durch hinten angesetzte Ruderschiffe weitergeschoben. Dazu dienten geruderte Einbäume und später Plätten, in letzter Zeit Motorplätten. Auch Segel hat man benützt, aber sicher nicht vor dem 18. Jahrhundert.

Ein Mittelding zwischen Flößerei und Schwemmen (Trift) auf den Salzkammergutseen ist die Holzbeförderung mittels der sogenannten Holzbogen, auch Holzboden genannt, die übrigens im Ausseerland sogar Flöße heißen. Das auf dem See zu befördernde Holz wird mit Holzstämmen umfaßt, die mit Kettengliedern aneinandergehängt sind (Wechsel) und von am Ufer angehängten Plätten oder vom Land aus mit Winden gezogen werden. Mit Plätten wird der Holzbogen vom Ufer abgehalten. Auf dem Tegernsee und dem Ammersee, auf dem gleichfalls eine solche Beförderung des Holzes stattfand, sprach man von Scheren bzw. Geschären. Im Zusammenhang mit dieser Art der Holzbeförderung auf dem Königssee stand der dortige sogenannte Holzsturz, bei dem aus großer Höhe tausende von Holzstämmen durch einen aufgestauten Bach in den See hinuntergeschwemmt wurden, wenn der bayerische Hof in Berchtesgaden residierte, und der als ein ungemein erregendes Schauspiel geschildert wird. Selbstverständlich war die Flößerei auf jenen Flüssen, auf denen gleichzeitig Trift stattfand, durch diese schwer behindert; so gab es z. B. auf der von Flößen in großer Zahl befahrenen Isar auch eine Trift von Brennholz während des Winters bis München, die bis zum Jahre 1867 betrieben wurde, ebenso wurde auch auf der Traun bis Ebensee getriftet, doch war hiedurch mehr die Schiffahrt als die in dieser Strecke ohnedies nicht sehr bedeutende Flößerei behindert. Die schwerste Behinderung stellten die zum Auffangen des Triftholzes errichteten Rechen dar, die teils nur mit großer Schwierigkeit, teils überhaupt nicht durchfahren werden konnten. Am oberen tirolischen Inn endete die Flößerei überhaupt beim Rechen in Hall, da Floß- und Triftholz der Saline dienten. Anders war es beim Rechen an der Salzach in Hallein. Die von oberhalb aus Golling gekommenen Flöße, deren Zahl 1865 mit 941 angegeben wird, mußten den Rechen durch die bloß 14 Fuß breite „Lucken" durchfahren, konnten daher nur ganz klein sein. Erst unterhalb Hallein gab es größere Flöße. Auch der Rechen an der Enns bei Großreifling mußte von den Flößen durchfahren werden.

Der Betrieb der Flößerei auf den Flüssen war gefahrvoll und stellte an die Flößer hohe Anforderungen. Großes Gefälle, Felsen im Flußbett, Kugeln und Kachlete, Furten, Schwälle und Stromschnellen kennzeichneten den alpinen Charakter der Wasserstraßen. Dazu kamen die zahlreichen Wehre, die in schmalen, steilen Floßgassen (Flößeln) durchfahren werden mußten, oder Brücken mit ihren eng gestellten Pfeilern. Die Traunflößerei zog Nutzen aus den für die Salzschiffe von den Seeklausen in Steeg und Gmunden gegebenen Klauswässern und die Ennsflößerei aus dem von der Prescenty-Klause den Salzaflößen mitgegebenen Schwöllwasser. Wenn Alm und Steyr nicht genügend Wasser hatten, mußten die Flöße durch die engen, gewundenen Mühlbäche fahren. Häufig kam es vor, daß die Flöße an seichten Stellen des Flusses auffuhren. Wenn man nicht loskam, blieb oft nichts anderes übrig, als das Floß zu zerlegen. An Iller, Lech und Isar trachtete man, mit vorgespannten Brettern das Wasser zu schwellen und das Floß durch einen sogenannten „Hund" flott zu bekommen.

Die Flößerei war seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Rückgang, was mit dem Bau der Eisenbahnen zusammenhängt. In den letzten Jahrzehnten hat der Kraftwagen, der das Holz aus dem Wald unmittelbar an den Verarbeitungs- oder Verwendungsort bringt, und die Erschließung der Wälder durch Waldstraßen der Flößerei das Ende bereitet. Der heute schon sehr weit fortgeschrittene Bau von Kraftstufen an den alpinen Nebenflüssen der Donau würde die Fahrt der Flöße ohnedies nicht mehr gestatten.

Schließlich wollen wir noch einen Blick auf die Menschen werfen, welche mit der Flößerei ihr Brot verdienten. Mit zwei kurzfristigen Ausnahmen, die in die letzte Zeit des Flößereibetriebes fallen, waren es durchwegs Bewohner der Alpen, bzw. der Voralpen, welche

diesem gefahrvollen Berufe oblagen. Die eine dieser Ausnahmen waren 10 Jahre lang die erwähnten Schwarzwaldflößer auf der Ybbs, worüber wir oben gesprochen haben. Die zweite wesentlich unerfreulichere Ausnahme waren Italiener, welche unter einem Unternehmer im Auftrage einer volksfremden Prager Holzhändlerfirma eine Zeit hindurch auf der Salza die früher von Einheimischen betriebene Flößerei durchführten. Diese Firma hatte langfristige Holzverträge mit dem k. k. Ackerbauministerium geschlossen und zog die Ausländer heran, um die Löhne zu drücken. Im allgemeinen hießen die Unternehmer der Flößerei Floßmeister, an der Iller sprach man von Floßherren. An manchen Flüssen waren die Sägewerksbesitzer die Flößereiunternehmer. Unter den Floßmeistern seien besonders jene von Augsburg hervorgehoben, von denen einer, der auf dem Lech die Schiffahrt einführte, 1629 ein kaiserliches Privileg für seine Wasserfahrten erwarb. Die Schiffahrt spielte auf dem Lech keine bedeutende Rolle, aber die drei Augsburger Floßmeister, welche es in der Folge stets gab, konnten sich bis zum Untergang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation des immer wieder erneuerten kaiserlichen Privilegs erfreuen, das es auf keinem anderen Flusse gab. Die Floßmeisterrechte waren sonst im allgemeinen von den Schiffmeisterrechten getrennt. In Steyr hießen die Floßmeister gewöhnlich Holzhändler.

Die Flößer selbst führten verschiedene Bezeichnungen. An der Iller sprach man vom Oberknecht oder vom Oberflößer und vom Nachknecht, am Lech vom Fergen, der beim vorderen Ruder stand, und vom Steuermann oder Aufrichter an einem der rückwärtigen. Von Füssen bis Lechbruck gabs noch einen eigenen Lechflößer. Auch bei den Isarflößen sprach man vom Fergen und vom Steuermann. Ein weiterer Flößer hieß der Drittferg. Auf den Traunflößen gabs beim vorderen Geschirr den Nauführer, bei den hinteren Geschirren den Stoirer und den Knecht. Zum Unterschied von den Almfahrern auf dem Almfluß hießen sie die Traunfahrer. Auf der Enns sprach man vom Vorflößer und vom Stoirer. Bei den vierspannigen Flößen, das waren solche mit vier Rudern, waren vorne der Fahrer und der Stutzenknecht, hinten der Stoirer und der Wildbahner. Ein fünfter Flößer hieß der Zugreifer. Die Führer der Ladenkarl auf der Steyr hießen Ladenkarlfahrer oder auch Ladenführer. Die 14 Flößer eines Ybbsfloßes bildeten eine Flößerpaß.

Mancher Flößer fand auf seiner gefahrvollen Fahrt in den Fluten des Flusses ein kühles Grab. An solche traurige Ereignisse erinnern uns noch heute manche Marterln mit ihren naiven, aber volkskundlich oft ungemein wertvollen Darstellungen des Unglücks. Einem Unfall aber glücklich entkommene Flößer stifteten Votivbilder in Wallfahrtskirchen oder Kapellen, auf denen ihre wunderbare Rettung verewigt ist. Noch heute finden sich solche Erinnerungstafeln an Ort und Stelle, manche haben auch den Weg in Museen gefunden. An der Enns heißt heute noch eine Stelle der Flößerfreithof, weil dort häufig die Leichen der Ertrunkenen angeschwemmt worden sind. War das Ziel der Fahrt glücklich erreicht, so trat der Flößer, beladen mit den Werkzeugen, dem Seil und der Flößertasche, die seine Habseligkeiten barg, zu Fuß den Heimweg an, um auf dem Einbindplatz, dem Anmachplatz, wie ihn die Schwaben nannten, ein neues Floß zu bauen und damit neuerlich die gefahrvolle Reise anzutreten. Anstatt des Seiles zum Anheften des Floßes bedienten sich die Isarflößer der Dünsel, einer dünnen Stange, gewöhnlich eines Buchenschößlings, mit je einer aus Weiden geflochtenen Schlinge an den beiden Enden. Das Ausstreifen des Floßes brauchte der damit angekommene Flößer nicht zu besorgen. Das Zusammenbauen der Donauflöße aus den von den Nebenflüssen herabgekommenen Flößen besorgten die Donauflößer.

Das Ausstreifen der Baumflöße wurde an den Floßländen mit Pferden vorgenommen, welche die Ploche einzeln auf den Holzplatz zogen. Einer der drei Ausstreifplätze für die Isarflöße in München befand sich bei dem einstmals sehr berühmten, heute längst verschwundenen Gasthaus „Zum grünen Baum", das nicht nur von Flößern, Münchener Bürgern, Studenten und Künstlern, sondern auch von den höchsten Persönlichkeiten aufgesucht wurde, und an das heute noch eine Erinnerungstafel am linken Isarufer unterhalb der Ludwigsbrücke erinnert.

Die Flößer waren an manchen Orten zu Innungen zusammengeschlossen, wie beispielsweise die Tölzer Flößer, die 1640 eine Handwerksordnung bekamen. Aber schon im Jahre 1430 gab es in Mittenwald an der Isar eine Wasserrottordnung, welche einen ordentlichen Umgang in der Beistellung der Flöße und die Entlohnung für die Beförderung der Güter mit den Flößen festsetzte. In Steyr waren die Flößer mit den Schiffleuten in der Schiff- und Floßleutzöch vereinigt, die im Jahre 1655 vom Bürgermeister, Richter und Rat der Stadt Steyr eine Ordnung bekam, „nach welcher sie sich in und außer Land zu richten hatten".

Die schöne Fahne der Innung hat sich erhalten. Ebenso gibt es noch Fahnen der ehemaligen Flößerzechen in Langgries an der Isar, in Timmelkam an der Vöckla und in Viechtwang an der Alm.

Nunmehr gehört die Flößerei auf unseren Alpenflüssen der Geschichte an. Das Bild der Heimat ist um ein Stück ärmer geworden. Der Flößer ist verschwunden, man hat ihn aber nicht vergessen. An der Ludwigsbrücke in München grüßt uns Professor Eberles allegorische Gestalt eines Isarflößers, und Professor Kölbe hat ihm im Auftrage des Münchener städtischen Kulturamts im heute verwaisten Floßhafen an der Isar ein prächtiges Denkmal gesetzt. Dem Lechflößer hat Professor Höne am Ufer des Flusses in Lechbruck ein würdiges Erinnerungsmal geschaffen, und vor drei Jahren hat der Magistrat der Stadt Steyr an einer großen freien Wandfläche eines Hauses durch den akademischen Maler Otto Götzinger ein Mosaik anbringen lassen, das einen kraftvollen Ennsflößer zeigt, der sich auf seinen Flößerhaken stützt. Die Inschrift unter dem Bild besagt:

„Des Flößers gefahrvolle Arbeit ging zu Ende,
Seitdem die Enns Turbinen treibt.".

Schrifttum

Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, I. Band (1952), 623 Seiten Text, 140 Bilder, 17 Tafeln mit 75 Tafelbildern; II. Band (1954), 516 Seiten Text, 210 Bilder, 19 Tafeln mit 56 Tafelbildern.

Anschrift des Verfassers: Hofrat i. R. Dipl.-Ing. Dr. Ernst Neweklowsky, Linz/D., Steingasse 18

Bergnamenkunde zwischen Enns und Rhein

Stand, Mittel und Wege der Forschung

Von Karl Finsterwalder

Bergnamenforschung wurde oft zu sehr am grünen Tisch, in der Gelehrtenstube getrieben, nur mit ein paar Wörterbüchern. Entscheidend wichtig ist aber hier Kenntnis der Volkssprache und ihrer manchmal verwickelten Schicksale, Einsicht in die örtlichen und gebietlichen Verhältnisse der Natur, der Siedlung und Bevölkerung einst und jetzt. An diesen entscheidenden Punkten der Forschung hat schon vor Jahrzehnten der Alpenverein eingegriffen durch eine ganz besondere Pflege des Namenteils seiner Hochgebirgskarten. Schon der Altmeister der Mundartforschung Josef Schatz († 1950) und der bedeutendste Territorialhistoriker Tirols, Otto Stolz († 1957), arbeiteten maßgebend an ihr mit, sorgten im Verein für ihre stete Berücksichtigung. Sie wird seit 1926 von einem eigenen und ständigen Mitarbeiter, der sprachlich und geographisch geschult ist, besorgt, dem Unterzeichneten; dadurch wurde enges Ineinandergreifen der Arbeitsgänge in der Kartenherstellung gesichert. Wertvolle Namenarbeit an den Karten der Sonnblick- und Granatspitz-Gruppe und wichtige Aufsätze in der „Zeitschrift" 1940 und 1942 verdanken wir Franz Waldmann. — Wer den Namenstoff der Karten an seiner Quelle kennen lernte, bei den besten Trägern der Volksüberlieferung, nicht bloß bei Erkundigung im Tal, sondern immer an Ort und Stelle, der bekam dabei — wissenschaftlich kritisches Denken vorausgesetzt — viel mehr mit, als was zum bloßen Einzeichnen und genauen Wiedergeben auf einer Karte nötig ist; den lassen die Rätsel und Aufgaben der Namenforschung auch nach der Feldarbeit nicht los, veranlassen ihn, die urkundliche Überlieferung in Archiven zu befragen, aber auch über das Kartengebiet hinauszugreifen, wo sich Ähnliches wiederfindet — wo sich manches erklärt, was als Einzelfall eine offene Frage bliebe. Aus diesem erwanderten, aber auch aus der Vergangenheit gewonnenen Stoff möchte ich, nach Jahrzehnten dieser eingehenden Beschäftigung mit ihm, einiges dem namenkundlich eingestellten Laien (neben dem Forscher) vorlegen, und zwar solches, das vermöge seiner geographischen Bedeutung, landes- und volkskundlichen Aussage und seines häufigen Auftretens einen weiteren Kreis anspricht; und noch ein Motiv möge dabei Verständnis finden: der Verstümmelung unserer Bergnamen im Zuge des Fremdenverkehrs, bei ihrer Übernahme in Karten, Fahrpläne und Werbeschriften — eine Literatur, der das Bodenständige, Altertümliche, Urwüchsige oft etwas Wesensfremdes ist — durch einen Hinweis auf den echten Ursprung der Namen zu steuern!

Wanderung und Wechsel der Bergnamen

Bergnamen sind nicht die älteste sprachliche Schicht einer Landschaft. Schon oft wurde festgestellt, daß der Großteil der heutigen Namen von Bergen nicht in erster Linie dem Berg oder Gipfel, sondern tiefer gelegenen Örtlichkeiten gegeben und erst nachher auf den Berg übertragen wurde. So sind die Bergnamen die äußersten jener Spuren von menschlicher Naturauffassung und Tätigkeit im Gelände, die Flurnamen heißen. Nur selten sind sie in der Art wie die Ortsnamen durch alle Sprach- und Volksschichten, die im Laufe der Zeit abgelagert wurden, hindurchgegangen (über solche Schichten vgl. den lehrreichen Überblick von W. Brandenstein, Zeitschr. 1935). Überwiegend enthalten Bergnamen — außer bei überragenden Massiven zunächst den Talorten — keine uralten

sprachlichen Gebilde. Darum können sie in dieser Zeitschrift, wenn auch nur in knapper Form, erklärt werden. — Größtenteils sind sie „aufgewanderte" Namen, nach Weilern und Höfen am Fuße des Berges, nach Almen, Mähdern, Wäldern oder Bächen in tieferer Lage gegeben. — Auch in jüngster Zeit traf ich noch auf mangelnde Kenntnis dieser dem Bergsteiger selbstverständlichen Beobachtung: Freilich liegt es — oberflächlich gesehen — nahe, z. B. den Acherkogel im Ötztal — schon die Schreibung mit »ch« führt irre — mit der Ötztaler Ache zusammenzubringen; der Berg ist aber nach dem Aherkar und Aherbach an seiner Südseite benannt, die vom Baumnamen „Aher"= „Ahorn" kommen, und wiederholt sich im Pitztal. — Das Hafelekar über Innsbruck wird immer wieder zu einem „Töpfchenkar" verniedlicht („Kar, das wie ein Töpfchen ausgesehen hätte"); aber alle seine Nachbarkare in der Nordkette haben ihre Namen nach Besitzern. Das benachbarte „Müllnerkar" bedeutet „Kar der Mühlauer" (für die Einwohner von Mühlau ist noch Ende des 18. Jahrhunderts „Mühlner" gebräuchlich), der Name „Tunigenkar" enthält einen Hofnamen aus dem östlich Innsbrucks gelegenen Dorf Arzl (zu „Tunig" = Anton). Zum Überfluß liefert hier auch noch die historische Methode einen Ertrag: unser „Hafelekar" lautet 1762 „Haveles-chor", ist also offensichtlich ein besitzanzeigender Name und enthält den in Tirol seit langem einheimischen Namen Hafele, der wahrscheinlich ebenfalls ein Arzler Vulgoname war. Ähnlich ist „Ackerlspitz" (Kaiser) von einem Hofnamen in Going ausgegangen. Der Zusammenhang von „Watzmann" mit den im 13. Jahrhundert urkundlich um Reichenhall genannten Personen dieses Namens und dem gleichnamigen Hof in der Ramsau kann nicht übersehen werden.

Manchmal wird so der reine Personenname — hier eben „Wazaman" — zum Bergnamen, ohne daß »-kar, -berg« oder ähnliches hinzugesetzt wird; so noch etwa bei Schweikert (Kaunertal), Wörner (Karwendel), Hippold (Tuxer Voralpen), Haunold (Pustertal); wahrscheinlich auch bei dem — freilich nicht einen so alten Namen enthaltenden — „Patteriol" (s. unten).

Der Zusatz „Hoch-" bei vielen solcher aufgewanderter Gipfelnamen ist nicht ein überflüssiges, erst von Touristen aufgebrachtes Prädikat, sondern kennzeichnet den von unten aufgestiegenen Namen, wenigstens bei aufgewanderten Flurnamen, z. B. in „Hohe Geige" (Geige bezog sich ursprünglich keineswegs auf den Gipfel), bei Hohe Fürleg (Walderkamm), Hochnissl (bei Schwaz), Hohe Warte (bei Innsbruck) — fast überall, wo eine tiefergelegene Örtlichkeit der Ausgangspunkt war (Kleine Geige, Nieder- und Mitter-Fürleg, Niedernissl usw).

Da viele Bergnamen nur einem Teil der Bevölkerung geläufig waren — 1499 beklagt sich ein „Pfleger" von Ehrenberg, Gossenbrot, daß er trotz vielem Nachfragen „der Berg Namen dermalen nit erfaren" könne — unterliegen sie auch nicht der Kontrolle der Gesamtheit, sind lange, ja bis heute noch im Flusse; schon jener Pfleger erwähnt die Tatsache, daß die Berge auf verschiedenen Seiten andere Namen hätten; wahrscheinlich hatten sie mehr als einen auch auf der gleichen Seite, je nachdem die eine oder die andere nutzbare Lage bei ihrer Benennung im Vordergrund stand; den in der historischen Überlieferung nicht selten vorkommenden Namenwechsel bei ein- und demselben Berg können wir am besten mit solchen nebeneinander bestehenden Namen erklären.

Ein gewisses geographisches Wandern von Namen ist auch in der sprachlichen Umschichtung unserer Alpenländer begründet: Älteres, unverständlich Gewordenes wird im Gebrauch jüngerer Volksschichten, die eine andere Sprache sprechen, durch Neugebildetes zurückgedrängt: um 1500 ist der Name der Serles (Stubai), damals Sörls geschrieben, ein Flurname auf der Weidegrenze zwischen Mieders und Matrei am Waldraster Jöchl, der Gipfel führte den schönen Namen Sonnenstein; im 19. Jahrhundert erscheint die altromanische Benennung „Serles" durch „Waldrastjöchl" verdrängt, sie ist zum Gipfel hinaufgewandert, der Name Sonnenstein dafür auf die zweithöchste Erhebung der Gruppe verwiesen (W 2, 208).

Geographische und sprachliche Überlieferung von Namen durch das Volk

Geographisches Überblicken größerer Gebirgsgruppen liegt dem Volk nicht; der Name Karwendel (im garwéntl) gilt z. B. auch heute noch bloß für das Karwendeltal bei Scharnitz; dieser Umstand ist auch eine Voraussetzung für die „Rangerhöhung" von Namen kleinster Objekte zu Namen ganzer Berggruppen und Paßlandschaften — nach Einzelhöfen sind z. B. Hochschwab und Brenner benannt; nach einer unscheinbaren Stelle der Glunggezer (bei Hall i. T.), der Kraxentrager (Zillertaler) hat seinen Namen von einer niedrigen Felsfigur im Grat, in alten Grenzbeschreibungen wird an solche landschaftliche Einzelheiten angeknüpft. Die Grenze des Augsburger Wildbannes im Jahre 1059 springt von dem mächtigen „Widerostein" auf die bloß 4 m hohe Felspyramide des „Dürchelstein" (heute „der Spitzige Stein" genannt) über (Jb. 1956, S. 21), als Grenze des Pinzgaus erscheint 1146 der unbedeutende mons Havenaere (s. unten, 1.). — Der Innsbrucker Topograph Georg Ernstinger nennt 1579 die ganze lange Nordkette über Innsbruck „die Frauhüt", denkt also bloß an den so benannten Felsturm, der freilich so auffällig geformt ist, daß sich an ihn die Sage heftete. Dabei hatte dieser Bergzug wegen seiner zwischen Brandjoch und Pfeis einförmigen Längserstreckung sehr wohl einen zusammenfassenden Namen, „Lengenperg", urdeutsch langin berg(e), das ist „beim langgestreckten Berg" (in Hötting bei Innsbruck noch zu hören).

Bei dem geographischen Schwanken mancher Bergnamen und ihrer Entstellung durch Volks- und Gelehrtenetymologien haben die urkundlichen, überhaupt historischen Zeugnisse für ihr Verständnis oft ausschlaggebende Bedeutung. Ohne sie wären Namen wie Karwendel, Laliders, Pendling, Simmering, Urkund, Torhelm, Gilfertsberg, Onschen (am Tannberg), Sparggekopf bei Imst (s. unten) auch von gewiegten Sprachforschern nicht richtig zu erklären. Selbst Schreibformen aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind noch sehr aufschlußreich. Dagegen wäre es ein falscher Weg, nach der wahren Bedeutung von Bergnamen direkt das Volk zu befragen; hier bekommt man die unbrauchbarsten Vermutungen zu hören, die jeder Sprachentwicklung widersprechen. Auch die Sagen, die sich um solche Namen ranken, sind für die Etymologie unverläßlich, sind meist nachträgliche Erfindungen (ätiologische Sagen). Nur für Aussprache der Namen, Kenntnis der Besitzzusammenhänge usw. ist das Volk die richtige Quelle. Da heute noch die Meinung besteht, es gäbe gar keine brauchbare historische Überlieferung für unsere Bergnamen, sei kurz darauf hingewiesen, wie lange schon die heute noch üblichen Bergnamen im Urkundenwesen und auf Karten überliefert sind — sie sind ein verpflichtendes Erbe für den Namenforscher; im Folgenden mag auch die besondere Eigenart einzelner Quellen kurz zur Sprache kommen.

Die Gebirgskenntnis von einst und die schriftliche Überlieferung

An der Benennung talnaher eindrucksvoller Bergstöcke war zwar die ganze Bevölkerung beteiligt, wenn jene als Sitz der Gewitter galten („Wetterstein, Feuerstein, Wetterwand, Donnerkogel, Turnerkamp") oder durch Muren und Lawinen besonders unheilvoll ins Leben des Tales eingriffen (s. unten „Tschirgant"); Kenntnis von entfernteren Teilen des Gebirges konnte sich aber nur bei einigen Berufsständen der mittelalterlichen Alpenbewohner entwickeln. Der Hirte, besonders der Schafhirte, durchstreifte den Berg bis zu den einsamen Karen seit der romanischen, ja prähistorischen Zeit. Vorrömische Kar- und Bergnamen sind z. B. in den Zillertalern: Nofertens, Ertens, Ellens, Nappas, Naudes, Tettens (dreimal); romanische Namen, z. B. Reál, Faun, nördlich benachbart Lizúm, Sidanne, Pfunds (dieses gerade am „Boden", fundus, eines Tals am Rastkogel gelegen), — alle weisen auf vordeutsche Nutzung der von Natur nutzbaren Lagen hin. Es überrascht etwas, daß in Kärnten nach Kranzmayer in „Die Bergnamen Österreichs", Wien 1955, S. 14, erst im späteren deutschen Mittelalter die Almwirtschaft eingesetzt haben soll.

Seit ältester Zeit war das Hochgebirge erst recht das Reich des Jägers (prähistorische Funde z. B. am Däumlkogel, Dachstein, am Steinberger Joch im Alpachtal!); in einer Kundschaft, die über die Grenzen der Herrschaft Rottenburg im Karwendel und Rofan im Jahre 1350 bei erfahrenen Einheimischen aufgenommen wurde, heißt es: „der vorgenent leut etleich (etliche) waren vederspiler (Raubvogeljäger), etleich draechsel (Drechsler, die die Zirbenholzwälder aufsuchten) und sie pauten („bewohnten" oder „suchten auf") das gepirg allzeit und (es) waren in (ihnen) die gepirg paz (besser) chunt als ander leuten" (O. Stolz, ZAV 1928, S. 34).

Solches Wissen fand seinen Niederschlag in historischen Denkmälern. In Salzburger Urkunden kommen als auffallende Grenzpunkte der mons Incudicus (= Schmittenstein, eigentlich „Amboßstein"), der Gaisberg (Geizloperch), der Göll bis zum 12. Jahrhundert vor, der Torstein (Dachstein) schon 1238, in den Brixner Traditionen scheinen u. a. schon im 11. Jahrhundert der Col di Lana (Mons Lanaga), die Fanesgruppe (Petra Vanna), der Latemar (Crispa de Laitemar), in den Freisinger Urkunden des 12. Jahrhunderts z. B. der „mons Spizzinch" in den Schlierseern, der Laber bei Oberammergau („mons Loubari", d. i. „Laubberg"), der Sunkenberg beim Eibsee (mons Sunco) auf. Freilich behalf man sich daneben auf weite Strecken (im Hochgebirge) auch wieder bloß mit formelhaften Angaben wie „per cacumina montium", „in alle Höhe des gepirgs", ein Zeichen dafür, daß wegen mangelnder Durchsiedlung in so früher Zeit manche Gebiete fast namenleer waren. Im Spätmittelalter schwillt der Strom der Überlieferung zu großer Breite an — in den Grenzbeschreibungen der Gerichte, Forstbanne und Herrschaften wie in den Weistümern, Öffnungen oder Taidingen, den Agrarrechten der einzelnen Dorf- und Talschaften; fast jede Gemeinde „öffnet" oder „weist" dem beim Taiding vorsitzführenden Richter die Grenzen ihrer Weide und Holznutzung und nennt dabei viele unserer bekanntesten Gipfel, für uns zum ersten Mal. Im 17. Jahrhundert werden auch höchste, entlegene Gipfel wie Driblaun (Tribulaun), „Reete" für die Feuersteine, Hoche Peunt (Puitkogel, Piztal), Umbkhindt (Urkund), Hochfürst (Hochfirst, Gurgl), viele Gipfel der Tauern und der Schobergruppe genannt. Das so Zustandegekommene ist aber bloß ein Ausschnitt der Bergnamenkarte. Ein ganz eigenartiges Zeugnis für vollständige Hochgebirgskenntnis am Ausgange des Mittelalters gibt es für Tirol, das fast alle damals bekannten Bergnamen eines ganzen Landesfürstentums vor uns ausbreitet. Das ist das Gejaidbuch König Max' I. vom Jahre 1500, neben dem auch ein steirisches Gejaidbuch auf Geheiß des nachmaligen Kaisers angelegt wurde; unschätzbar für den Namenforscher, weil in der Wiedergabe der volkstümlichen Namen dort lautgetreues Aufzeichnen die Richtschnur war, nicht wie später die Besserwisserei des Städters gegenüber dem Landvolk! Nach dem unmittelbaren Gehörseindruck muß da der Oberjägermeister Graf Spaur die Angaben seiner Jagd- und Forstknechte über Berge und Reviere aufgezeichnet und freilich dabei z. B. die Ortsnamen Feuchten und Elbigenalp mit dem damaligen Verhältniswort ze, ze(r) zusammengeschrieben haben als „Serfeuchten, Sälbigenalp"; dafür blieb ihm bei „Sexegerten" (Taschach) — damals wahrscheinlich Sexenégert gesprochen — das Anfangs-s in der Feder: „Etzneger" (Vb. 1951, S. 38). Eine flächenhafte und noch exaktere Kenntnis des Gebirges liefert mit dem Rüstzeug der erwachenden Geographie der von der Renaissance geweckte Erkenntnisdrang mit seinen ausführlichen Landesbeschreibungen und Kartenwerken, als wichtigste hier herausgegriffen die Karte und der Text des „Tyrolischen Adlers" von Matthias Burglehner (1603—1610), im bayrischen Gebirge die Descriptio Bavariae von Philipp Apian aus dem Jahre 1568 und seine Karte des Landes Bayern — freilich das Werk eines Humanisten, der manchmal antike Namen bei uns einschmuggelt. — An Namenreichtum wetteifert bereits mit modernen Karten das Riesenwerk „Atlas Tirolensis" der beiden Bauernkartographen P. Anich und Bl. Hueber aus der Zeit Maria Theresias (1776), die Karte der „Provincia Arlbergica" vom gleichen Hueber und die ebenbürtigen Werke von Vischer, 1669, und Schütz, 1787, für Oberösterreich. Als amtliche Grundlage für die Grenzen der Länder und Herrschaften stellen sie auch abgelegene Gegenden sorgfältig dar. Was die sprachliche Fassung der Namen angeht, so guckt dem

Bauernkartographen Anich, der seine geodätische Ausbildung unter großen Entbehrungen sich neben seiner ländlichen Arbeit bei den Jesuiten in Innsbruck holte, trotz allem doch das Zöpfchen des Rationalisten über die Schulter, wenn er uns über manche Bergnamen beim Niederschreiben gleich aufzuklären sucht. Auf ihn geht die irreführende heutige Fassung des Namens Karwendel zurück. Die Jahrhunderte vor ihm schrieben Gerwendel (1307 Gerbintla), das 15. und 16. Jahrhundert noch Garbendl, das Volk spricht heute noch in Scharnitz „s'Garwentl"; erst Anich hat den Namen an „Kar" angelehnt („Carbendl"). Er scheint auch dem Namen „Habicht", wofür das Gejaidbuch „Haber" schreibt, gegen den Gebrauch der Mundart (s. unten, 17.) zum Sieg verholfen zu haben, da zum ersten Mal Anich „Habicht" als Gipfelname schreibt, während er die Nordseite des Berges noch mit „Niderer Hoberberg" beschriftet. Sogar den Ortsnamen Garmisch (aus „Germars-gau" entstanden) will er in einer ursprünglicheren Form „Garmischgau", wieder herstellen. — Obwohl mit den Mängeln und Strebungen ihrer Entstehungszeit behaftet, ergeben doch erst diese zeitgenössischen Namensammlungen, mit der heutigen Mundart zusammengenommen, die notwendige breite Grundlage für erfolgreiche Forschung. — Eine stoffreiche Übersicht über die meisten historischen Quellen für unsere Bergnamen gibt der Aufsatz von O. Stolz in ZAV 1928 (2. Teil), das Kapitel „Die Benennung einzelner Berggipfel" (S. 51—66) führt die historischen Formen schon an. Über die wichtigsten Alpenkarten unterrichtete E. Oberhummer in ZAV 1909 (dazu nachzutragen etwa die Karte Salzburgs von Langlehner, 1793; für das Dachsteingebiet vgl. den Ausschnitt aus C. M. Vischer im Jb. 1958, S. 14, und den dort genannten Aufsatz von F. Pfeffer).

Zur Denkweise des Volkes in seiner Namengebung

Benennungen, die das Volk gibt, entspringen oft einer sicheren Naturbeobachtung, freilich meist nicht so objektiver Art wie bei einem Naturwissenschaftler; seine Benennungen ergeben sich aus dem praktischen Leben. Die „Zeitberge" z. B, die den Sonnenstand anzeigen, wollen die Stunden für die Mahlzeiten weisen, was man an den Scharnitzer Bergnamen „Neunerköpfl, Mittags- und Marendköpfl" besonders schön sieht (Neuner und Marende sind Zwischenmahlzeiten); ihnen entsprechen Bergnamen aus dem Jahreslauf des Alplers, den Zeitpunkt der Alpnutzung mancher Berglagen nennend: die verschiedenen Langezberge (Langesthey) = „Frühjahrsalpe" (Oberinntal, Paznaun), die Augstenberge (walserisch = „Augustberg"), Lorenzenberg (Brenner), Veitsberg (28. Juni = St. Veit) und Sonnwendjoch, Simetsberg („Sünnwendsberg") in den Ammergauer Alpen.

Außerhalb der genutzten Zone hat die Natur dem Menschen oft die eigenartigsten Felsgebilde vor Augen gestellt — das Volk hat sie keiner oder nur einer farblosen Benennung gewürdigt. Für den dichterisch empfundenen, von Städtern geschaffenen Gebirgsnamen „Steinernes Meer" gab es vorher nur den Namen „Tennboden", ein Bild — „Tenne" —, das sich etwas eintönig oft in den Berchtesgaden-Salzburger Bergnamen wiederholt. — Als ein alter Schmirner mir für eine auffallende Felsfigur bei der Geraer Hütte den Namen „pan stoanan' lambe" nannte, war ich sehr überrascht, von ihm zu hören, daß erst Herren der Sektion Gera diesen Namen erfunden hätten, zuvor hieß es da bloß „pan stoanmannlan" („Steinmannl"). Auch das Zuckerhütl verdankt den treffsicheren Namen erst den touristischen Erschließern. — Talferne, nicht sichtbare Gipfel beschäftigten nicht die Phantasie des Talvolkes, fanden nicht jene dichterischen Gestalter unter ihm, die ihren Namen durch zwingende Symbolik im Vergleich oder durch den poetischen Anhauch tausendjähriger Sage Gültigkeit und Dauer verliehen hätten.

Ein paar für die Bergnamengebung wichtige Ausschnitte aus dem Volksleben in den Alpen und ihr Niederschlag im Namenschatz sind im Folgenden herausgenommen.

Aus dem volkstümlichen Bergnamenschatz

Almwirtschaft

Das nordtirolische Wort die „Isse", ein wohl prähistorischer Sprachrest, bezeichnet den ‚Almanger' (nur wenig mehr lebendig), ist aber doch als Vergleich auch für einladende

Weideplätze hoch oben am Berg, weit von der Alm, verwendet worden, z. B. in „Niederniſſl" in der Bomperkette, das genau unter dem „Hochn-iſſl" liegt und „auf dem niedern Iſſl" (Verkleinerung) bedeutet oder in „Hochiß" im Rofan, Ißkogel in Gerlos. In Westtirol (Landeck) ſagen die Alten für ſolche ebene Plätze „der Gampe(n)" (Gampleskogl im Gurgler Kamm, auch im Brixental ein Gampenkogel). Schlechtere Böden mit Borſtgras (nardus stricta) heißen „am Pürſtling, Porſt" (auch „Goldenborſt" in Waſſergebieten, Jb. 1953, S. 55; 1956, S. 24, Parſtleskogel bei Planggeroß). Vom Vorjahr ſtehengebliebenes Gras wird — vom Ötztal bis zum Zillertal — mit falsch, faltsch (männlich) bezeichnet. Man darf wohl an eine Ableitung von ladiniſch falciàr „mit der Sichel mähen" denken; der Falſchridl (Olperergegend) iſt nicht der „falſche Ridl, der den Bergſteiger foppt", wie ich in einem Bergſteigeraufſatz las, ſondern ein mit „Falſch" bewachſener Rücken. — Einmal während des Alpſommers wird der Milchertrag der Kühe gemeſſen am „Kühmeſſer" (Bergname nächſt dem Kellerjoch und im Pinzgau), einem großen Weideplatz mit gleichartigem Futter. Einen anderen Platz ſuchen die Hirten aus für die Weide am Feierabend, bzw. Samstag und Sonntag, einen ſolchen, wo das Hüten weniger Aufmerkſamkeit und Mühe verurſacht. Von dieſem Almbrauch kommen dann Bergnamen wie Feierabendbühel (im Drautal, als „Feuer am Bühel" entſtellt), Samstagkarſpitz, Sonntagshorn, Suntiger (am Haller Anger, Tirol, urkundlich „Suntachwaid"), im Pinzgau Richtzeitſedel (Sedel, d. i. „Lagerplatz") für die „Richtzeit", den Feierabend. — Im gleichen Sinneszuſammenhang ſchuf man ſchon in der indogermaniſchen Gemeinſprache ein Wort für Nachtweide, das Notker von St. Gallen (10. Jahrhundert) „uohta" ſchreibt und das heute als „Aucht" in vielen Namen fortlebt. Es iſt mit lateiniſch nocte „Nacht" verwandt. Da verſteht man dann ganz gut, daß die Ötztaler ſich einen Bergnamen „Nachtberg" (bei Sölden), der das Gleiche bedeutet, ſchufen. Dagegen hieß man Plätze, deren Abweiden nur bei Tageslicht gefahrlos war, „Tageweide" (das ſteckt m. E. in verſtümmelter Form in „Tagewaldhorn", Sarntaler Alpen). Mit dem „Halten" oder Hüten des Viehes auf der Weide hängen die Halten im Kaiſer — Elmauer, Goinger Halt — zuſammen. Für den Auftrieb des Viehs an einen beſtimmten Platz hat die alte Sprache vielfach den Ausdruck kehren „ankehren, fürkehren" und „Anlaß" für den Weideplatz ſelbſt; die Kehre, die Ankehr, der Anlaß (letzteres im Namen Anlaßalpe, Anlaßkar — Unlaßkar, Krimmler Ache), erſteres in Einkehr-Alpe (Brandenberg), Hinterkehr, Überkehr (Almnamen bei Berchtesgaden); „Kammerköhr" nächſt Waidring kann urkundlich auf ein „Kemat-Kehring", „Weideplatz mit einer heizbaren Hütte, einer Kemate" zurückgeführt werden (ſ. jedoch unten, 6).

An die einſt viel ſtärkere Pferdezucht der Alpenländer im Zuſammenhang mit dem einſtigen Saumverkehr erinnern die vielen Roßböden, Roßkopf; wo man die Zuchthengſte abgeſondert hielt, entſtanden Namen wie Schellenberg, Gſchöllkopf (Rofan) — von ahd. scelo = „Zuchthengſt". Nach einem Pferch für Stuten iſt ein Weiler oberhalb Ötz „Stupfreich", im Jahre 1312 Stuotphaerreich, und ein Rücken im äußeren Kauner Grat, der „Stupfárri" genannt. Die Iſſe, auf der die männlichen und weiblichen Tiere zueinandergelaſſen wurden, hieß die „Spieliß" (Karwendel), man hat ſie unbefangen nach dem „Spielen" des Stieres bezeichnet, wie viele Spielberge, „Hühnerſpiel" nach dem Spielen oder Falzen der Spielhähne. Auch bei den Kleintieren ſind die Mutterſchafe, die „Aa" bzw. „Öwen, Öb'n" abgeſondert, im Pinzgau auf den Abrettern, im Chiemgau (Hochris) am Aberg, im Glockturmkamm in den „Ögruben" (im benachbarten Kaunergrat kommt zweimal Ölgruben, Ölgrubenſpitz vor, es iſt m. E. aus dem gleichen Wort entſtanden). Wo die Schafe an ſolchen ſteilen „Brettern" (glatten Grashängen) wie den „Abrettern" abſtürzten, konnten Namen wie „Schaftod" (Brennergebiet) entſtehen; in der Silvretta warnt ein „Verhupf" (Verhupf-Spitz), nächſt dem Braunarlſpitz ein „Verklimm" vor Stellen, wo Schafe häufig ſich verhupfen oder verklimmen (= verſteigen). Ein draſtiſcher Vergleich iſt „Fleiſchbank" für Wände, in denen Schafe durch Abſtürzen zugrunde gehen. Der Föllenberg ob Mayrhofen, die Hundsföll bei Huben im Ötztal, das Fellimännle im Silbertal (Gafluna), die „Bärefelli" (Tannberg), Bärfeld (Brixen-

tal), Perfalle bei Innsbruck, Fellalp bei Schröcken, das sind so Namen, die mit altdeutsch velli (falla) „Ort wo man leicht fällt" oder auch „Falle für irgendein Tier" gebildet sind. — Um im Sommer in den Bergen eine zweite „Tracht" Honig zu erzielen, verpflanzte man auch die Bienenzucht auf die nun erst erblühenden Bergwiesen (Jb. 1953, S. 56); Bei-stand, Bei-stal „Bienenstand", steckt in „Beistandalpe", Ötztal, Peistallehn und Peistakogel bei Niedertay, in „Wild-Peischl" bei Steeg, in „Peischlkopf" am Arlberg und im Kauner Grat. — Auf den Bergmähdern schichtet man das Heu zum kegelförmigen Schober auf; diese Form ist dann in den östlichen Alpen oft zum Vergleich mit einer Berggestalt verwendet worden; in Tirol heißt die große Heupyramide auf den Bergmähdern „Driste" (wahrscheinlich aus ahd. driscida „das gedroschene Getreide"); der Dristner (Zillertal) hat nichts mit lateinisch tristis zu tun, darum besteht kein Grund „Tristkogel, Tristenau" zu schreiben. Als Stütze für die Driste wird zuvor der Driststecken in den Boden gerammt, in der Schweiz wird solch eine Stange mit abstehenden Ästsprossen heute noch „Güge" genannt; eine solche „Heugeige" muß es auch im Bayrisch-Österreichischen gegeben haben. Sie ist im Schrifttum für die Steiermark gut belegt. Die Hohe Geige (Pitztal) ist nach dem „Geigenkarle" (Ötztaler Seite) benannt und dieses heißt so kaum nach dem „Geigen" — soll heißen „Heulen und Winseln des Windes" (Kranzmayer, a. a. O., S. 7; vgl. Jb. 1953, S. 55). — Ein gefährliches Bergmahd bei Steeg heißt „der Wage-hals = Wag den Hals!" Das kommt auch in der Steiermark (Weistümer, S. 131) als Bergname vor. Bei Salzburg ist im 15. Jh. das gleichbedeutende „Wagendrüssel" bezeugt (Drüssel = „Kehle") — als Übername einer Person; es kann aber direkt — ohne Vermittlung eines Personennamens — als Bergname oder Bergmahdname in „Wagendrischlhorn" (Reiter Alpe) stecken (auf der Österr. Spez.-Karte noch richtig „Wagendrießl"; später irrig angelehnt an Drischel = „Dreschflegel").

Jagd

Die noch höheren Lagen des Gebirges werden ursprünglich wohl nur in den Gesichtskreis des Jägers getreten sein; Bergnamen wie Pfaffen (Stubai), Haber (= Habicht), (Wilde) Leck finden wir erstmals im „Gejaidbuch". Aus der ältesten Jägersprache stammen — wie Kranzmayer gezeigt hat — die Namen mit Hirz, dem älteren bairisch-österreichischen Wort für Hirsch, her, der Hirzer (Inntal), Hirzkar, Hirzbach (Fusch), wohl auch „Irzwände" (Stamser Tal, Sellrainer Gruppe, im Gejaidbuch dafür „Stellwände[1]"); ähnlich hat das Ötz- und Pitztal ein uraltes Wort, „Gamez", für Gemse bewahrt, Gamezkogel, Gamezwart. — Um das Wild an feste Wechsel zu gewöhnen, legt der Jäger Lecksteine, Salzlecken oder Sulzen aus; „Wilde Leck" (Ötztal) bedeutet wahrscheinlich eine natürliche Salzleckstelle, nicht die vom Jäger als Lecke für das Wild fest zwischen Steine verkeilten Salzsteine. Hierher gehört auch „Hochglück". Ich kann Hochglück heute nicht mehr wie 1937 (s. unten, 12) als Bergknappennamen — etwa mit unserem „Glück auf!" verwandt — ansehen, da es ein altdeutsches Wort licken = „lecken" gab (auch im Bairischen vorhanden gewesen); daher bedeutet Hochglück „Hohes Geleck". — Der Fürpaß, Anstand des Jägers auf Gemsen, heißt Gamswarte, Gamezwart(e) oder „die Fürleg" (bei Hall i. T., Hochfileg in den Tauern).

Weit über die Alpen hinaus reicht das Jägerwort „der Beil" (Peil, Peilstein, Niederösterreich) für den Ort, wo das Wild von den Hunden gestellt werden kann — also vor einem natürlichen Hindernis; das ist eine Wand oder ein Abgrund; ein Tälchen westlich oberhalb von Gurgl führt schnurgerade wie eine Gasse das Wild zwischen Wandln im Schichtstreichen aufwärts und endet plötzlich mit einem 200 m hohem Wandabsturz über der Gurgler Ache; dieser ideale Jagdplatz heißt die Peilwand; man denke auch an die Peillöcher nächst dem Timmelsjoch, an Peiljoch im Stubai, an den Gamsbeil im Spertental. Im Gejaidbuch wird „der Peul" noch wie ein verständlicher Jagdausdruck gebraucht. Mag auch das Wild „am Peil" unter lautem Gebell der Jagdmeute gestellt worden sein, so hat das

[1] D. h. „Wände, wo das Wild gestellt werden kann".

Wort doch mit „bellen" nichts zu tun; schon althochdeutsch gibt es ein Wort verpilet = verschiubet, d. h. „verrammelt" (so wie am „Peil" die Flucht dem Wild verrammelt ist); es ist ein Lehnwort aus lateinisch pilum, das auch „Pfropfen, Rammklotz" bedeutet. Der Name Verpeil (Kaunertal), urk. Fahrpeil, ein romanischer Name, enthält dieses romanische pilu (val pilu = „verrammeltes Tal" oder „Tal mit solchen Jagdplätzen").

Die Wasserstellen des Wildes sind ebenfalls ein dem Jäger vertrauter Wildwechsel. Daß das Volk Namen wie Bärenbad (Bärenbadkogel bei Jochberg), Perpat (Paznaun), Hirschbad schuf, ist in den Anfängen der Forschung ahnungslosen Städtern so komisch vorgekommen, daß sie sich unter solchen Namen lieber einen „Bärenpfad, Hirschpfad" vorstellten! Ich konnte einmal bei der Außenarbeit im Oktober, also zur Brunftzeit des Rotwildes, als kühle Herbstnächte die Moortümpel der Waldhöhen um Leutasch schon mit einem Anflug von Eis überzogen hatten, Hirsche beobachten, die durch das Unterholz brachen, auf einen solchen Tümpel zu und klatschend durch das Eis sich in das kühle Naß stürzten — das ist so ein Wildbad gewesen! Übrigens hat auch Graubünden Namen wie Bagn'Uors (Bärenbad).

So ein Tümpel heißt in alter Sprache auch daz sol, eine Alpe über Zirl „di Sola" (Solen-Alm), der Berg darüber der Solstein. Dem Tiroler Bärenbad entspricht östlich gegen Salzburg zu „daz Persol" — so heißt der Zillertaler Ortsname Persal in Urkunden — im Pinzgau gehört daher das „Persail (-horn)" im Steinernen Meer. Neben diesem sol ist in altbairischen Ortsnamen auch ein -saolla beurkundet, das heute in tirolischer Mundart als „Soale" zu sprechen wäre. Auf dem Sattel am Nederjoch nächst der „Saile" (Stubai), 1400 „auf der sool" genannt, bilden sich bei der Schneeschmelze Pfützen. Das war der Ausgangspunkt des Bergnamens Saile, in der Stubaier Mundart „soale". Man würde ihn besser „Soole" schreiben.

Wassernamen gibt es noch mehr, die zu den Gipfeln darüber aufgewandert sind, „Spritz", im Karwendel das Wort für dünne strahlartige Wasserfälle, zum Spritzkarspitz, Zinseler, Name einer Quelle, vom „zinselen" = „unregelmäßig sprudeln", zum Berg Zinseler im Eisacktal und der Name Glunggezer; wie Hafelekar, Geige ist das ein „aufgewanderter" Bergname; mit „glunggezen" wird vor allem das Geräusch des Wassers (= gluckfen) bezeichnet. Der Besteiger des Glunggezers trifft von Hall her bald oberhalb der Tulfeinalm auf eine Stelle, wo das letzte Wasser gluckfend zwischen grobem Blockwerk dahinfließt; schon dort heißt man es im Volksmund „am Glunggezer".

Bergnamen, Sprach- und Mundartgrenzen

Inmitten der zackigen, zugeschärften Hochgebirgsschneiden in der Ötztaler Gruppe ragt hier und dort, nur wenig niedriger, ein auffallender Rundbuckel auf; fast regelmäßig haftet der Name Mut an ihm, wie an der „Hohen Mut" (Gurgl). Es ist nicht schwer zu raten, daß eine indogermanische Sprache in vorgeschichtlicher Zeit dieses Wort, das „stumpf" bedeuten muß (lateinisch mutilus), der deutschen Mundart hinterlassen hat, um den Gegensatz solcher durch die Eisüberformung gerundeten Höcker zu den zackigen Formen hervorzuheben. In den Ötztaler und Sellrainer Bergen (Mugkogel), in der Meraner Gegend (Muthöfe) und im Vintschgau (auch um Vent) wird es als mut mit langem u gesprochen, in der Lechtaler Gruppe dagegen kurz (Muttekopf), wie auch im Engadin (Muottas Muraigl), am Vorderrhein (Tschamutt bei Disentis), im Wallis (Z'Mutt) und in der Welschschweiz (Motta). Für die indogermanischen Sprachen werden auf Grund weiterer Wortreste zweierlei Formen, muto und mutto erschlossen (WP); der Unterschied zwischen Mut und Mutt kann nicht aus der deutschen Sprache erklärt werden. Die Schreibung unserer Bergnamen sollte diese jahrtausendalte Wortgrenze nicht verwischen!

Das Salzburgische Balfen, Palfen (Palfhörner, Berchtesgaden, Rabenpalfen u. ä.) wird dem Keltischen zugeschrieben. Man hat das wohl mehr auf Grund der geographischen Verbreitung als aus dem Wortschatz des Keltischen selbst erschlossen, da dort an verwandten Wortbildungen Jos. Schnetz † nur ein kymrisches baled „Überhang", also nicht

genau unser „balv" — feststellen konnte. In der althochdeutschen Form „der balvo", 3. Fall: „demo balvin", liegt es — umgelautet — anscheinend dem Kufsteiner (Häringer) „Bölfen" und dem „Brennenden Bölfen" im Kaisergebirge zugrunde. Da aber die urkundlichen Formen des Bergnamens „Pelhen" (daneben allerdings auch „Palven") lauten, ist hier noch manches Problem zu lösen. — Der vom Vieh selbst am Hang ausgetretene Weg heißt in Tirol Truien, Troien, auch Treien, was sich alles aus einer Form, dem Wort trogiu einer vorrömischen Sprache, vielleicht des Illyrischen, ableiten läßt, und mit griechisch „tregho" „ich laufe" verwandt ist; auch im Unterinntal (Thiersee) scheint es zum Hofnamen geworden zu sein, aufgewandert zu einem Bergnamen, Trainsjoch, aber der Hof, beim Train oder tirolisch Troier, heißt im 13. Jahrhundert mehrmals „Traian", das Joch 1478 Trayner Joch — das paßt mehr zu einem keltischen tragio (WP I, 752) und zu altprovenzalisch dragiu „Feldweg"; zwischen den Truien (Troien) Tirols und diesem „Traian" zog eine vorgeschichtliche Sprachgrenze durch.

Die deutschen Wörter für den Berg an sich — nach Landschaften zwischen Spitz, Kogel, Horn Nock usw. schwankend — haben schon J. Schatz[1]. und O. Stolz, a. a. O. zusammengestellt — ihnen wäre das Wort „die Fluh" noch anzureihen, das nach Vorarlberg anscheinend nur mit den Walsern gekommen ist — Mohnenfluh, Hasenfluh, „uf di flüe" („auf den Flühen") (bei Lech und Zürs). Hier will ich weniger solch stereotype, aus noch lebenden Wörtern gebildete Namen nennen, vielmehr geographische Eigennamen, in denen auch landschaftliche Eigenart zu spüren ist. — Vielfach kommt in Tirol der Ausdruck „Rast" vor (Rastkogel, Waldrast); das kann man als Bezeichnung für „Viehleger" sicher nachweisen; schließlich wird „Rast" aber doch auch bloß für „Verebnung, Leiste oder Absatz" gebraucht. Ostwärts, von Kitzbühel ab, tritt dafür das altertümlichere „Rest", althochdeutsch diu restî (e eng gesprochen), auf — „Auf der Resten" bei Kitzbühel, Resterhöhe am Paß Thurn (bei Anich „Rest"), Restfeichthorn bei Fettenberg an der Saalach (bedeutet „die Rast-Fichte"; falsch ist „Ristfeicht"). — Salzburger Einsprengsel im Zillertal sind „Popberg" und „Schottmalhorn" (s. ZAV 1934, S. 21).

Manches, das in Wortschatz und Wortbildung den Voralpen und dem Flachlande eigen ist, reicht tief in die Salzburger und Zillertaler Alpen hinein. Man trifft das oberbayrische „Soien", das aus mhd. sêwe bzw. sêwen („See") entstand, nicht bloß im Soien am Wendelstein und in den Schlierseern, in Seeonalpe am Traiten, im Namen der seenreichen Soierngruppe (bei „den Sewern", urkundlich „Suiern"), sondern noch bei Finkenberg in einem Flurnamen Soiling, 1607 Seoling geschrieben; im Zillertal wie im Unterinntal, in den Schlierseern und im Salzburgischen fallen die vielen Namen auf -ing — für Berge oder Fluren — auf; der „Velding", urkundlich 1406 als Steinbockgejaide am Feldkopf (Zsigmondyspitze) genannt (ZAV 1934, S. 27); auch Ginzling ist so ein Flurname gewesen (s. dort); weiter im Brixental der „Fleiding" und der Almname „Bloaming" (bluom bedeutete „Grasnutzung"); bei Lofer Kammerling, bei Waidring ein urkundliches „Kematkehring", heute Kammerköhr, bei Kufstein Pendling, Kranzing, in den Schlierseern Miesing und Spitzing. Das Wort „Kees"-Gletscher (Zillertal, Tauern), tritt zuerst, im 10. Jahrhundert, in Tegernsee auf. — Ein speziell oberbayrischer Zug war es, die Wörter „Wald, Feld, Felden" zu „Wall, Fell, Felln" werden zu lassen — Wallberg, Hochfelln (bei Apian noch „Veldtalbm") Bischofsfelln (Chiemgau), Fellhorn bei Reit im Winkel!

Über die Einzellandschaften hinaus kommen in der Sprache, die die Bergnamen schafft, immer wieder so kurze, prägnante Bildungen vor wie „die Schwärze" (Ötztal), die „Hohe Weiße" (Lodnergr.) und „Telfer Weißen" (Ridnaun) für das, was man anderwärts etwa als Schwarzenstein, Weißhorn benannte. Die „Röt" (Alm am Funtensee) liegt im roten Liaskalk, die „Röt" in der Prettau (Ahrntal, Südtirol) in rotbraunem Kalkglimmerschiefer. Ähnlich hat man eine „Glätte" in Gschnitz (zu „glatt"), eine „Hohe Grabe" in Pfitsch (Grabe = „Gräue", von der grauen Farbe des Schuttes, stuangräue „Steingräue", wie es im Zillertal heißt), die „Graba", Graba-Wand, Graba-Rieder im Stubai.

[1] Jos. Schatz, Berg und deutsche Bergnamen in den Alpen. Festschrift für Fr. Kluge, 1926.

Auf dieselbe Weise hat man die Lage zur Sonne bezeichnet, „die Nörder (Needer)" für die Schattseite (Nederjoch, Nörderkogel), „die Sunder", gleichsam „südlicher Hang", für die Sonnseite, im Ötztal auch „die Sünder" (Sünderkogel, Umhausen); für „Rauhe Oberfläche" „die Räuhe", alemannisch Rüchi (Rüchispitz bei Lech-Zürs), für schräg geböschten Hang „die Schrame", s. unten, 17, Schrankogel.

Aber nicht die Wörter „Röte, Räuhe", sondern alte Beugungsformen enthalten Bergnamen wie Rötenstein (Rötelstein bei Filzmoos (= „zem rôtin steine"), „Rettenstein" im Spertental; oder der Name Reichenspitz (Zillertal) = rûhin spizze „beim rauhen Spitz"; Güetenberg bei Pertisau bedeutet „auf der guten Bergweide", Hechenberg (Innsbruck) zc dem hôhin perge „auf der hohen Bergweide".

Bergnamen zwischen Enns und Rhein

1. Hohe Tauern. — 2. Dachstein. — 3. Tennengebirge. — 4. Berchtesgadener Alpen. — 5. Steinberge. — 6. Chiemgauer Alpen. — 7. Kaisergebirge. — 8. Kitzbüheler Schieferalpen. — 9. Zillertaler Alpen. — 10. Tuxer Schieferberge. — 11. Rofan-Brandenberger Alpen. — 12. Karwendel. — 13. Bayerische Voralpen westlich des Inns. — 14. Tschirgant-Mieminger-Wetterstein. — 15. Lechtaler Alpen. — 16. Allgäuer Alpen. — 17. Stubaier Alpen. — 18. Ötztaler Alpen. — 19. Silvretta-Samnaun. — 20. Ferwall. — 21. Rätikon. — 22. Ortler.

1. Hohe Tauern

Ankogelgruppe: Ankogel, von Kranzmayer als „Arnkogel" aufgefaßt, „Berg der Adler, Aare" (Aussprache?); der Name wird nach freundlicher Mitteilung von Herrn Lehrer H. Puchner, Mallnitz, aankhogl gesprochen und von ihm und anderen Einheimischen mit dem Wort aan, mhd. eine, zusammengebracht, das in der alten Sprache „allein", örtlich auch „alleinstehend" bedeuten konnte. Ankogel = „alleinstehender Kogel"? — Hafner: Zum Namen des Hafners in der Ankogelgruppe bildet vielleicht einen Parallelfall der „mons dictus Havenaere" („der Hafner genannte Berg"), der 1146 als Grenze des Oberpinzgaus angeführt wird und nicht einen Gipfel, sondern die Talstufe der Krimmler Wasserfälle betrifft (diese werden i. J. 1347 „die Spreng (d. i. Wasserfall) in der Chrümmel" genannt); oberhalb der Fälle, im bloßgelegten Felsbett der Ache sind Auswaschungen, Strudeltöpfe sichtbar, dort heißt man es heute noch „ober (den) Haafen" (Mehrzahl; Haafen = Strudeltöpfe?). Ein ähnlicher „Wasserflurname" kann einst zum „Hafner" aufgewandert sein, Verf. in Mitteil. der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 1934, S. 180.

Goldberggruppe. Hocharn (Hochnarr); dafür wurde von mir in Rauris nur „da hach nar" gehört. Im Taiding von 1565 „an den hohn Arn". Auf älteren Karten Hochhorn und Hochorn, bei Vierthaler, 1773, Hoher Narr und Hoher Aar, bei Purtscheller Hoher Narr. Obige Mundartform, gestützt durch Schreibformen, ist m. E. die einzige richtige, diese wurde wegen des fatalen Anklangs an „Narr" von manchen Gebildeten „verfeinert", an Arn-Adler angelehnt, von getreueren Aufzeichnern wie dem volkskundlich eingestellten Vierthaler aber doch mit „Narr-" wiedergegeben. Die m. E. richtige Erklärung folgt hier unten, 14., bei den „Arnspitzen", die die gleiche Verschlimmbesserung erfahren haben. — Sonnblick: i. J. 1624 „vom Sunnenplick, 1565 „an den Sunnplick (Salzburger Taidinge); das mhd. Eigenschaftswort sunnblic bedeutet „sonnenbeschienen, sonnendurchglänzt". Der schöne Bergname entstand aus der Beobachtung, daß dort die Sonne am frühesten „anschlägt" oder am längsten scheint. Der gleiche Name in der nahen Granatspitzgruppe. — Herzog Ernst. Nach einem bayerischen Herzog (Wittelsbacher) namens Ernst, der im 17. Jahrhundert als Bischof von Salzburg Grenzstreitigkeiten zwischen dem Pinzgau und dem Pongau schlichtete, wurde der Berg, über den die Grenze lief, benannt (nach dem Führer durch die Gruppe von Turský, S. 90).

Glocknergruppe. Großglockner. Nach Stolz, ZAV 1928, S. 57 schon im 16., 17. Jahrhundert Glogger, Gloggner, bei dem Kartographen Lazius (1562), dessen Namen-

formen genau sind, „Glocknerer". Nach Kranzmayer von der Ähnlichkeit der Gipfelpartie mit einem romanischen Glockenturm (also wohl Ähnlichkeit mit dessen Zeltdach). Aber in den Alpentälern wird — wie schon in Mitteilungen 1929, S. 69 und im Wörterbuch von Unger-Khull für Steiermark mitgeteilt wurde — mit „Gloggner" das Glocken tragende Tier, nicht der Glockenturm benannt — eine bedeutsame Wortkonkurrenz. — „Clokkener, Glockner" heißen außerdem urkundlich im 14. Jahrhundert Personen, das sind, wie noch im lebenden Schweizerdeutsch nachzuweisen ist, wohl „Glöckner" gewesen — während Glockenturm wahrscheinlich mit „Glockturm" oder „Glockhaus (Glogghaus)" bezeichnet worden wäre. Wegen der Glockenform ist im Arlberggebiet nächst dem Almejurjoch offenbar eine schön regelmäßig glockenförmige Bergkuppe „der Glogger" benannt worden, auf gleiche Weise erklärt Waldmann auch „Glockenkogel" in der Granatspitzgruppe (ZAV 1942, S. 71). Eine starke Eisauflage am Glockner zur Zeit eines Gletscherhochstandes kann ihm doch auch eine ausgeprägtere Glockenform, als heute zu sehen ist, verliehen haben (Glogger = „Eisglocke"). Bratschenköpfe. Mit Bratschen fand ich nur die schräg übereinander liegenden Schichtplatten des Kalkglimmerschiefers (Tauern) und die des Dachsteinkalks (am Hochkönig) bezeichnet, dort wo das Schichtpaket vom Hang schräg angeschnitten wird. Ein Vergleich mit dem Abblättern von Hülsen, Aushülsen oder mit den Schalen von Früchten liegt nahe, s. ZAV 1934, S. 13, Anm.; mundartlich: „Türken ausbratschen" = „Mais aushülsen".

Granatspitzgruppe. Zu den Namen vgl. Wilh. Brandenstein in seinem Führer durch die Granatspitzgruppe und in Zeitschrift f. Ortsnamenforschung 1928, sowie Vereinzeltes bei Finsterwalder, Über Tauernnamen, ebenda 1929. — Glanzgschirr. Der häufige Bergname „Gschirr" hat nichts mit dem gleichlautenden „Geschirr" der Schriftsprache zu tun; „Gschirr" am Hochschwab wird von Webinger zutreffend mit ahd. scurjan „schieben" erklärt als „Geschiebe, wandernde Geröllhalde"; ein solcher Name erscheint 1481 im Schalderertal (Eisacktal) als „Hochgeschevr" (lies „-geschyer"), um 1550 „Hoch(g)eschur", 1628 (Berchtesgaden) als Gschür. Weiteres s. unten bei „Tschirgant", Gruppe 14. — Glanz ist Besitzername, Glanzalm!

Venedigergruppe. Groß- und Klein-Venediger. Erstmals — nach Stolz, ZAV 1928 — in einem Salzburger Bericht von 1797 genannt. Nach dem verläßlichen Tiroler Landestopographen Staffler (1840) ist der Name auf der Südseite der Gruppe damals nicht üblich (a. a. O., S. 58); er wurde dort in die Bevölkerung erst durch Auswärtige, bes. Bergwanderer hineingetragen (im Süden dafür „Stützenkopf", besser wohl „Stötzenkopf"). Daher hat es Schwierigkeiten, ihn dort beim Volk aus der farblosen und fast überall bekannten Sage von den Venedigermännlein entstehen zu lassen (Kranzmayer, S. 11). Mit seltener Gleichzeitigkeit tritt um 1790 ein Hofname Venediger in St. Johann i. P. auf; dieser ist aber eine Neugründung in der „Burgerau" und sein Name ist wohl nur im Mund von Gebildeten entstanden — ein Vergleich mit Venedig — er bringt uns für den Venediger nicht weiter. Aber ein guter Kenner Osttirols, der Brixner Historiker J. Resch überliefert i. J. 1752 für das Gebirge nördlich von Lienz den von ihm leider latinisierten Namen „montes Veneti" und führt ihn auf die slawische Besiedlungszeit zurück. M. E. hat man in der Neuzeit im Kreise von Gebildeten einen im Volk üblichen Namen „Windische Berge" oder Ähnliches nicht bloß auf Latein mit „montes Veneti" wiedergegeben, sondern man hat auch auf deutsch dafür „Venedische Berge" gesagt; nun wurde seit dem Spätmittelalter in gelehrtem Munde für die Venetianer „Veneti" gebraucht, in deutscher Sprache setzte man für das italienische Wort „veneziano", d. i. zu Venedig gehörig, „venedigisch" ein, so z. B. Albrecht Dürer. Ebenso konnte „montes Veneti" mit Venediger wiedergegeben werden. Mit dem Völkernamen Veneti, aus dem sich zur Bronzezeit im Oder-Weichselgebiet der Name der Wenden, Winden (= Slawen) abspaltete, ist m. E. im 18. Jahrhundert so unter Einfluß von Gelehrten, die mit Anklängen an geschichtliche Zusammenhänge im Wort Veneti-Winidi spielten, die Bezeichnung für die Slawen im Bergnamen Venediger wieder zusammengeflossen. Zunächst nur vom Pinzgau aus wurde der Gruppenname „Venedigerberge" im 18. Jahrhundert auf

den von dort imposant sichtbaren Einzelgipfel eingeschränkt (Verf. in Beitr. III, 1955, S. 258ff. „Venetberg, Venediger etc.").

2. **Dachstein**

Vgl. die vorzügliche Quellenarbeit von F. Pfeffer in Oberösterreichische Heimatblätter. Linz, Jg. 1, 1947. — Die heutige Namenform Dachstein wurde bisher immer als junge Entstellung des Namens betrachtet, von Kranzmayer, a. a. O., wurde sie jedoch wörtlich genommen „Stein, der wie ein Dach aussieht", freilich in seinem nur als Überblick gedachten Vortrag. V. v. Geramb hielt „Dachstein" für eine falsche Wiedergabe der Mundartaussprache doaⁿršta^{n} („Donnerstein"), die ich nirgends hören konnte und die nicht wahrscheinlich ist — angesichts der Aussprache für „Donnerkogel" im Gosaukamm, der im Gegensatz zu Dachstein wirklich vom „Donner" seinen Namen hat, und für andere Namen (s. oben, Turnerkamp u. ä.). — Während die vergletscherte Dachsteinregion im 17., 18. Jahrhundert immer „Schneeberg" heißt, tritt der vom Tal aus viel eindrucksvollere und selbständigere Torstein (nach einer Scharte, dem „Tor" genannt) schon 1238 als „lapis Torstein" ins Licht der Geschichte (Zahn, Urkundenbuch der Steiermark). „Torstein" klingt aber in der Mundart — durch das gesprochene „Zäpfchen-r" — wie tǫ̈ch-štâⁿ und wurde als „Dachstein" in die Schrift umgesetzt. Geographischer Beweis: Die Karte von Schütz, 1787, setzt den Namen „Doorstein" gar nicht an die Stelle des Torsteins, sondern genau an den Platz des Dachsteins, 1746 wird dieser schon Tachstein geschrieben, also ist „Dachstein" das Ergebnis einer Versetzung und Verstümmelung des Bergnamens „Torstein". Für zwei so benachbarte Hochgebirgsgipfel hatte man vor dem Erwachen des Alpinismus sicher nicht zwei gesonderte Namen!

3. **Tennengebirge**

Knallstein, gesprochen knallstoaⁿ. Eine alberne Entstellung für „Knollstein". „Hoher Knoll" ein Bergname auch nächst Tegernsee, „in den Knoll" wird ein Berg nächst dem Staner Joch (Unterinntal) 1383 genannt (Ldb.) — nach der rundlichen, gedrungenen Form.

4. **Berchtesgadner Alpen**

Für 4., 6., 13. (wie auch für „Venediger") werden nunmehr die historisch gründlich unterbauten Beiträge von L. Steinberger „Oberbayrische Bergnamen im Wandel der Zeiten" in Mitteil. 1936, „Münchens Berghorizont etc.", Mitteil. 1935 (mit wichtigen Literaturhinweisen) kritisch benützt, sowie Aigner, Orts- und Flurnamen des Berchtesgadner Landes, in „Heimat und Volkstum", München 1932. — Hochkönig und Steinernes Meer sind Namen aus der touristischen Erschließungszeit. Der Hochkönig hieß von Süden (Dienten) aus „Wetterwand", von Norden (Berchtesgaden) „s'Ewig-Schnee-Birg", das Steinerne Meer nannte man früher weniger originell und bildhaft „Tennboden" (Aigner). — „Torsäule", in Weistümern ganz gewöhnlich für „Pfosten, Säule des Feldgatters" gebraucht. — Watzmann, 1628 ebenso. Einer der nicht seltenen Bergnamen, die einfach von einem Personennamen - ohne weiteren Zusatz - gebildet sind. Der Name Watzmann ist nichts Mythisches. Vielmehr sind in Salzburger Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts mehrere Träger des Namens Wazaman u. ä. bezeugt, ein Waziman besitzt 1250 einen Anteil an der Reichenhaller Saline. Personennamen wie Azaman, Diezman und auch Wazaman gehören nicht einmal zur ältesten deutschen Namenschicht (FN, S. 72). Mit dem Hof Watzmann in der Ramsau besteht vielleicht ein engerer Zusammenhang. Der Personenname hat nichts mit ahd. hwas „scharf" zu tun, sondern ist eine ahd. Kosenamenbildung zu dem Namen der deutschen Heldensage Wate (W. von Stürmen, Gudrunstoff), der literarisch bekannt und deshalb als Personenname beliebt war. — Hundstod. Da man für Schafe gefährliche Steilpartien als „Schaftod" benannte (Vennatal am Brenner) und „Hundsfölle" (Ötztal, Jb. 1953) eine für den Hund des Jägers unüberwindliche Wandstufe heißt (vergleichbar mit der „Hundsheb'" im Toten

Gebirge, ZAV 1912, S. 197) — bedeutet Hundstod, „Stelle, wo ein oder mehrere Male ein Jagdhund zu Tode stürzte oder wo er stürzen könnte". — Jenner. Angesichts vieler romanischer Namen mit lat. janua „Gatter" kann auch hier ein Zaungatter in romanischer Zeit den Namen Jenna (davon dann Jenner) veranlaßt haben (jenna bei G. Kübler, Graubünden Nr. 1084). — Göll. Altes Namenproblem, muß hier wegen seiner Kompliziertheit ausgeschlossen werden. — Kammerlinghorn. 1628 Kammerlhorn. Nach der Alm Kammerling. In der Berchtesgadener Mundart wird mit „Kammerl" vergleichsweise eine windgeschützte Hochmulde bezeichnet. — Lattengebirge. Bei Apian Lattenberg. Unter den „Latten", auf die der Name zurückgeht, können nicht, wie es heute gebräuchlich, zugeschnittene dünne Bretter verstanden werden. Man muß vielmehr an das altdeutsche lata (auch lota) in sumerlate „Gerte, junger Schößling eines Strauches" denken („Palmlatten" in Innsbruck noch für „Palmzweige" üblich). Lattenberg = „Berg mit jungem Gesträuch". — Mühlsturzhörner (Reiter Alpe), bei Apian „die Mühlknöbl" (Knobel für „Knorren, Höcker", auch „Knöchel"; „im Knopplig", Vallugagruppe). Im 17. Jahrhundert (Salzburger Taidinge) schon „Mühlsturzhorn" genannt. Mühlknöbel kann aus „Mühlsturzknöbel" gekürzt sein. Daß aber „Mühlsturz" den Wasserfall einer Mühle bedeutet hätte (Jul. Miedel), ist nicht nachgewiesen und unwahrscheinlich. Mit „Sturz" wird in alter Sprache eher die Gosse, der Einschütt-Trichter einer Mühle bezeichnet, „Sturz" kann ähnlich wie die romanischen Namen Tramozza, Tantermozza, (Graubünden), Tramoz in Tirol für ein trichterförmiges Loch als Name genommen worden sein (lateinisch trimodia „Mühltrichter"). — Untersberg, 1306 "Udarns-, Untornsperch". Von ahd. untarn „Mittag". Von der uralten Siedlung Wals (788 Walahowis, d. i. Walchenort) aus gesehen, steht der Untersberg im Süden.

5. Loferer und Leoganger Steinberge

(1400 „der Stainperg an dem Pilerse"). Die Berge meist schon in den „Taidingen" 1606 erwähnt; dabei auch der Ramernsattel als „auf den Rämbler", im 18. Jahrhundert „an Remer"; dazu gibt Schatz Wb. die Aufklärung: ram ist „Zaunteil, Zaungitter"; mit „Ramern" hat man eine Art Gatter, einen Durchlaß im Almhang gemeint. — In „Dreizinthorn" — urkundlich nicht belegt — erscheint das volkstümliche zint (männl.) für „Zahn, Zacke" wie in Weißzint (südliche Zillertaler Gruppe). — Das Birnhorn scheint einen von unten aufgewanderten Namen zu tragen; verschiedene Namen Birnberg kommen anderwärts von „Pirchenberg" („Birkenberg") her; Lokalforschung darüber noch notwendig.

6. Chiemgauer Alpen

Das Sonntagshorn und Ristfeichthorn (nach dem Hof Restfeicht, Röstfeicht, Apian, genannt), sind oben behandelt. — Staufen ist auch außerhalb der Alpen als Bergbezeichnung vorhanden, unser Berg wird 1305 Stouff genannt und kann mit dem englischen steep, „steil", verglichen werden, s. u. a. WP II, S. 619. — Von selbst erklärt sich der Name Zwisel für den zweigipfligen Nachbarberg des Staufen, da „Zwisel" allerhand zweigeteilte Gegenstände bedeutet, darunter auch „Astgabelung"; dagegen ist der Sinn des Namens „Gulden Zwei(g)", der seit 1305 für den Berg belegt ist (s. Steinberger), rätselhaft, da der „goldene Zweig" ein Begriff der antiken Mythologie ist, aber m. W. nicht in den deutschen Sagen vorkommt. (Frazer, Der goldene Zweig, Übers. Leipzig 1928, s. dort im Register.) — Kammerköhrplatte nach der Alpe Kammerkehr, urk. im 16. Jahrhundert Kematkehring. Die Bedeutung von „Kemat(en)" ist in Pongauer Namen nach Dr. F. Loidl in Hackels Führer durch das Tennengebirge, Wien 1925, „Speisegewölbe". Kematstein heißt im Tennengebirge eine weit überhängende Felshöhle. — Rauhe Nadel, niedriger waldiger Berg zwischen Reit i. W. und Schleching (Großachental), dort keine einzige Felsnadel! In einer Grenzbeschreibung des 18. Jahrhunderts, wohl aus dem 16. Jahrhundert übernommen, heißt es: „... an den Rauchen Adl" (mons Rauchadl bei Apian). Der Stamm des Namens ist wohl nadel (männlich), nicht

adel, er geht m. E. auf die germanische Wurzel nath- (mit englisch-th) = „ruhen, sich niederlassen" zurück (germanisch „nath-la", davon auch hochdeutsch „Gnade"). Der Name bedeutet „waldbewachsener Rastplatz (des Viehs), rauher, d. i. wald- oder gebüschbewachsener Viehleger"[1]. — Hochris (Hochries). Um 1500 die Hochreiß, 1555 Hochriß. Wie der Name des benachbarten Risenbergs vom Mundartwort di rîsn „Holz- oder Steinrise, Rinne, durch die Holzstämme gezogen werden oder Steine kollern". Die Schreibung -riß ist völlig falsch. Vgl. den Schlierseer „Risserkogel" (bei Anich „Auf Riß"). — Geigelstein. Wohl aus „Geigenstein" = „Berg, wo Heugeigen standen" entwickelt. Ein Geigenstein auch in der Nähe des Fockensteins (Tegernseer Berge); s. oben „Hohe Geige"! Das -en konnte zu -l werden wie in „Blöckelstein", bei Apian für Plöckenstein, oder im obigen „Rötelstein" — aus Rötenstein. — Kranzhorn, bei Apian Crantzhorn. 1500 Krannzhorn. Mundartlich mit kh- gesprochen, daher ist eine Ableitung aus dem Wort „Grenze", das als „Grenitz, Gränitz" nur im Amtsdeutsch des 15. bis 19. Jahrhunderts in Tirol vorkommt, völlig ausgeschlossen. Wie ich in „Tiroler Heimatblätter" 1939, S. 153 nachwies, ist der Name von der Kranzalm (über Erl) zum Gipfel aufgewandert und von dem Pflanzennamen des Wacholders abzuleiten, der im. Unterinntal khrantsn, khrantsach lautet. — Tauron-Alm (Hochfläche unterm Geigelstein). Der einzige vordeutsche Bergname zwischen Inn und Saalach! Mundartlich auf da tauró[n], er hat also auch noch die romanische Betonung auf der letzten Silbe bewahrt! Tûrana (zu ergänzen alpis) = „Tauer-Alpe". Wohl mit dem vorrömischen Gebirgsnamen Tauer(n) verwandt.

7. **Kaisergebirge**

Eine unerreicht genaue urkundliche Geschichte des Gebirgsnamens bringt M. Mayer in „Sölland", Tir. Anteil etc. 10. H., 1949, S. 176 ff. Vgl. ferner Buchner, in „Tiroler Heimatblätter" 1926. Die von Steinberger geäußerte Ansicht, Ausgangspunkt des Namens sei ein mittelalterlicher Bauernname (Beiname) Cheiser (d. i. „Kaiser"), besteht zu Recht; nur läßt Mayer den Gebirgsnamen von einem Bauernhof auf der Südseite ausgegangen sein, von der ja auch die Benennung „Vorder-, Hinterkaiser" orientiert ist. Einen Beinamen Cheiser (urk. „Cesar") führte schon 1280 auch ein Höriger im Eisacktal, Beinamen König sind ebenfalls sehr häufig, s. FN. unter „Kaiser" und „Kink". Aus einem solchen Personennamen kann auch Kaisers im Ötztal und Kaisers bei Steeg erklärt werden (Verf. Beitr. I, 1953). — Ackerl-Sp. nach einem im 17. Jahrhundert in Going belegbaren „Ackerlguet".

8. **Kitzbüheler Schieferalpen**

Saalbacher Berge: H. Penhab, mundartlich pê'nhap. Penhab, wahrscheinlich aus dem Jagdleben, einer Episode entsprungen, ist nach den Gesetzen der Mundart auf „Bärenhaupt" zurückzuführen, vgl. Ortsname Roßhaupten im Allgäu; Roßkirpl, Jb. 1953, S. 56.

Kitzbüheler Berge: Hahnenkamm, im 18. Jahrhundert Hendelkamp, was als „Hanndlkamp" zu lesen ist; häufig wiederkehrender Vergleich einer welligen oder gezackten Gipfellinie mit dem Hahnenkamm. — Ehrenbachhöhe; der Name Ehrenbach, 1362 Ernbach, ist möglicherweise aus „öden Bach" = „beim einsamen Bach" entstanden, so wie der Schreibname Ehrenstrasser aus einem urkundlichem „Oedenstraß" FN 197.

Leogang-Fieberbrunn: Spielberghorn (schon bei Anich), nach einem Falzplatz der Spielhähne genannt. — Wildseeloder (fehlt bei Anich). Eigentlich kein Gipfelname. Das Wort „Lodern" und „Ludern" (Mehrzahl) entspricht östlich vom Ziller dem tirolischen „Luttern" für „Bergerlen" (dafür auch „Loderbuschen"). Also = „bei den Luttern am Wildsee". Loderstein wird m. W. die Mittelstation des Widersbergerhornlifts bei Brixlegg (im Bau) genannt werden.

Brixentaler Berge: Kröndl (bei Anich Kriedl-Berg) von einem kronenähnlich gezackten Gipfel — Kriedl soll die Aussprache kriendl wiedergeben. — Fleiding. Dafür im

[1] Der gleiche Flurname „Nadel" beim Schachen, Wettersteingruppe.

Volksmund meist bloß „der Kogel". Wohl nach dem darunterliegenden Weiler und der Alm Flaidring, mundartlich flaideng benannt. Dieser enthält als Wurzel nicht eine Flurbezeichnung, sondern einen Personennamen, Übernamen, aus der großen Wortsippe flaudern, „flattern" (Schmeller I, S. 787) im Sinne von „unbeständig, flatterhaft". — Schaffidl (Kelchsau) von ahd. sidilla, „Lagerplatz"; also „Schafleger".

9. Zillertaler Alpen

Vgl. „Zillertaler Berg- und Talnamen" ZAV 1934. Folgendes ist nachzutragen: die Gipfelnamen „Greiner-Spitz, Eisser Spigelkopf (äußerer Spiegelkopf)" kommen schon im 17. Jahrhundert vor (Stolz, Schlern-Schriften 40, 1939), ebendort für die Gegend des Schrammachers „Ober-, Unter-Schram, an den Verner Schramach"; das sind historische Namenformen, die zur Erklärung in ZAV 1934, S. 14 und zu „Schrankogel", hier unten, Gruppe 17, passen. — Der Hochfeiler findet seine Aufklärung durch die Namenform Hochfeil Spitz (Feyl Berg bei Anich). Ähnlich sind folgende Namen nach einer „Fäule", d. i. faulig riechendem Moorgrund oder Tümpel (solche bes. vor der Gletscherstirn) gebildet: Veulmos 1280 im Alpachtal, Veyelkopf (Feilkopf) am Achensee. Also auch ein aufgewanderter Name! — Für den Namen Olperer läßt sich aus der nachweisbaren Neigung der Mundart zu Wortbildungen auf -erer (FN S. 85, W. 2, S. 9) erschließen, daß ein Name „Nolpner, Olpner" über „Nolprer" zu Olprer werden konnte; olpm, nolpm sind die vorstehenden Eckbalken im Blockbau der Alm- und Heuhütten (Schatz, Wb.), aber im Wipptal auch „Felsabsätze". Solche Absätze sind das Auffallendste am Westgrat des Fußsteins-Fuirsteins, von Schmirn aus gesehen; wahrscheinlich galt der Name diesem mit dem Olperer zusammenhängenden Gipfel und wurde erst nach Feststellung der größeren Höhe des Olperers auf diesen übertragen (vgl. noch den „Olpenkogel" im Ötztal, südöstlich Blochkogel). — In den südlichen Vorlagen finden sich (von Ost nach West) an urkundlichen Belegen aus dem 17. Jahrhundert bei Stolz, a. a. O.: zu Panargen „Pernaig", zu Affental (-Spitz): „Affenzagel" (also „Affenschwanz", nach der langgestreckten Form einer Weidefläche); für den heutigen Million (!?) in Gsies ist zum Jahre 1501 „auf den Ylian" überliefert; zu lat. ulex, ulicis für eine bestimmte Heidekrautart, NEW 9034; Ylian = (munt) ulicana „Haidachberg". — Ein Bergnamentyp der Pustertaler scheint Magner zu sein (auch im Zillergrund); in der Sprache der Weistümer heißt der Nadelwald „das Agenholz" (Agen = „Nadeln"); „am agner" (= „am Nadelholzberg") wurde zu „Magner". — Ebendort kommt häufig der Bergname Fadenler (mit a gesprochen) vor; „Faden" = „Kammlinie", dazu Verf., „Saum und Faden", Klebelsberg-Festschrift 1956, Schlern-Schriften 150.

10. Tuxer Schieferberge und Tarntaler

Über die Bergumrandung des Wattentales und der Lizum nunmehr Verf. im „Wattener Buch", Schlern-Schriften 165, 1958, S. 222—229. — Besonders sei daraus hervorgehoben der Malgrübler (Malgrubenspitz in den Kalkkögeln), ein von einer „Malgrube" aufgewanderter Flurname; Malgrube ist in der alten Sprache „Grenzmal-Grube, Grube, in die man Zeugensteine vergrub". — Gilfertsberg, 17. Jahrhundert „in das Gulfärtzt"; „der Gulfen" ist ein im Wipptal von den Romanen entlehnter Begriff (aus golfu „Busen"), er bezeichnet jetzt noch busenförmig sich nach unten verengende Quelltälchen (meist auf den Trogschulter-Terrassen), mit Umlaut wird das zu gülfen; Gulfärtzt = „beim Erz, das in einem solchen Gulfen ansteht". — Kellerjoch (Schwaz). Vom Hof „zum Keller" (1427 am Pillberg) aufgewanderter Name.

11. Rofan — Brandenberger Alpen

Rofan. 15. und 16. Jahrhundert „in den Rasan, in den Rasent"; zum grödnerischen rôa „Muhre", das auf rova zurückgeht, daher ist Rofan = romanisch rovânea (munt) „Berg mit Mure oder Erdrutsch" (s'Rote Gschöß bei Kramsach!). — Ampmoos (-wände) mundartlich a'mpmos = „Moos, das zur Abendweide dient". — Guffert. Bei Anich

Gufelsberg; „der guflet' Berg" = „Berg mit vielen Gufeln, höhlenartigen Überhängen" (hier sehr zutreffend!) — Pendling (Kufstein). Aufs gründlichste urkundlich und mundartlich belegt bei Mayer, Tiroler Unterland, Bd. 8, 1953, S. 16; im Jahre 1552 „Pödnling", bei Burglehner „auf dem Pödeling", daneben auch „Pöding", d. i. „Berg mit (großen) Böden, Vertiefungen".

12. **Karwendel**

Ziemlich erschöpfend vom Verf. in Mitteilungen 1934 „Was Karwendelnamen erzählen" und in „Karwendel", hg. Jul. Schätz, München 1937, behandelt (mit Literatur). Völlig fest steht die Herkunft des Gebirgsnamens aus dem germanischen Personennamen Gêrwentil, s. Bibliogr. Buchner unter „Karwendel", neue Beiträge bei Stolz in ZAV 1928, S. 54, 1936, S. 38f. Nicht aufrecht zu halten ist die Beantwortung der Nebenfrage „Was bedeutet der Personenname Gêrwentil?" mit der Deutung „Speerschüttler"; sie widerspricht der Bildungsweise althochdeutscher Personennamen. Vielmehr liegt in „Gêrwentil" das einst zufolge einer Art Namenmode beliebte Wort -wendel, -wentil (wie auch in den Personennamen Wentilgêr, Wendelgard) vor; ahd. wentil-sêo = Mittelmeer und Atlantik — was alles auf den angesehenen Stamm der Wándaler oder Wandilier in der Völkerwanderungszeit zurückgeht. — Scharfreiter und Bettelwurf sind Namenprobleme, deren Diskussion den verfügbaren Raum überschritte. — Juifen von rom. juvu, jovu, Joch, auch als Lehnwort jauvo, „Bergjoch", in den südlichen Sprachinseln; ich vermute zur Erklärung des ui, das auch in der Urkundenform 1348 „in den Feuffen" vorliegt, anders als Steinberger eine im Deutschen zu jauvo, ahd. *jûvo gebildete Ablautform *jiuvo, die uns „Juifen" erklärt (modern grödnerisches jëuf für „Joch" liegt mir zur Erklärung dieses ui zu weit ab).

13. **Bayerische Voralpen westlich des Inns**

Literaturhinweis bei 4. — Wendelstein (der gleiche Bergname auch westlich Golling, im Sarntal) ist bekanntlich = „Kirchturm", genauer „einem Turm mit Wendeltreppe ähnlicher Berg". — Traiten, mundartlich gesprochen da troatn, am troatn, ist ganz anderer Entstehung als Trainsjoch (s. oben). Ein reiner Personenname ist hier wie bei „Hippold, Haunold, Wörner" zum Bergnamen geworden. Im Unterzillertal erscheint der ahd. Name Truonto im 15. Jahrhundert als Truent, Troent (lies „Troant") und — mit Schwund des Nasals — als „dem alten Truettn"; aus obigem Troant mußte ebenfalls durch Nasalschwund „Troatn" entstehen; „Berg des Truonto". — Miesing zu ahd. mios „Moos". — Plankenstein. Im Bergnamen kann unmöglich das niederdeutsche blank = „weiß", vorliegen. Da der Name Plankenstein auch im Pustertal gebildet wurde und dort mit Planke „Zaunbrett vom Bretterzaun" Ortsnamen und Hofnamen „Planken" gebildet wurden, bedeutet unser Bergname Plankenstein „brettartig aufgestellte Schichtbänke" (genau zutreffend hier beim Riffkalk). Plankenstein auch westlich des Hallstätter Salzbergs, Plankenhörndl östlich Reinswald, Sarntal. — Schiltenstein. Schon 1430 daneben auch die Schiltalbm erwähnt, von der der Name aufgewandert sein wird (Schiltenstein bei Apian). Eine ringsum steil abfallende Hochfläche, die regelrecht schildförmig gewölbt ist, findet sich zwischen Seefeld und Leutasch, sie heißt „auf der Schilten"; anzunehmen eine alte germanische Wortbildung sciltia, „Schildförmiges"; aus dem nämlichen Vergleich für die Bodenform ist der Almname und weiter der Bergname hervorgegangen, nicht von eingehauenen Grenzwappen.

14. **Tschirgant — Rieminger — Wetterstein**

Tschirgant, 1459 am Schurgant. Nach Jos. Schatz von ahd. scurjan, scorjan und dem Wort des Salinenbetriebs schürgen = „schiebend lockeres Material fortbewegen"; bedeutet also „der Geröll Schiebende", s. oben, 1., „Gschirr". Der Tschirgant schiebt sein Geröll bei Haiming, Magerbach gegen das Nutzland vor. Verf., Imster Buch, Schlern-Schriften 110, S. 106f. — Simmering. Im 15. Jahrhundert Sünnirain, „Sonniger

Hang". Das wurde dann nach dem mundartlich belegten Eigenschaftswort sümmerig, „trocken, sonnseitig", umgebildet zu „Sümmering" (bei Anich Simerig-Berg).

Mieminger: Hohe Munde. Das „Hoch" unterscheidet den aufgewanderten Namen (Hohe Munde) von seinem Ausgangspunkt, dem Alpl und dem Niedermundesattel. — Der Name lautet mundartlich einfach di munta. Dies ist rom. munt „Berg, Alpe"; dieses rom. munt wird also von den deutschsprechenden Bewohnern durch den Namen „Alpl" übersetzt worden sein (Namenpaar, Übersetzungsname). — Tajakopf, vom Mundartwort di taja (toja) „Alphütte", das von Zirl bis Vorarlberg (in verschiedenen Formen) und bis Graubünden reicht.

Arnspitzen. Hier ist es einmal die Berggruppe selbst, nicht eine Örtlichkeit am Fuße, die benannt worden ist, in Leutasch heißt der Gebirgsstock (einschließlich der niederen Teile) „der Oarn, auf'm Oarn", 1500 geschrieben als „der Nair" (lies Noar). Aber auf Scharnitzer Seite heißt ein Einschnitt unter „dem Oarnspitz" s'narntal, das sogenannte „Köpfl" daneben das narntalkhöpfl. Es liegt eine germanische Bezeichnung „der Norre(n)" vor, die bis ins Ötztal hinein vorkommt (Narrenkogel) und viel verbreiteter noch in Deutschland (Westfalen, Rheinland, Hessen) ist — sie wird dort noch verstanden und bedeutet „steiniger Grund, hochgelegene magere Böden oder Kuppen". Darüber der Verfasser im „Imster Buch" und in Mitteilungen für Namenforschung, Aachen 1958, H. 1. Die verschiedene Aussprache in Scharnitz und Leutasch für den gleichen Namen wird dort begründet.

Wetterstein. Hiefür immer noch wertvoll die fleißige Sammelarbeit von Gg. Buchner, Ortsnamen des Werdenfelser Landes. Weiteres in Bibliogr. Buchner I, S. 17. Künftig: Begleitaufsatz des Verf. zur Wettersteinkarte vorgesehen.

15. Lechtaler Alpen

Vgl. A. Kübler, Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebietes (Rosanna, Trisanna), Amberg 1909 (mit Unterstützung des DuOe. Alpenvereins herausgegeben); ferner für Tannberg und Kaisers der Verf. im Jb. 1956. — Zu meiner Erklärung des Namens „Hochlicht" am Tannberg und im Allgäu aus dem walserischen Wort halischt für „Schattenriß" (a. a. O., S. 30): nach freundlicher Mitteilung von Herrn Univ.-Prof. Th. Hotzenköcherle, Zürich, wird halischt nur für den vom Licht umrandeten, im Gegenlicht liegenden Schattenriß gebraucht, nicht für dunkle Silhouetten; das Walserische hat mit diesem Namen also doch den vom Glanz der Sonne umflossenen Bergumriß — geradezu poetisch — wiedergeben wollen. — Monzabon (Zürs): da ich nachträglich eine Aussprache montsibún erfragen konnte, stelle ich jetzt den Namen (wie Zösmayer) zum gallischen Baumnamen sappu „Tanne", REW 7592; Monzabon ist also „Tannberg". — Ligfeist. Im 15. Jahrhundert „in der Faisty"; „die Feiste" bedeutet „Fette" und meint den überdüngten fetten Boden der Alplegers, so wie in Judicarien für den Leger „il grasso" (Grasso d'Oveno", Brenta u. a.) gesagt wird. Bei Anich heißt unser Ligfeist „Luckfeist" (Kübler, a. a. O., S. 191, Nr. 570 Lugfeist), was vielleicht auf „Lucke" = „Lücke" (öfter -gg- statt -ck- im Lechtal) hinführt. Ligfeist = „Viehleger bei der Lucke des Alphags"? — Über Parseier Sp. (aus rom. presür „Einfang") s. Verf., Schlern-Schriften 133 (Landeck), S. 111f. — Spargget-köpfe zwischen Muttekopf und Plattein (Imst); sicher = dem „Sparchhard" bei Burgklehner, bei Anich ein Almname unterhalb davon „Spörget" (zweimal) geschrieben, was mit der heutigen Aussprache „im Spargget" zusammenstimmt. Hard ist „lichter Weidewald auf trockenem Grund"; in „Sparch-" steckt wie in Sparchen bei Kufstein (15. Jahrhundert im Sparchach) ahd. sporah „Wacholder" (Verf., Tir. Heimatblätter 1939, S. 154). Mit einer sprachgeschichtlichen Hypothese wären „Sparchhardt" und Spargget wohl zu verbinden. — Loreagruppe. Nach der Lorea-Alpe. Diese heißt auch mundartlich auf loréa. Von romanisch luraria (weiter dann loréar) = „Alpe in einer trichterartigen Vertiefung" (lat. lûra „Trichter"). Verf., Imster Buch, Schlern-Schriften 110.

16. Allgäuer Alpen

Den Namen Hochfrottspitz entlarvt Kübler, a. a. O., als eine wunderliche Entstellung aus dem Schwäbischen, nämlich Hofereit-Spitz; „Hofreiti" ist im Alemannischen = „Hofstätte"; Hochfr. Sp. also = „Berg, der zu einer bestimmten Hofstatt gehört". — Hochlicht s. bei 15.

17. Stubaier Gruppe

Serles; 1458 „Serliß" beim Weidezaungatter am Waldrastjöchl. Dann der Name aufgewandert zum Felsgipfel. — Zu romanisch serrula „Rigele" (was in Mitteltirol für solche Gatter gesagt wird). — Kalkkögel. Das erste Mal 1340 „am Chalch in Senders" genannt. — Tribulaun, 1667 Driblaun, von rom. tribulu „Dreschstein", ein Vergleich mit dem „Stein, auf dem die Ähren ausgeklopft wurden", REW Nr. 8886. — Königshof und Ruderhof(-spitz). „Hof" wie im Alemannischen für das Alpgehege gebraucht? Zum Königshof vgl. den alten Namen von Poschach (Gurgl), nämlich Künigsrain, und das Königstal, nach einem Besitzer namens König (= Künig) oder nach dem tirolischen Landesfürsten König Heinrich (1300). — Ruderhof mit dem nicht seltenen Personennamen Ruod-her; also „Ruodheres hof". — Zu Timmelsjoch vgl. „Bergsteiger" 1958, Maiheft. — Schrankogel, šrâⁿ-K.; von mhd. diu schraeme „Abschrägung, Schiefe", s. ZAV 1934, S. 15. — Wilder Freiger. Bei Anich „Hohe Freuele Berg", was zweifellos auf Sagen von den Wilden- oder Saligen Fräulein zurückgeht. Im Windachtal wird eine Höhle „Fräulasloch" als ihr Wohnort bezeichnet. Wie ist aber dann Freiger entstanden? 1360 ist in Tirol „des Freigen guot" in Tarrenz genannt, freyge Leut („freie Leute") oft erwähnt im 14. Jahrhundert. Ich glaube, der alte Name lautete „im freygen Gebirg", d. i. „zur Jagd für jedermann freigegebenes Gebirg" (vgl. Stolz, ZAV 1928, S. 30), er wurde zu „Freiger" gekürzt und von Anich im Erklärungseifer, s. oben, mit den „Wilden Fräulein" vermengt. — Als Gegensatz dazu mag „Gejayt am Pfaffen" (Gejaidbuch 1500, jetzt „Pfaff") aufgekommen sein für ein ursprünglich einer geistlichen Grundherrschaft gehöriges Gejaide. — Botzer. In einer Südtiroler Grenzbeschreibung (17. Jh.) wird von „Botzen oder Knotten" als gleichbedeutend mit Felsköpfen gesprochen, s. auch Schatz Wb., S. 100. Demnach Bezeichnung des Felskopfes nach der besonderen, rundlichen Form. — Habicht. 1500 „an den Haber", 1772 „Haberspitz, besser Habichspitz". Bei Anich schon „Habichtspitz", aber am tiefen Nordhang des Berges hat Anich noch „Niederer Hober Berg" geschrieben. Im Volksmund der hager. — In Oberinntaler Weistümern, in dem uralten von Kauns bedeutet „die haab" 1. die Herde („pfandtstall, darein die Pfänder die gepfendt Haab treiben ..."), 2. die Gemeindeweide; die Gemeinde Kauns hat vier „Haaben" = Weidegründe, Weistümer II, 269[15]; 293[35] (das Wort noch lebendig); es wurde ein altdeutscher Name dër habâri = „Berg für die Herden" oder „Berg mit Gemeindeweiden" gebildet, daraus entstand „Haber". Ebenso Hobarjoch und Alpe Hobar im Weertal. Die nicht befriedigenden früheren Erklärungen bei Steinberger W 2, S. 18. — Daunkogel. Bei Anich Daunkopf. Unglücklicherweise wurde der Bergname zur Benennung des nacheiszeitlichen Daunstadiums verwendet, obwohl „Daun-" allein kein Örtlichkeitsname ist, sondern aus ahd. toum „Nebel" abzuleiten ist. „Nebelkogel".

18. Ötztaler Gruppe

Über die Ötztaler Bergnamen der Verf. im Jb. 1949, 1951, 1953. Zur Ergänzung: Spiegelköpfe. Nach dem Bergmahd „Am Spiegl" (südlich Vent)wurden die Köpfe und die Spiegelache (Niedertaler Ache) benannt. „Spiegel" heißen „leicht abfallende, gute Weideböden, auch die Böden zwischen den zusammengerechten Gras-Scheiben" (Schlern-Schrift von Hans Fink, demnächst erscheinend).

19. Silvretta — Samnaun

Vgl. Verf. in Jb. 1955 (mit Literatur). Über Vermunt und Fermall jetzt der Verf. in Beitr. VI, 1959.

20. **Ferwall**

Über die Namen der Gruppe vgl. den Führer von Franz Malcher, bei Rother-München 1955. — Zu Kuchenspitz (mit kurzem u zu sprechen!): Im Oberinntal ist für unheimliche Winkel oft der bildliche Name „die Kucha", auch „Tuifiskucha" (Teufelsküche) zu finden. Nach einem solchen felsigen Winkel ist „der Kuchenspitz" benannt worden. — Patteriol. Als Einwohner von St. Anton (Nasserein) wird ein Mann namens Pathruel im 18. Jahrhundert genannt, andere „Pattruel" im Stanzertal im 17. Jahrhundert, der Familienname stammt vom Bartholomäberg oder Silbertal (16. Jahrhundert), von wo aus nachweislich das dem Patteriol benachbarte Marui-Tal befahren wurde. Aufgewanderter Name eines Alpgenossen.

21. **Rätikon**

Gelehrter Name; der antike mons Retico (an unbekanntem Ort gelegen) wurde von U. Campbell († 1582) für Churrätien in Anspruch genommen; die Karte von Scheuchzer (1712) hat bereits „Mo(ns) Rhätico", Sererhard „des Gebirgs Rhaeticonis" (W. Flaig, Führer durch die nordrätischen Alpen 1924, S. 3). — Schesaplana. Dieser umstrittene Name wird nun wohl das erste Mal von einem Meister der rätischen Namenforschung, nämlich von Andrea Schorta, Chur, in seinem Rätischen Namenbuch, II. Teil, behandelt werden. Nach mündlicher Mitteilung ist Sch. ein aufgewanderter Name, nach Weiden auf der Südseite gegeben, er kommt vom üblichen romanischen Ausdruck cessa „Alpweide, auf die man bei Schneefall ausweicht" („cessare"); cessa plana wurde zu „Schässa plana" und bedeutet „ebene (gefahrlose) Schneeflucht".

22. **Ortler**

Bis 1812 Ortles. Der Name ist deutsch, enthält den besitzanzeigenden zweiten Fall von „Ortl", einem um 1400 in Tirol beliebten Rufnamen, aus dem der Name der Ortlhöfe, Sulden entstand. Ähnliche deutsche Flurnamen auf -s gibt es im Vintschgau („Seifritz", d. i. Sigfrids, „Eisenpolts", d. i. „Isanbalts Grundstück"), im Oberinntal und bei St. Anton, über sie Verf. in Berge und Heimat 1950, S. 132, in Jb. 1956 und Beitr. I, S. 9; irrige Erklärungen von Ortles dort widerlegt. „Ortles" bedeutet „nutzbarer Berg des Ortlhofes", ist also auch ein aufgewanderter Name.

Abkürzungen für Literatur

Alle benützten Quellenveröffentlichungen des großen Tiroler Historikers Otto Stolz konnten im knappen Rahmen dieser Arbeit nicht zitiert werden (nur teilweise im obigen Text).

Beitr. = Innsbrucker Beiträge zur Kulturkunde, Bd. I, 1954, hg. Joh. Knobloch; Bd. III, 1955, hg. K. Muth-Joh. Knobloch; Bd. VI, 1959, hg. K. K. Klein-Joh. Knobloch. — Bibliogr. Buchner = Gg. Buchner, Bibliographie zur Ortsnamenkunde der Ostalpenländer, 1. Folge, München 1927; 2. Folge, München 1931. — FN = K. Finsterwalder, Die Familiennamen in Tirol etc., Schlern-Schriften 81, 1951. — Jb. = Jahrbuch des Österr. Alpenvereins, Innsbruck (seit 1949), bzw. des Deutschen Alpenvereins, München. — Kübler, Graubünden = August Kübler, Die romanischen und deutschen Örtlichkeitsnamen Graubündens, Heidelberg 1924. — Mittlg. = Mitteilungen des D. u. Oe. Alpenvereins. — REW = W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch. — Schmeller = Schmeller-Fromann, Bayerisches Wörterbuch. — Schatz Wb. = J. Schatz, Wörterbuch der Tiroler Mundarten, Schlern-Schriften 119/120, 1955/56. — Schl.-Schr. = Schlern-Schriften, hg. R. v. Klebelsberg, Innsbruck. — W 2 = A. Egger und L. Steinberger, Höfe d. Landgerichts Matrei Steinach II, Veröffentl. des Museums Ferdinandeum Innsbruck, 16 (1936), 1938. — Webinger = Webinger, Die Ortsnamen des Hochschwabgebiets, 1954. — Weist. = Zingerle und Inama, Die österr. Weistümer. — WP = Walde-Pokorny, Vergleichendes Wörterbuch der indogerman. Sprachen, 1927—1931. — ZAV = Zeitschrift des Deutschen und Österr. Alpenvereins (bis 1942).

ahd., mhd. = alt-, mittelhochdeutsch. — Jh. = Jahrhundert. — i. J. = im Jahre. — urk. = urkundlich. — Pers. Name = Personenname.

Lautzeichen: ą = dumpfes, o-artiges gesprochenes a, a = helles a.

Anschrift des Verfassers: Dr. Karl Finsterwalder, Innsbruck, Schöpfstraße 13

Erzherzog Johann als Bergsteiger

Von Wolfgang Sittig

(Mit 2 Bildern, Tafel XIV und einem Farbbild vom Schlapperebenkees)

Wenn große Umwälzungen das Gesicht der Welt verändern, so wird die Gültigkeit der unter anderen Bedingungen entwickelten Lebensformen unter den neuen Umständen in Frage gestellt und muß von ihrem Kern her nachgeprüft werden. Die inneren Grundlagen einer Bewegung können aber in ihren Anfängen besser zu erfassen sein als in ihrem späteren Ablauf; Denken und Tun der ersten Menschen, die neue Wege einschlagen, spiegeln die Triebkräfte einer Erscheinung oft deutlicher als die Einstellung der vielen, die ihnen später folgen und dabei leicht nur Mitschwingendes oder gar bloße Mittel für das Wesentliche halten. Gerade für die inneren Grundlagen, auf denen das Bergsteigen auch in den Ostalpen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert erwuchs, für die neue Einstellung zu den Bergen, sagt uns aber das Leben Erzherzog Johanns[1] mehr als das irgendeines anderen der ersten deutschen Bergsteiger. Aus zwei Gründen: Für ihn war das Bergsteigen nicht allein Naturgenuß und persönliche Bewährung oder gar eine Erholungsform neben anderen, eine letztlich unverbindliche Lieblingsbeschäftigung für freie Tage und Wochen, sondern ein Ausfluß der sein ganzes Denken und Fühlen beherrschenden gläubigen Liebe zu den Bergen und ihren Menschen, die er als ein Ganzes sah und als Trost, Hoffnung und zugleich persönliche Aufgabe im Herzen trug. Als zweites kommt dazu, daß er sich und zugleich bewußt auch der Nachwelt von Jugend auf ständig Rechenschaft über sein Leben und Handeln gab und auch die schweren Verluste des Bestandes seiner Briefe, Tagebücher und sonstigen Aufzeichnungen nach dem Kriege[2] zwar die Geschlossenheit dieses

[1] Von dem ausgebreiteten Schrifttum über den Erzherzog und sein Bergsteigen kann nur das Wichtigste und im Folgenden dauernd Ausgewertete angeführt werden: K. G. v. Leitner, Johann Baptist, kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Österreich (Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark, hg. v. F. X. Hubek (1860), S. XI ff.), noch von persönlichem Erleben getragen; Viktor Theiß, Erzherzog Johann, der steirische Prinz, ein Lebensbild (1950); Derſ., Das Leben und Wirken Erzherzog Johanns: auf 2 Bde. berechnet, wird noch 1959 im Verlag der Historischen Landeskommission für Steiermark zu erscheinen beginnen; die ersten fertiggestellten Teile des Manuskriptes über die Jugend sind im Folgenden mit Erlaubnis des Verfassers mitverwendet, dem ich auch für viele Hinweise und Hilfen zu danken habe; — Franz Ilwof, Erzherzog Johann und seine Beziehungen zu den Alpenländern (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 13 [1882], S. 1 ff.); Heinrich Wallmann, Zur Erinnerung an den erlauchten Freund und Gönner der österreichischen Alpen Erzherzog Johann von Österreich (Beilage zur Österreichischen Touristenzeitung 1882); Die Erschließung der Ostalpen, herausgegeben vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein (Eduard Richter), Bd. 1—3 (1893, 1894); Viktor v. Geramb, Erzherzog Johann als Alpenwanderer (Jahrbuch 1911 des Steirischen Gebirgsvereines (1912), S. 73 ff.), enthält besonders Tagebuchstellen über die im folgenden notgedrungen vernachlässigte mittelsteirische Landschaft.

[2] Der bis 1945 in kaum wieder vorkommender Vollständigkeit erhaltene Lebensbericht, als Archiv Meran dem Steiermärkischen Landesarchiv anvertraut, wurde während der russischen Besetzung am Bergungsort, dem oststeirischen Schlosse Stadl, fast zur Hälfte vernichtet, der Rest großteils schwer geschädigt. Für die Erlaubnis der Benützung dieses Archives (aus dem besonders die Tagebücher, aber auch Teile der Denkwürdigkeiten und der Korrespondenz verwendet wurden) habe ich Herrn Präsidenten Dr. Franz Meran zu danken. Abschriften aus den verlorenen Tagebüchern von wesentlichstem Gehalt stellte mir Herr Hofrat Dr. Viktor Theiß zur Verfügung (Abdrucke daraus vom 6. 7. 1810, 3. 8. 1811, 26. 4 u. 9. 7. 1814, 2. 7. 1816, 28. 8. 1817, 6./7. 7. 1819 und 20. 1. 1822).

Die Tagebücher sind, wie es bei dem großen Umfang derselben trotz der überreichen Tätigkeit des Erzherzogs nicht anders sein kann, rasch, oft schlagwortartig hingeworfen. Wo es zur Erleichterung des Verständnisses nötig schien, wurden daher Ergänzungen in eckiger Klammer beigefügt, ebenso Orts- und gelegentlich Sacherklärungen. Aus demselben Grunde wurde die das Verstehen erschwerende unregelmäßige Groß- und Kleinschreibung und besonders die Zeichensetzung unserer Schreibweise angeglichen, auch offensichtliche Verschreibungen stillschweigend verbessert. Entsprechend wurde auch bei den Briefen verfahren.

Lebensberichtes zerstören konnten, nicht aber die Unmittelbarkeit seines Selbstzeugnisses.

Am 20. Jänner 1822, bei Vollendung seines vierzigsten Lebensjahres, schrieb Erzherzog Johann eine Betrachtung in sein Tagebuch, in der er die Triebkräfte seines Lebens zusammenfaßte: „40 Jahre habe ich erreichet, manche Länder bereiset, die Menschen beobachtet; obgleich ich überall des Guten viel fand, so zog mich keines besonders an ... überall vermißte ich jene Einheit der Natur und des Lebens. ... Es hatte von frühester Jugend mein Erzieher [Mottet, s. im folgenden!] in mir den Keim gepflanzet für etwas ganz anderes als das Treiben der großen Welt. Der Keim war zur Pflanze, die Pflanze zum Baum gediehen und dieser, Gott sei es allein gedanket, unverändert geblieben. Auf die Berge hatte ich meinen Sinn gewendet, das Wie und Warum vermag ich selbst nicht zu erklären, kurz dahin zog es mich von frühester Jugend hin. Zuerst war die Schweiz, die Wiege des habsburgischen Stammes, mein Augenmerk. Als diese 1798, 1799 ihre Freiheit verlor, führte mich eine höhere Hand 1800 nach Tirol[1]; dort entwickelte sich mein Gefühl. Von diesem Jahre an bis 1806 lebte ich für dies Land allein; als es verloren ging, so befestigte sich mein Sinn für diese Völker, als ich 1807/08 die übrigen Alpenvölker in Krain, Kärnten, Steiermark kennen lernte, sie zur Verteidigung ordnete[2], sie 1809 gegen den Feind führte. Diese Lebensperiode ist es, welche meine Gesinnungen entwickelte und befestigte. ... Als 1810 schwerer Kummer mich beinahe in das Grab gebracht, Tirol, Krain, ein Teil von Kärnten, Salzburg verloren gegangen, blieb mir noch die Steiermark übrig. ... Ich fand in den Bergen Kraft, Treue, Einfalt, ein noch unverdorbenes Geschlecht. Der große Max[3] hat es geahnet, diese Bewohner sprachen mich an, ich lebte unter ihnen, suchte, forschte, fand und es wurde hell in mir. Die Gewißheit ward mir klar, es habe Gott die Berge als Schutzwehr gesetzet gegen die Zeit, es sei in ihnen nicht umsonst Armut, Kampf des Menschen mit der Natur, dies habe die Bewohner kräftig an Seele und Leib erhalten; zerstreut wohnend sei die alte Erinnerung und Treue an Gott geblieben und so wie die Quellen in den Bergen entspringen und, so lange sie in denselben strömen, rein bleiben, erst in der Ebene sich trüben, so sei es auch mit den Menschen, und so wie alles in den Bergen entspringt und die Gewässer nach den Ebenen giebt, so wie die Gewitter sich an dieser Felsenmauer sammeln und von da nach den Ebenen ziehen oder sich an ersteren brechen, so könne es wohl auch mit der Menschheit sein."

„Mein Ziel ist, als Damm mit den Besseren vereint und mit den Völkern der Berge zu stehen gegen den Schwindel der Zeit, die Berge zu erhalten, zu bewahren in ihrem Glauben, in ihrer Treue, Rechtlichkeit, Einfalt und Armut und, während alles sich krampfhaft beweget, ruhig als Muster dessen zu stehen, wie es überall sein sollte."

Anregungen und erste Eindrücke

Die wesentliche Rolle der Berge in seinem Leben schien Erzherzog Johann zunächst nicht vorherbestimmt zu sein. Fern von den Alpen, in Florenz, wurde er 1782 als dreizehntes der 16 Kinder des Großherzogs Leopold von Toskana geboren. In der im Geiste der Aufklärung sorgfältig überlegten Erziehung bildeten nur die bewußte Einfachheit, viel Aufenthalt in Garten und Landschaft, Spaziergänge und Ausflüge Grundlagen für die hier behandelte spätere Entwicklung, dazu frühe naturwissenschaftliche Anregungen. Die durch die Nachfolge seines Vaters als Leopold II. auf dem deutschen Kaiserthron

[1] Tatsächlich trat das Land der jugendlichen Begeisterung des Erzherzogs, die Schweiz, später für ihn gegenüber den lebens- und wirkungsvollen Bindungen an Tirol und die östlicheren Alpenländer zurück. Er bereiste die Schweiz nur dreimal, 1815 auf dem Wege nach Basel, wo er allerdings durch die Bezwingung der die Stadt Basel bedrohenden oberelsässischen Festung Hüningen auch Bedeutung für die Schweiz gewann, 1834 und noch einmal kurz 1858.

[2] Durch die Einrichtung der Landwehr, übrigens auch in Salzburg.

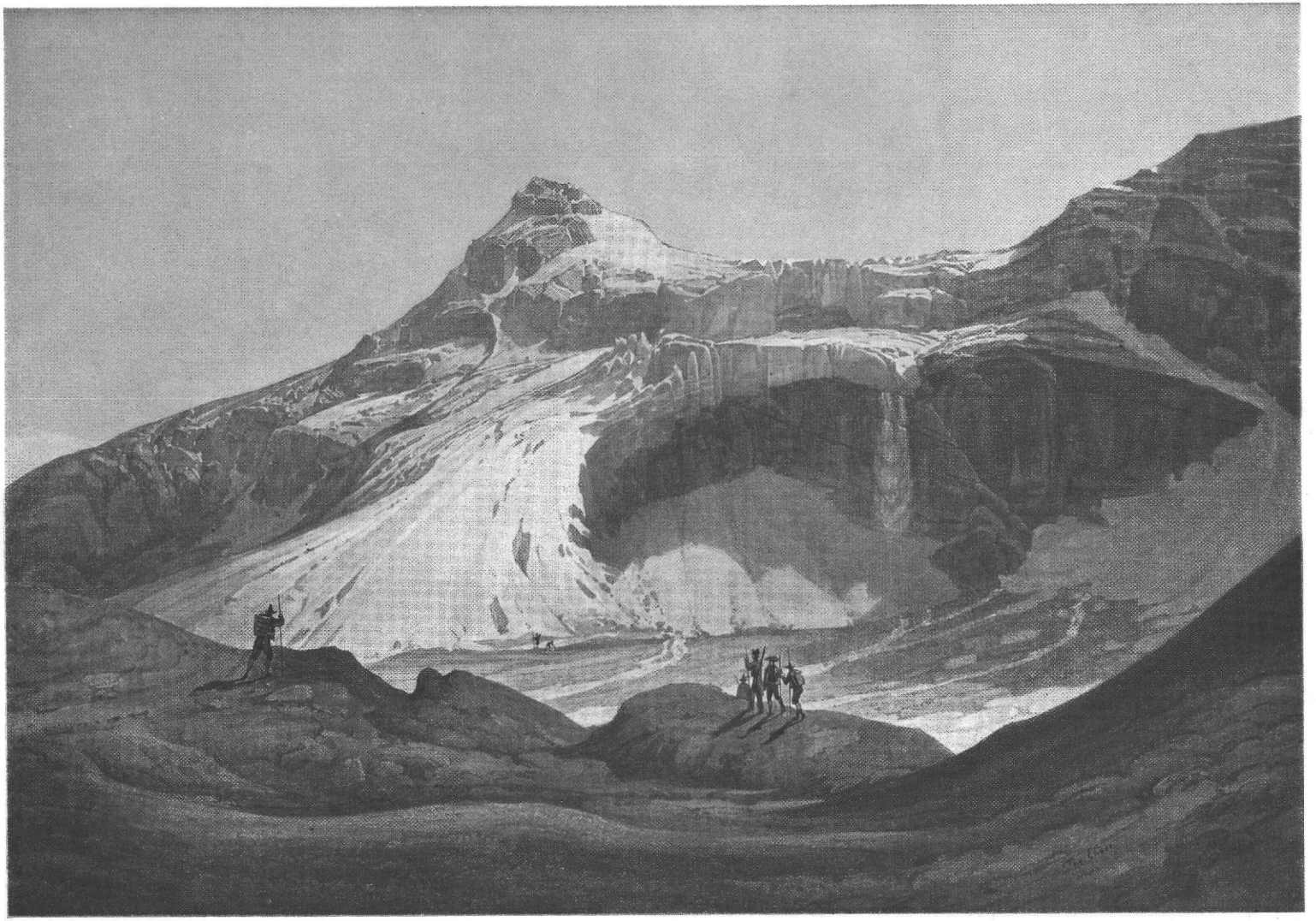
[3] Kaiser Maximilian I., von seinem späten Nachfahren Erzherzog Johann besonders verehrt als volkstümlicher Jäger und Bergsteiger (vgl. Otto Stolz, Anschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols vor dem Erwachen des Alpinismus, 2. Teil: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 59 (1928), bes. S. 41 f. u. 47 ff.), aber auch der romantischen Auffassung der Zeit entsprechend.

und in den österreichischen Ländern gegebene Übersiedlung nach Wien im Mai 1790 und der frühe Tod beider Eltern im Jahre 1792 veränderten das Leben des heranwachsenden Knaben völlig. Hatte sich der Vater auch in Wien um seine jüngsten Söhne gekümmert — noch im Alter gedenkt Erzherzog Johann abendlicher ernster Gespräche —, so blieben sie nach seinem Tode ganz den Erziehern überlassen. Wenn diese ihrer geistigen und seelischen Aufgabe bei dem etwas schwierigen und eigenwilligen Knaben auch meist nicht gewachsen waren, so war doch die spartanische Einfachheit der Erziehung von großem Wert für sein späteres Leben. Umso dankbarer schloß er sich an den ihm seit 1791 beigegebenen Hauptmann im Ingenieurskorps Graf Mottet an, einen gebürtigen Schweizer aus Murten, der ihm aufgeschlossen entgegenkam und nach seiner späteren Aussage seinem „Herzen die wahre Richtung" gab. Damit trat die für den Knaben schon durch die Herkunft der Habsburger romantisch verklärte Schweiz als Heimat seines verehrten Erziehers und späteren Freundes verstärkt in sein Bewußtsein. Für den heranwachsenden Jüngling gewann sie neue Bedeutung durch die enge Verbindung mit dem 1793 bis 1804 als Hofrat in Wien lebenden Schweizer Historiker Johannes von Müller, der ihm Ratschläge für seine Ausbildung gab, Bücher empfahl, sogar die von ihm angefertigten Auszüge durchsah und mit ihm bis zu seinem Tode (1809) im Briefwechsel blieb. Zu diesen persönlichen Verbindungen und wohl mit auf sie zurückgehend kommt eine gewisse Bevorzugung von Schweizer Büchern und Zeitschriften. Aus Werken wie Scheuchzers „Itinera Alpina" erhielt der junge Prinz bestimmende Anregungen in botanischer und mineralogisch-geologischer Richtung, für Berg- und Hüttenkunde, überhaupt für die Beachtung des Wirtschaftslebens, die sich schon in seinen frühesten Reiseberichten spiegeln, ebenso wie die zahlreichen Reisebeschreibungen im „Schweizerischen Museum". Auch die Aufmerksamkeit für das Leben des einfachen Volkes wird durch derartiges geweckt worden sein, enthalten doch die „Itinera Alpina" z. B. auch einen genauen Bericht über die Milch- und Käsewirtschaft der Schweizer Bauern mit Abbildungen der in dieser verwendeten Geräte. Als Quelle der unmittelbaren Begeisterung für das Schweizer Bergvolk kam Müllers eifrig gelesene „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft" hinzu.

Wichtiger als alle diese fleißig erworbenen Kenntnisse war aber schließlich wie immer die Anregung zur Aufmerksamkeit gegenüber Menschen und Dingen, über die andere hinwegsahen. Sammelte so der junge Mensch Eindrücke, so formte sich dann dem durch schweres Leid früh Gereiften aus der Aufmerksamkeit sein eigenes Sehen und Denken und gab ihm die Sicherheit seines Weges gegenüber allem Unverständnis und allem Widerstand seines angeborenen Lebenskreises.

Diese Entwicklung läßt sich an den Berichten und Tagebüchern ablesen. Der erste Bericht — über eine noch mit Erzieher und Brüdern im Herbst 1796 unternommene neuntägige Wanderung nach Mariazell, heute verloren — war noch schulmäßig gedacht, aber schon durch gewissenhafte Beobachtung auch etwa von Bauernhäusern und Bauerntrachten bemerkenswert[1]. Bereits wichtigen militärischen Aufgaben waren die Reisen gewidmet, die den jungen Erzherzog in den Jahren 1800 und 1801 nach Tirol führten und seine bleibende Liebe zu diesem Lande begründeten. Im Jahre 1800 besichtigte er als Armeekommandant dessen Befestigungen und Verteidigungsanstalten vor dem Feldzug, der ihm als „bloßen Namensträger" eine ihn unverdient belastende Niederlage einbrachte. Bei der vor diesem schweren Schlage durchgeführten Reise verrät sich noch die Schweiz als der romantische Leitgedanke seiner Jugend, wenn er in einem Bericht an Müller über seine Eindrücke von dem herrlichen Hochgebirgsland auch die Alpenhirten erwähnt, „wie man sie aus der Schweiz beschreibt". Die Reise von 1801 führte er schon als Generaldirektor des österreichischen Fortifikations- und Genieweſens durch, welche Aufgabe ihm bis ins Alter verblieb und zu vielen Reisen Anlaß gab, in den nächsten Jahren zu allen, die über die Steiermark hinausführten. Im Jahre 1801 kam er dabei in Salzburg

[1] Ausgewertet mit Zitaten bei Viktor v. Geramb, Erzherzog Johanns Bedeutung für die steirische Volkskunde (Das steiermärkische Landesmuseum Joanneum und seine Sammlungen, red. v. Anton Mell (1911), bes. S. 41 (5)f.).



Schlapperebenkees, Goldberggruppe, Hohe Tauern

Nach einem Bild von Thomas Ender, 1829

mit Karl Freiherrn von Moll in Verbindung, damals noch salzburgischem Verwaltungsbeamten, der ein Naturalienkabinett eingerichtet hatte, dem auch die älteste bekannte volkskundliche Sammlung angeschlossen war. Der bedeutende Geologe und Montanist, aber auch Landes- und Volkskundler, ja Mundartforscher, der 1805 als Kustos und Mitglied der Akademie nach München berufen wurde, war von Einstellung und Kenntnissen des jungen Prinzen überrascht[1] und gab ihm auch in der Folgezeit viele wertvolle Anregungen, durch welche die wissenschaftliche Durchführung seiner Reisen auch in ihrer Aufmerksamkeit auf das Volksleben grundlegend beeinflußt wurde. Besonders war er an ihrer Verbindung mit einer naturwissenschaftlichen Sammeltätigkeit und deren Erweiterung durch Hilfskräfte beteiligt, die der Erzherzog in diesen Jahren begann und die zur Grundlage seiner schließlich nach Steiermark verlegten Museums- und Bildungsarbeit wurde. Seine Aufzeichnungen über seine Bergfahrten vom Schneeberg bis zur Veitsch und von Mariazell über den Hochschwab nach Eisenerz von 1802 und 1803 sind heute verloren; der Verlauf und überwiegend wissenschaftliche Zweck beider Reisen ist jedoch aus dem Bericht an Moll gut zu erkennen. Die Aufzeichnungen enthielten aber auch weiter Beschreibungen von Bauernhäusern, Sennhütten und Volksbräuchen wie von Berg- und Hammerwerken mit Beachtung der Lebensbedingungen der in diesen arbeitenden Bevölkerung. Diese Bergwege waren damals für die Oberschichte Neuland; der Erzherzog selbst erklärte in seinem Alter, er sei der erste gewesen, der diese steirischen Berge besucht habe.

Das Erlebnis Tirol

Die große Reise des Jahres 1804 diente in der Hauptsache militärischen Zwecken, die auch die Reisen durch Steiermark, Salzburg, Kärnten, Krain und das Küstenland in den Jahren 1807 und 1808 völlig bestimmten. Das für den ersten Teil der Reise von 1804 (bis Mai, Venedig—Treviso) erhaltene „Tagebuch einer Reise durch einen Theil Steyermarkts, Kärnthen, [Krain, Küstenland,] Italien, Tyrol, Salzburg und dem Lande Ob der Enns" April bis Juli 1804 zeigt außer militärischen Berichten das vielseitige Interesse und die gewissenhafte Verzeichnung einer Fülle von Stoff, besonders auch über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bauern in den durchreisten Gegenden, wirkt aber mit seiner etwas ungegliederten Aufzählung aller Beobachtungen und Erkundigungen noch mehr wie eine unpersönliche Materialsammlung. Die Anteilnahme am Bergsteigen belegt eine kurze Beschreibung des Triglav (dann auch des Mangart) und seiner angeblich ersten Besteigung durch einen Jäger einige Jahre vorher. Der sachlich und persönlich wichtigste Teil der Reise war die Vorbereitung der Verteidigung Tirols, besonders die Neueinrichtung der alten Selbstverteidigung des Landes. Ausgedehnte Bereisungen machten den Erzherzog in erster Linie mit Südtirol samt Welschtirol bekannt.

Ließ die Erfüllung seiner Aufgaben ihm damals keine Zeit zu Bergbesteigungen — außer am Monte Baldo (Monte Altissimo) —, so gewann er doch seinen ersten Anteil an der Erschließungsgeschichte der Hauptgipfel der deutschen Alpen: In Villach hatte ihn der Fürstbischof von Gurk, Altgraf Salm-Reifferscheid, zu einer Besteigung seines Großglockners eingeladen. War dieser Plan am Zeitmangel gescheitert, so mag er doch mitgewirkt haben, daß dem Erzherzog auf der weiteren Reise der Ortler auffiel und er den ihm schon vor zwei Jahren durch Moll für Bereisungen und Sammlung von Pflanzen und Mineralien vermittelten Bergbeamten und Botaniker Gebhard mit der Durchforschung dieses Bergstockes und der Organisierung einer Besteigung des Gipfels beauftragte. Ende August 1804 ließ dieser vergebens die Ersteigung durch zwei Zillertaler versuchen; erst als ein Passeirer Jäger, Josef Pichler (Pseyrer Josele), die Führung übernahm, gelang am 27. September die Erstersteigung von Trafoi aus über die Hinteren Wandeln. Für das nächste Jahr[2] wünschte der Erzherzog die Erkundung eines ungefährlicheren An-

[1] Des Frhr. Carl Erenbert v. Moll Mittheilungen aus seinem Briefwechsel. Prodromus seiner Selbstbiografie, II. Abt. (1830), S. 332; s. auch S. 452ff.

[2] Das Folgende im wesentlichen nach dem Briefwechsel Gebhards mit dem Erzherzog von 1805, Archiv Meran, Korrespondenz Gebhard.

stiegweges, wozu er selbst am 28. Februar nach einer Karte Vorschläge machte. Gebhard — durch ihn aus salzburgischem Dienst gelöst — plante eine dauernde Aufstiegserleichterung (sogar durch Seile verbundene Stangen von einer zu erbauenden Hütte bis zum Gipfel) und Errichtung eines sehr großen Denkmales auf dem Gipfel. Pichler brachte auf Anregung des Erzherzogs weitere drei Passeirer mit, darunter als Tüchtigsten Michel Hell, und hatte bis zum Eintreffen Gebhards gegen Mitte August bereits einen besseren Weg von Sulden her über den Hinteren Grat erkundet, auf ihm zweimal den Gipfel erreicht und drei Stunden über dem Tal eine notdürftige Hütte für sechs Personen errichtet. Nun baute er mit seinen Helfern, darunter auch wieder den beiden Zillertalern, einen freilich nach Schneefall immer großteils wieder zu erneuernden Weg und richtete nach mehrmaligem Aufenthalt auf dem Gipfel dort am 28. August eine schwarz-rote Fahne auf. Am 30. August wagte endlich Gebhard den Aufstieg. Über seinen phrasenhaften Bericht an Erzherzog Johann, St. Gertraud in Sulden, 2. September 1805 schrieb dieser in späteren Jahren mit berechtigter Schärfe: Die Passeirer hätten alles geleistet, Gebhard sei für so etwas unfähig gewesen, nur zum Sammeln zu gebrauchen. Schon aus seinem Besteigungsbericht „ergiebt sich, daß er ein Neuling in diesen Besteigungen war." Er hätte keine vernünftige Beschreibung der Aussicht, keinen „Abriß des Panoramas" geliefert, nur Gerede über die Schwierigkeiten „und wie in allen Briefen ein gewaltiges Geschwätz". Tatsächlich muß die Schilderung der Gefährlichkeit alle brauchbaren Angaben über den Gebirgsstock und den Aufstieg ersetzen. Auch die folgende Beschreibung der Aussicht unterscheidet sich wenig vorteilhaft von der sachlichen Art des Erzherzogs selbst, hinter der man doch das tiefe Naturgefühl spürt: „... wo soll ich Kräften genug hernehmen, um ein Bild zu entwerfen, das nur im geringsten darstelle, was man auf der Ortelesspitze sehen kann. Eine Gebirgsreihe hinter der andern strebt empor, nur Bergrüken, Bergspitzen, keine Ebene ist zu erspeen. Der hohe Fürst in Passeyer, die Wildspitze, der Granaten Kogel in Oetzthale, die Brenner und Pfitscher Gebirge, die hohen Kalchfelsen aus Gröden reichen mit ihren erhabenen Spitzen mächtig über ihre Nachbarn empor. Auf der Ortelesspitze befindet man sich gleichsam im Mittelpunkte der ungeheuersten Gebirgskette. Ehrwürdig ragt sein von ewigem Schnee und Eis bedektes Haupt empor und sieht stolz auf seine niedern Nachbarn herunter. Zwey volle Stunden brachte ich auf der Spitze zu. Denn glüklicher Weise hatten wir eben einen prächtigen Tag; nur wenige Nebeln beschränkten die ungeheuere unbeschreibliche Aussicht, an der man sich nie satt sehen wird".

Die Hütte, eine der ersten in den Ostalpen, die hier wegen der Denkmalpläne noch wichtiger war als die entsprechenden für die Großglocknerbesteigungen, beschreibt Gebhard: „Sie findet sich unter den sogenannten Schwarzen Kopfe; ein überhangender Felsen gab die tauglichste Stelle; vorn wurde eine trokene Mauer aufgeführt und nur wenige Bretter bilden das Dach. — Weniges Heu macht die Liegerstätte. Der Feuer Herd findet sich ausser der Hütte. Diese Wohnung taugt nur für abgehärtete Gebirgssteiger." Von seinen phantastischen Denkmalplänen war Gebhard nach dieser Besteigung etwas geheilt. Nur eine große Steinpyramide begann man auf dem Firngipfel zu errichten, ohne wie früher geplant, bis zum Felsen hinunter durchzuschlagen. Am 13. September wurde auf dem Gipfel ein Feuer angezündet. Am 16. September weilte Gebhard noch einmal vier Stunden lang auf demselben und übernachtete anschließend in der Hütte, ohne aber mehr zu berichten, als daß die Beschwerden und Gefahren wegen des vielfach ausgeaperten blanken Eises größer waren. Eine Schilderung der Aussicht erklärte er wieder als unmöglich, wünschte aber, Großglockner und Montblanc sehen zu können, um festzustellen, ob deren Besteigung mehr Mut und Kühnheit erfordere als die des Ortlers. Die Pyramide war trotz täglicher Arbeit nicht mehr ganz fertigzustellen; zuletzt konnte nur noch das Gerät mit Mühe geborgen werden. Gebhard war nach seiner zweiten Besteigung abgereist.

Erzherzog Johann antwortete auf den ersten Ersteigungsbericht Gebhards am 13. September bereits aus Innsbruck, wo er die Landesverteidigung vorbereitete. Trotzdem kümmerte er sich noch um die Erleichterung späterer Besteigungen durch Fremde, Bereit-

stellung von Führern und Wegerhaltung: „Da wie Sie sagen, derselbe an manchen Stellen fast immer bey jedem Besuche muß neu gemacht werden, so sollten bei eintretendem Winter die notwendigen Werkzeuge, Stricke etc. in Sulden aufbewahret und Ende Juni immer jemand abgesendet werden, um den Weeg zu undersuchen und den Stand der Hütte zu sehen, dem Pfarrer in Sulden der Auftrag gegeben werden, Sorge zu tragen, und ein Passeyrer während der Zeit, als der Ortler zu besteigen ist, in Sulden seinen Aufenthalt nehmen, um den wenigen kühnen Neugierigen als Wegweiser zu dienen." Er „hoffe, wenn einmahl ruhige Zeiten eintretten, ihn selbst betretten zu können." Dazu kam es nicht mehr. Als der Erzherzog nach vielen Jahren wieder nach Tirol kommen konnte, war er für solche Anstrengungen zu alt geworden. Über eine Durchführung der Absicht, spätere Besteigungen zu erleichtern ist nichts bekannt; die nächsten und wieder für lange die letzten Besteigungen des Ortlers erfolgten erst wieder 1826 und 1834, beide unter Joseles Führung von Trafoi aus. Gebhard wurde von der neuen bayrischen Verwaltung im Frühling 1806 ausgewiesen. Inzwischen hatte sich Schicksalhaftes um den Prinzen vollzogen.

Das Jahr 1805 brachte für Erzherzog Johann die Bewährung seines Glaubens an das Bergland Tirol, zugleich die Bestätigung seiner Vorstellungswelt, und dann doch das Scheitern an einem größeren Schicksal: Mit der Einrichtung der Landesverteidigung aus den Kräften des Landes beauftragt fand er in Tirol die Lage durch die Verständnislosigkeit der Bürokratie scheinbar hoffnungslos verwirrt. In schwerem Kampf setzte er seine und des Volkes Auffassung durch und erreichte ein begeistertes Aufflammen des Landes, jeder möglichen Aufgabe gewachsen. Aber bei dem allzu unglücklichen Kriegsverlaufe mußte er befehlsgemäß das Land räumen. Überall hatte er die ihn Bestürmenden davon abzubringen, Widerstand zu versuchen[1]. „Es war ein hartes Scheiden, welches sich täglich bis zur Landesgrenze wiederholte," schrieb er nach Jahrzehnten.

Die folgenden Jahre zerschlugen nach kurzem Aufschwung die Hoffnungen des Erzherzogs immer mehr: die Endgültigkeit der Niederlage im Jahre 1805 mit dem Verluste Tirols, nach seiner Arbeit für die Landwehr im Jahre 1808, nach seinem erfolgreichen Feldzug in Italien und der Befreiung Tirols im Jahre 1809 schließlich doch die Niederlage, damit verbunden und gerade ihn persönlich schwer treffend der Bruch des feierlichen kaiserlichen Versprechens an das gegen Franzosen und Bayern aufstehende Tirol, keinen Frieden ohne seine Befreiung zu schließen. In allem Zusammenbruch hatte sich aber das Volk der Berge bewährt. Auf dieses setzte er jetzt nach Überwindung der ersten Betäubung alle Hoffnung. Schlicht mit ihm lebend wollte er eine Zelle des Echten und Guten schaffen und erhalten. Tirol war ihm verschlossen; so suchte er seinen Boden in der Steiermark, vor deren Grenze er 1807 das Schloß Thernberg erworben hatte. Im Jänner 1811 taucht das Bild von den Gewässern in seinem Tagebuch auf: „Aus den Gebürgen entspringen die Wasser, diese beherrschen die Ebenen, dort ist noch der Menschheit Kern, von da muß Rettung ausgehen." Schon träumte er — ein Jahrzehnt vor der persönlichen Bindung — von einer Heirat mit einem einfachen Mädchen des Landes (Tagebuch 3. August 1811). Einmal noch hoffte er, eine Erhebung der Bergbevölkerung als Vorbild und Anstoß für die Befreiung ganz Deutschlands vorbereiten zu können. Die Folge war die Unterdrückung des „Alpenbundes" und unstillbares Mißtrauen des engherzigen kaiserlichen Bruders mit der kränkenden Nichtheranziehung 1813 („Hier nicht Antheil zu nehmen, wenn es zum Kampfe käme, wäre für mich die größte Pein, mit den mir bekannten Gebürgsvölkern zu handeln, wäre mein Wunsch", hatte er im Februar 1811 in das Tagebuch geschrieben), die Beschränkung auf eine Einzelaufgabe 1815, die Fernhaltung von jedem politischen Einfluß, das zwei Jahrzehnte festgehaltene Verbot, Tirol zu betreten. Aber jetzt war er gereift genug, trotz allem Unverstehen, aller Kränkung und Zurücksetzung mit ruhiger Beharrlichkeit seinen Weg zu gehen.

[1] Hellmuth Rößler, Österreichs Kampf um Deutschlands Befreiung. Die deutsche Politik der nationalen Führer Österreichs 1805—1815 (1940), Bd. 1, S. 169 f.

Steirische Bergwege

Die erste Erholung suchte Erzherzog Johann im Hochsommer 1810 in Rohitsch-Sauerbrunn an der untersteirisch-kroatischen Grenze, wo er neben dem Kurgebrauch die harmlose Geselligkeit offener Menschen und bei ausgedehnten Ausflügen auch die vielgestaltige reiche Landschaft genoß. Am 6. Juli beschreibt er die Aussicht vom Donatiberg: „Im Osten verliert sich das Auge über die Pettauer Heide, Friedau, Czakathurn in die Ebene Ungarns; der nahe Matzel und die Berge von Canzian, die nahe liegen, begrenzen hier die Aussicht. Wer vermag zu zählen die Schlösser, Dörfer, die man siehet, die vielen Türme auf den Höhen der Hügel. Deutlich unterscheidet man manch Bekanntes; allenthalben gebautes gesegnetes schönes Land, hier und da höher Waldketten und Alpen. Nur so eine Übersicht, nur so ein Punkt kann zeigen, welch ein Land Steiermark ist, wie stille Täler, hohe Alpen in der großen Natur mit sanften bebauten bewohnten Höhen und herrlichen Flächen abwechseln."

In der zweiten August- und ersten Septemberhälfte folgte eine wohlvorbereitete Reise, großteils Wanderung, durch das steirische Salzkammergut, die Schladminger und Sölker Tauern und das Ennstal bis Admont mit einem Ausklang in den Triebener Tauern. Das Tagebuch dieser Reise[1] zeigt nun schon den ganzen Umfang des Wissens und Verständnisses, der Anteilnahme und der Absichten des Erzherzogs in einer inneren Ordnung durch Persönlichkeit und Erleben. Landschaftsbeschreibungen, besonders auch Bergaussichten, mineralogisch-geologische Beobachtungen, eingehende Rechenschaft über die vorkommenden Pflanzen, Tierbeobachtungen, treffende Kennzeichnung der Bewohner der verschiedenen Landschaften, der Bürger und der Bauern, Beschreibung der bäuerlichen Häuser und Wirtschaft, besonders auch der Bauart und Bewirtschaftung der Almen mit ihrem Viehauftrieb stehen neben Angaben über gesundheitliche und kirchliche Verhältnisse; dazu kommen Feststellungen über Bergwerke, besonders natürlich die Saline Aussee mit ihren Betriebs- und Arbeitsverhältnissen, mit reifem sozialem Verständnis besprochen, Hammerwerke und Gewerbe, gelegentliche Nachforschungen in Archiven neben Beachtung von Kunstdenkmälern. Die Auskünfte der Beamten spielen eine Rolle, aber mindestens ebensosehr Gespräche mit Angehörigen aller Bevölkerungsschichten. Besonders gern läßt sich der Erzherzog von Bauern über ihre Sorgen und Beschwerden berichten. Dabei kommt das Erleben nicht zu kurz: klare lebendige Wegbeschreibungen mit knapper Kennzeichnung der Eindrücke; als Beispiel eine Gipfelrast im Toten Gebirge zwischen Almsee und Grundlsee: „Wer ein guter Bergsteiger ist, dem rate ich, diese Wüstenei zu besuchen. Ich hatte auf dem Rabenstein [2095] ein herrliches Schauspiel! So viele Quadratmeilen vor meinen Augen, unter mir kahle Ketten, weit und breit herum Tiefen und Höhen, keinen Vogel, kein lebendes Wesen hört man; die Nebel streichen unten und öffneten zuweilen die Übersicht mancher Gegend. ... Jeder Gedanke an die große Welt, jeder Kummer schwindet hier." (22. August 1810).

Über dem Überdruß an der großen Welt, allen Nöten, die dem Erzherzog aus seiner Geburtsstellung erwuchsen, darf man aber nicht übersehen, daß diese ihm auch Möglichkeiten bot, wie sie ein anderer nicht hatte, die er freilich so sinnvoll verwendete wie kein anderer aus seinem angeborenen Lebenskreis. Beamte stellten ihm besonders in seiner Frühzeit Reisepläne zusammen für eine gute Einsicht in einzelne Gebiete, gaben ihm jedem anderen verwehrte Einblicke in Betrieb und Verwaltung, besorgten ihm Erkundungen aller Art. Auch im privaten Kreise fand er überall Entgegenkommen und die Bevölkerung stand ihm zu jedem Dienst williger bereit als einer Privatperson; allfällige Verständnislosigkeit war für ihn leichter zu überwinden. Diese Vorteile seiner Stellung wurden dann freilich immer mehr durch das persönliche Vertrauen überboten, das er sich selbst erworben hatte. Dem Erzherzog standen aber auch Kammerherren, Adjutanten usw. zur Verfügung; dazu konnte er Hilfskräfte für die immer beibehaltene wissenschaft-

[1] Original verloren, Text durch Druck erhalten: Aus Erzherzog Johanns Tagebuch. Eine Reise in Obersteiermark im Jahre 1810, hg. v. Franz Ilwof (1882).

liche Seite seines Bergsteigens verwenden, für Höhenmessungen, mineralogische und botanische Forschungen und Sammlungen; es ist kein Zufall, daß ein Botaniker, Johann Zahlbruckner, nach einem kurzen Verwaltungsdienst sein vertrauter Privatsekretär und häufigster Reisebegleiter wurde.

In derselben Weise wie 1810 durchstreifte Erzherzog Johann nun, wann es ihm möglich war, Jahr für Jahr mehrmals steirisches Land, zunächst wenig über die Landesgrenzen ausgreifend: die nördliche Oststeiermark vom Wechselgebiet bis zum Schöckel, dessen eigenen Reiz als letzten Berg gegen das Hügelland er wohl zu würdigen wußte, das Lavanttal mit Koralm und Weststeiermark, die Untersteiermark von Rohitsch-Sauerbrunn aus, die ihm zuerst vertraut gewordenen Kalkberge von der Rax bis in die Eisenerzer Gegend und immer wieder das Salzkammergut wie die Schladminger und Sölker Tauern. An das Fahren in den Haupttälern, wohl auch das Reiten in den Gräben schloß der Erzherzog immer längere Fußwanderungen an. Er wurde zu einem ausdauernden Wanderer rascher Gangart, dessen Wegen mit gleicher Zeiteinteilung nachzugehen auch vor der letzten Entwicklung zur Motorisierung schwerfiel, und wird es wohl verstanden haben, Täler und Berge nach dem Maße seines Schrittes zu empfinden. Hatte er in Tirol ein Bergland in Gefahr und Bewährung gesehen, so wurde ihm nun die Art eines anderen Bergvolkes im täglichen Leben vertraut, lernte er es im einfachen Umgang behandeln und unmerklich lenken. Auf seinen Wanderungen sah er es bei seiner Arbeit und seinem Vergnügen. Wie bei seinen Aufenthalten in Rohitsch-Sauerbrunn in der untersteirischen Gesellschaft tanzte er beim Steirischen auch auf der Alm mit, nachdem er zuvor wohl zugesehen hatte, und vergnügte sich über die Bemerkung, er tanze „so schnittig wie unsere Bueben"; ebenso aber freute er sich, wenn er auf der Alm beim Holzmachen, wohl auch einmal beim Ofenmauern helfen oder gar einen Rechen machen konnte und die Leute fanden: „Der Herr könnte einer [Bauern-] Wirtschaft vorstehen, er greifet alles gut an." (Tagebuch Schwarzensee, 10. August 1811 und Schneealm, 9. Juli 1814). Schlechte Behandlung der Bergbevölkerung ärgerte ihn sehr: am 19. August 1811 berichtet er im Tagebuch empört über die geldliche Schmutzigkeit der Hofleute bei einem Kaiserbesuch auf der Schneealm, deretwegen die Almleute — aus ihrer Harmlosigkeit aufgeschreckt — anfänglich ungewohnt zurückhaltend waren. Er nahm die Leute ernst und wollte sie auch von anderen ernstgenommen wissen. Aus der ländlichen bürgerlichen Oberschicht und aufgeschlossenen Bauern bildete er sich einen Umgangs- und Freundeskreis. Überall in den Bergen suchte er ihm bekannte Leute wieder auf, wenn er in die Gegend kam, Bauern und Almleute wie Geistliche, Verwalter und Wirte; er nahm Anteil an ihren Schicksalen und freute sich, wenn er etwa eine Sennerin von der Gjaidalm in der Ramsau als Bäuerin wiederfand.

Bergsteigen und Jagd brachten ihm nicht nur das Erleben der großen Natur, der Berge, in denen er den Atem des Unendlichen spürte, er erkannte darin auch Lebensformen, die ein Bergvolk an seinen Führern und Helden gerne sieht. Als er die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben hatte, doch noch sein Tirol als Lebensaufgabe zu erhalten und wenigstens im Tagebuch seiner Sehnsucht nach diesem Land noch öfter Ausdruck gab, führte er einmal unter den Eigenschaften und Fähigkeiten, die der Lenker eines solchen Bergvolkes besitzen müsse, auch an: „Man muß Schütz, Bergsteiger sein und so wie einer von ihnen", darüber aber den Herren nicht vergessen (Tagebuch 26. April 1814).

Erzherzog Johann war in erster Linie ein Wanderer in den Bergen, der in ihnen das Ganze, die Einheit der Natur und des Lebens suchte und verstand, der die Berge nicht getrennt von ihren Menschen sehen konnte und wollte. Er spürte also nicht nach alpinen Problemen im heutigen Bergsteigersinne, sondern nahm nur die auf, die sich ihm in den Weg stellten, wissenschaftlich wesentlich, doch auch dem einfachen Menschen der Berge verständlich und anziehend. Er hatte daher auch nicht den Ehrgeiz des Erstersteigers; es genügte ihm, das zu veranlassen, was ihm an der Zeit schien; an der Ausführung nahm er nur teil, wenn es sich ergab oder er einem schwierigen Unternehmen damit

größeren Nachdruck verleihen konnte oder gar die Erkunder nicht recht anbeißen hatten wollen. So waren es auch immer kleine Expeditionen, von Jägern und anderen Bergbewohnern vorbereitet, nur in Ausnahmefällen wirklich ein erstes Betreten von Neuland.

Ein bezeichnendes Beispiel für all das ist die Erstersteigung der Hochwildstelle in den Schladminger Tauern, für die das Tagebuch leider verloren ist. Dieser das Bild der Tauern aus dem Ennstale gemeinsam mit dem Höchstein weithin beherrschende Berg mußte dem Erzherzog auffallen. Als er sich bei seinem zweiten Aufenthalt in der Gegend eine Wanderung längs der Höhen der Schladminger Tauern vornahm, bezog er ihn daher in seinen Plan ein. Am 11. August 1811 notierte er am Schwarzensee über ihn: „Diese ist am besten von Seite des Rissachsees im Unterthal [bei] Schladming zu besteigen; an ihn grenzt [in der Sicht vom Tal aus!] der Herzstein [Höchstein], sehr spitzig. Von der Stuben [AV-Karte: Stummeralm und -graben] ist auf ersteren 5 Stund hinauf. Ich trug Grill [Waldmeister in Schladming] auf, mir für künftiges Jahr einen Entwurf vorzulegen — dazu sollte ihm der Mathias Reiter von Rohrmooß helfen — welcher die Schladminger Thäler mit dem Gigler See [Giglachsee], Neumayr [Giglach-] Alpe, Neualpen, Eiskar [östlich oberhalb der Neualm], Hoch Guiling [Hochgolling], Hoch Wildstell begriffe, da ich dazu Zeit hinlänglich haben würde." Reiter wollte die Wildstelle 1801 bestiegen haben, gab aber nach einem gescheiterten Versuch vom 9. September einen abschreckenden Bericht von einer Verschlechterung der Verhältnisse. Auch ein Vermessungsoffizier mußte sein Vorhaben einer Ersteigung einige Tage später aufgeben, weil er seine Helfer nicht mehr weiterbrachte. Erst 1814 kam der Erzherzog zu der geplanten Wanderung, die ihn wirklich von der Ursprungalm im Preuneggtal her den Hauptkamm entlangführte. Die Hochgollingbesteigung fiel wegen schlechten Wetters weg. Die Hochwildstelle aber wurde am 18. August mit Hilfe eines Jägers und einer Anzahl von Bergknappen mit einigen Älplern vom Trattenkar her über die Westseite — keineswegs auf dem leichtesten Weg — erstiegen. Zwei vorausgehende Bergknappen schlugen Stufen in den Firn, die Gesellschaft ging an einem in den Händen gehaltenen Seil. Ein zweites Mal bestieg der Erzherzog die Hochwildstelle am 29. August 1817, einen Tag nach dem Hochgolling, bei schönem Wetter und guter Sicht (nur kurzer Auszug des Tagebuches erhalten). Wohl diese Besteigung, bei der die Gefährlichkeit anscheinend nicht mehr so arg erschien, wurde von Jakob Gauermann in einem mehrfach abgebildeten, aber fälschlich als Besteigung des Hochgolling erklärten Aquarell dargestellt, dessen Skizze hier wiedergegeben ist[1]. Wenn der auf dem Gipfel stehende Erzherzog dabei dieselbe Bauernkleidung trägt wie seine Begleiter, so entspricht das einem von ihm beharrlich festgehaltenen und in seinem Lebenskreise gegen Widerstände hart durchgesetzten Gebrauch. Das grundsätzliche Tragen bäuerlicher Kleidung auf dem Lande war für ihn keine romantische Spielerei, in der Hauptsache nicht einmal ein Bekenntnis zum Lande, sondern ein äußeres Zeichen seiner schlichten Lebensführung, durch die er das Vertrauen des einfachen Volkes erwarb.

Als Beispiel einer im Wortlaut erhaltenen Schilderung im Tagebuch Erzherzog Johanns soll die Eintragung über die Besteigung des Hochgolling am 28. August 1817 wiedergegeben werden, der bis dahin nur von Einheimischen wie 1791 von Tamsweger Bürgern und später von bayrischen Ingenieuren aufgesucht worden war: „In der Hütte [Untere Stegeralm unter der heutigen Gollinghütte] lagen wir alle beisammen; in der Stube war frisches Heu aufgebreitet, der Ofen geheizet und so war es gut. Früh weckte

[1] Federzeichnung, laviert; Besitz Alois Graf Meran; s. Ausstellungskatalog: Die Kammermaler um Erzherzog Johann, Neue Galerie am Landesmuseum Joanneum in Graz, 1959: Nr. 79. Der Hochgolling ist nach der Gipfelgestalt ausgeschlossen; auch fehlt das in der Ersteigungsbeschreibung erwähnte Steinmandel. Einen archivalischen Beleg verdanke ich dem mit der Aufklärung des Irrtums bereits beschäftigten Leiter der Neuen Galerie, Dr. Walter Koschatzky: Der Aufschrift auf der Zeichnung entsprechende Eintragungen im Tagebuch Jakob Gauermanns 1800—1823 belegen die Darstellung dreimal als Besteigung der Hochwildstelle. Der Zeitpunkt der dargestellten Besteigung ist dabei nirgends angegeben; doch macht die späte Lieferung der Bilder (Spätherbst 1819) die Beziehung auf die erste Ersteigung von 1814 unwahrscheinlich.

Jakob Gauermann, Erzherzog Johann auf der Hochwildstelle (Schladminger Tauern, 1817)

uns der Ruf, daß es schön und hell sei; nur etwas Nebel lag in der Tiefe und strich durch das Schladmingtal herauf. Um 7 Uhr brachen wir auf. Wir kehrten neben dem Wasserfalle vorüber hinauf zu der Alpl-Hütte [Obere Eiblalm, heute aufgelassen], dann zur Steinwend-Hütte [Obere Steinwenderalm, heute aufgelassen], wo uns die Sennd'rin ein kräftiges Frühstück gemacht hat[te]. Eine Stunde war es bis hieher. Dem kleinen Fußsteig folgend wanden wir uns nun zwischen den Steinen über den Boden, dann steil hinan durch die Schlucht, der Golling-Scharte zu. Es ist ein bewachsener Abhang voll Steinen, mitten liegt Schutt von den Wänden des Gebirges abgefallen. Eine Wand trennt den Abhang in zwei Teile, an ihr liegt ein kleiner Schneefleck; durch diesen ging es durch und waren Tritte gemacht. Von da geht es äußerst steil bis gegen die Scharte, auf welcher Schnee lag und auf welchen der Weg eingeschnitten war; 1½ Stunden bedurften wir von der Hütte bis da[her]. Als wir sie erreichten, beschien die Sonne den Golling und die Täler, nach Goriach [Göriach im Lungau] zog sich der Schnee weit von der Scharte hinab, unten lag ein Kahr und tiefer in der Schlucht mehrere Sennhütten [beide Zugriegelalmen]. Hinüber sah man auf das Trockenbrod [Trockenbrotscharte in das Obertal] und 2 kleine Seen [Landawirseen], wo man hinüber in die Neualpe kommen kann. Alles dahin niederes Gebirge, aber brüchig und steil. Von der Scharte gehet der Steig hinab nach Goriach, gegen den Golling ist keiner mehr. Wir wandten uns von der Scharte auf

der Südseite desselben durch die brüchigen Wände, immer steil aufwärts. Die Tritte mußte man suchen. Hier beginnt eine schöne Alpenflora, der Ranunculus glacialis, das Geum reptans, 2 Saxifragen, oppositifolia und die andere rote, die aspera, Pedicularis, Arabis, höher oben die Myosotis nana, die einblumige, ganze schöne Teppiche bildend. Immer aufwärts gegen Süden gehend erreicht man eine kleine Klamm, kahl und brüchig; in dieser lag Eis und da war eine schlechte Stelle überzusetzen. Hohe Tritte wie eine Stiege folgten dann; zuletzt wurde es äußerst steil, der Weg schlängelte sich durch die Wand hin und her. Unter uns eine senkrechte Tiefe nach Goriach, je höher desto schlimmer die Tritte; einzelne Steine bezeichneten die Richtung, die wir zu nehmen hatten. Der Jäger Jackl hatte sie aufgeschichtet, sonst war nichts zu machen. Schön und vorbeiziehende Nebel wechselten ab. Wir sahen die Aussicht über die Schladminger und Lungauer Alpen, über das Lungau und Kärnten. Endlich erreichten wir den Grat an seinem westlichen Ende, das ist der böseste Teil; hundert Schritte gehet es da über eine abgerundete glatte Schneide, einige Schuh breit, zu beiden Seiten der Abgrund nach dem Lungau und nach der Steinwend-Alpe. Am Ende ist die höchste Kuppe und das 12—14 Schuh große Steinmandel. Froh, es erreicht zu haben, lehnten wir uns an dessen Südseite an. Eine Platte und ein tieferer Tritt gegen die Wand dienten uns zum Sitz. Der Raum auf dem Spitz ist ziemlich so, daß 20 Menschen stehen können, gleich fällt er aber nach allen Seiten ab. Hier war es, wo wir eine Stunde lang ruheten und alle Jahreszeiten empfanden. Von Norden wehte der Wind dichte kalte Nebel herauf, zuweilen rissen sie auf und so konnten wir die Steinwendhütte einen Augenblick unter uns senkrecht sehen, ein Gleiches gegen Osten auf die Berge gegen den Schwarzensee. Südlich schien auf dem Lande die Sonne, da und westlich hatten wir eine bessere Übersicht. Die Sonnenblitze erwärmten uns wieder, der Nebel zog als Gestöber vorüber und bewarf uns mit Eis. Wir hatten einen mageren Käs, ein Stück Butter und Brod mit genommen; dieses wurde unter uns verteilt, dann Wein gegeben aus dem Kruge, der mit war. ... Auf einer Platte hieben Pichler und ... meinen Namen ein. Jeder legte einen Stein in das Mandel und dann hieß es zurück über den Grat und den nämlichen Weg, wo wir gekommen. Es ging schneller, obgleich die gräßliche Tiefe vor uns [lag], denn unsere Hände waren von der Kälte erstarrt und ein Gestöber trieb uns weiter. ... Oberhalb der Scharte kamen uns die Senndrinnen entgegen. Wir eilten mit den gesammelten Pflanzen hinab zur Scharte und von dieser teils über die Schütt, dem unteren Schnee ausweichend, teils über den Steig nach der Steinwendhütte. Auf die Golling-Scharte 1½ Stunden, auf den Hohen Golling 3 Stunden, herab auf die Scharte 2 Stunden, nach der Steinwend-Hütte 1 Stunde. Da wir nicht müde waren und die Witterung drohete, so beschloß ich, weiter zu gehen. Wir eilten also bei der Alpl-Hütte vorüber, nahmen Abschied von den 2 gastfreien Senndrinnen, liefen dann den Weg hinab zur Steger-Hütte. Während die Übrigen alles zusammenpackten, ging ich mit dem Jäger Jackl voraus."

Führte also der Erzherzog bei an seinen Wegen liegenden Bergen auch Erstbesteigungen durch, für die er die Furcht der Einheimischen erst überwinden mußte, so gab er bei für ihn abseits liegenden Bergen nur Anregungen und Aufträge, wenn er auf ihre Wichtigkeit aufmerksam wurde. Beim Übergang von der Gjaidalm in die Ramsau hatte er im Jahre 1810 das Gerücht von einer Besteigung des Thorsteins (oder Dachsteins?) durch einen inzwischen verstorbenen Jäger vermerkt; von den Tauern aus hatte er die Dachsteingruppe immer vor Augen. So wurde 1817 in seinem Auftrag eine Besteigung des Dachsteins versucht und 1819 der Thorstein von einem Schladminger Jäger wirklich erstiegen; die Ersteigung des Dachsteins erfolgte erst 1834. Wie wichtig auch solche bloße Förderung der Zeit erschien, zeigt die Dankbarkeit des Dachsteinerschließers Simony, der seine ersten Veröffentlichungen im Manuskripte samt dem Kartenmaterial dem Erzherzog widmete.

Man darf aber solche vor allem vom wissenschaftlichen und landeskundlichen Standpunkt aus angestrebte Ersteigungen nicht als Erschließungen für einen Fremdenverkehr

als wirtschaftliche Angelegenheit auffassen. Natürlich dachte Erzherzog Johann von Anfang an daran, auch anderen die Werte zu vermitteln, die ihm die Natur im Gebirge schenkte, wie es etwa die Äußerung in der oben wiedergegebenen Schilderung aus dem Toten Gebirge belegt. So ist es auch zu verstehen, wenn er später Schriftstellern gelegentlich die Verwendung seiner Erfahrungen an Bergen gestattete, um Anregungen für Bergwanderungen zu geben. Ebenso wirkte die Tätigkeit der Künstler, die er wie andere Helfer beschäftigte[1], die aber natürlich die gewonnenen Anregungen auch anderweitig verwendeten. Der Erzherzog selbst warb mehr persönlich um Verständnis für seine Berge, um andere die große Einheit erleben zu lassen, die für ihn Zielbild geworden war. Darum nahm er gelegentlich Verwandte oder andere Fürstlichkeiten in die Berge mit oder andere Besucher, die bei ihm Anregungen in vielerlei Beziehungen holen wollten[2]. Über Verständnislosigkeit aber war er empört und suchte etwa Leute, von denen er nicht in die Berge passende Bequemlichkeitswünsche erwartete, durch das Erleben einer einfachen Almnacht abzuschrecken (Tagebuch 15. August 1817). Die Hüttenbauten und die übrigen Erleichterungen des Besuches von Bergen, die er am Ortler geplant und, wie noch erwähnt werden wird, bei Gastein und an der Pasterze durchgeführt hat, betreffen entweder Gebiete, für die brauchbare Almen zu niedrig lagen oder die Umgebung eines Badeortes mit außerordentlich wirksamen Quellen. Man darf diese Dinge, zu denen noch die Herstellung eines Steiges zu dem nahe der Tauernstraße gelegenen Johannisfall und in seinem Alter Beiträge zum Bau der Johannishütte im Dorfertal kommen, im Rahmen der vielseitigen Wirksamkeit des fürstlichen Freundes der Berge nicht überschätzen oder gar mit neuer Fremdenverkehrswerbung verwechseln. Aus seiner Einstellung zu den Bergen heraus, wie sie z. B. in der eingangs erwähnten Betrachtung aus dem Jahre 1822 ausgesprochen ist, und besonders aus dem Streben, seine Berge als Muster eines richtigen Lebens zu bewahren, hätte er den verständnis- und oft verantwortungslosen Fremdenverkehrsbetrieb der Gegenwart mit seiner Sensationslust und Gewinngier im Sinne der folgend wiedergegebenen Ausführungen als verderbliches Gift betrachtet und bekämpft.

Bergheimat Steiermark

Wanderte Erzherzog Johann bei größeren Reisen und Bergbesteigungen in der Regel mit mehreren Begleitern, Führern und Trägern, so lebte sich später sein Naturgefühl stärker noch in einsamen Pirschgängen und kleinen Ausflügen auf eigenem Besitz oder doch in dessen Kreise aus. Als er sich 1810 entschloß, zunächst in der Steiermark sein Lebenswerk für die Berge und ihre Menschen zu beginnen, dachte er seiner Stellung gemäß bald an die Erwerbung herrschaftlichen Besitzes als Grundlage dafür. Bei der großen Rolle, die der Schwarzensee in seinen ersten Erlebnissen mit dem steirischen Alpenvolk spielte, war es nicht verwunderlich, daß er zunächst auf die Sölk verfiel, deren Erwerbung ihm wegen ihrer Eigenschaft als Staatsherrschaft möglich schien. Seine Überlegungen dabei zeigen klar genug, wie sehr er an Schutz und Hilfe für die Bewohner, wohl auch an ihre Erziehung dachte, während er für sich keine wirtschaftlichen Vorteile suchte, sondern nur die Vertrautheit eigenen Besitzes, Jahr für Jahr in einsamem Naturerleben Kraft zu finden für die Erfüllung seiner Aufgaben.

Der Gedanke kam ihm nach einem ihn besonders befriedigenden Aufenthalt am Schwarzensee, bei dem er nach Musik und Tanz am Sonntagnachmittag und -abend in das Tagebuch schrieb: „Es war eine herrliche Unterhaltung, die frohen Menschen, die Landsmusik, die Einfachheit ihrer Reden, ihre Aufrichtigkeit stimmte mich fröhlich, so wie ich es bald nicht gewesen. Und daß ich mit keiner Parthey [Gegensatz zwischen den wirtschaftlich besser Stehenden und den Ärmeren, den auszugleichen der Erzherzog sich schon bemüht hatte] einen Unterschied machte, näherte beyde aneinander. Nicht ein ungebührlich Wort

[1] Vgl. über diese den in Anm. 11 angeführten Ausstellungskatalog. Hier könnte ihre in diesem Zusammenhang wichtige Tätigkeit nur durch eine entsprechende Zahl von Abbildungen veranschaulicht werden.

[2] Vgl. z. B. Katalog der Erzherzog Johann Gedächtnisausstellung des Joanneums in Graz 1959, S. 345 Nr. 708.

fiel, dieß freute mich vorzüglich." (Tagebuch 10. August 1811). Nach dem Abschied folgt die Eintragung: „Ich mußte versprechen, aufs Jahr wiederzukommen. Wenn ich es kann, so komme ich gewiß. Ich verlebte in der schönen Natur einige meiner besten Tage; die herrliche Gegend, die Ruhe, die Einfachheit in allem, guthmüthige, aufrichtige, offene Menschen haben so etwas Anziehendes, daß wahrlich mir nicht übel zu nehmen ist, wenn ich sie weit den Städten und vorzüglich dem hochberühmten Wien vorziehe; die Unschuld der Menschen. [Randbemerkung von 1839: „Mich zog das Hochgebirg und die Einfachheit der Menschen am meisten an und dann auf kurze Zeit das Vergessen dessen, was in der Welt vorging."] ... Will es Gott, so kaufe ich die Große Sölk und will dann nichts scheuen, diese guten Obersteurer so zu bewahren, wie sie sind, und als ihr Patriarch recht wachsam seyn, daß kein Gift sie verderbe." (Tagebuch 12. August 1811)[1]. In Gstatt wird dann der Plan näher ausgeführt: „ ...und machte meinen Plan wegen Gewinnung der Sölk. Sie trägt ohnedieß nichts oder soviel wie nichts ein. Mir wäre sie erwünscht, im Mittelpunkte des schönsten Theiles des Ober Steyrischen Gebürges, einsam und doch nahe am Ennsthale, Aussee etc., unter den besten Menschen. Ich will keinen Nutzen, mir wäre es nur [darum zu tun], als Patriarch da für das Wohl dieser Leute zu sorgen, Schulen bessern, gute Seelsorger halten; für Krankenpflege sorgen, die Industrie beleben, die alten Sitten erhalten und eifersüchtig auf alles zu wachen, was dieses Volk verderben könnte. 4 Wochen alle Jahre dort, auf den Zinnen der Alpen, in den hohen Thälern einsam in die Betrachtung der Natur vertieft, welch Balsam für alle Wunden, die allen Sinnen in der großen Welt geschlagen werden. Erhohlung und Stärkung der Seele, um für die noch trübe Zukunft bereit zu seyn." (Tagebuch 13. August 1811, dazu spätere Randbemerkung: „gut gemeint! aber!").

Die Erwerbung der Sölk scheiterte. Erst 1818 erwarb der Erzherzog als seinen steirischen Besitz den Brandhof, eine alte Schwaige, d. h. einen auf Vieh- und Milchwirtschaft eingestellten Bauernhof an der Straße nach Mariazell nördlich unterhalb des Seeberges; durch Zukäufe und rechtliche Besserstellung wurde daraus ein kleinerer herrschaftlicher Besitz. Viel bescheidener als die ein ganzes Tal umfassende Herrschaft Sölk, war er doch eine bessere Grundlage für die das ganze Land ergreifende beispielhafte Erziehungsarbeit seines Herren. Für ihn selbst bedeutete die Erwerbung Haus und Hof in den Bergen und die Möglichkeit, jederzeit zu unvorbereiteten Wegen in die immer vertrauter werdende Bergwelt der Umgebung aufzubrechen. Ein Beispiel eines solchen Weges reiner Befriedigung eines freilich in Worten immer sparsamer werdenden Naturgefühles:

„Da es ein schöner herrlicher Tag war, so wie es selten [einen] im Gebirge gibt, brach ich mit Hipmann auf, um 8 Uhr abends, folgte dem Wege über die [Aflenzer] Starizen und erreichte um 10 Uhr abends die Höhe des Krautgartens [Krautgartkogel 1989]. Ein herrlicher Anblick, warm, ruhig, der schönste Vollmond über allen den Tälern und Wänden, Schatten in den Kars und Schluchten. Am Steinernen Hüttel [unterhalb des Krautgartkogels] wurde etwas ausgeruht, dann ging es weiter bei den Ringkämmen [Ringkamp 2145 käme erst später, vielleicht die Hohe Weichsel 2009 mitverstanden] vorüber und dem Wasserfall [Schlucht in den Oberen Ring hinab, nur Vorbeigehen am oberen Ausgang gemeint] hinab in das Reichkar [Ochsenreichkar südlich des Ringkamp], da war es Mitternacht. Die Spitzen und Wände hell vom Monde, die Lehnen dunkel, ein herrlicher Anblick. Der Comet glänzte im Norden. Etwas Rast, dann hinauf auf den Riegel und vorüber [am oberen Rand] der Gschöderer Kaare dem Rotgang [2058] zu, dann hinauf an den Kleinen Schwaben. Endlich den letzten Rand hinan und über den Schnee auf den Schwaben [Hochschwab 2278]. Da war es halb 3 und grauete. Ich legte am Steinmandel alles ab, suchte die Wasserkluft[2], fand sie, sah das Niedergehen vom Mond und den herrlichen Auf-

[1] Veröffentlichung des Tagebuches 6.—12. August 1811: Erzherzog Johann am Schwarzensee in der Sölk, mitgeteilt von Viktor v. Geramb (Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer, 2. Jg. (1911), S. 206ff.).

[2] Spalte mit Wasser nahe dem Gipfel, seit einem Erdbeben 1880 trocken, August v. Böhm, Führer durch die Hochschwabgruppe (1896), S. 30.

gang der Sonne, wie alle Ketten erschienen bis an den Torstein, dann alle Täler und Berge, das Donautal, die Fläche von Graz. Bis 5 Uhr blieb ich oben, ruhete, trank; allein bald ließ sich die Hitze fühlen und wir eilten hinab wieder dem Rotgang zu, dann durch die Wetter-Kögel den schlechten Edelsteig hinab nach dem Tulwitz-Kar und über die obere Tulwitzen nach der unteren, wo wir um halb 8 ankamen. Da erquickten wir uns an einer Milchsuppe, setzten dann den Weg nach Seewiesen fort und langten [über den Seeberg] müde um 10 Uhr zu Hause an. ... Nachmittag ruhete ich aus und ging bald schlafen." (Tagebuch 6., 7. Juli 1819).

Wohl auch mitbedingt durch die Verlobung Erzherzog Johanns mit der Aussee Postmeisterstochter Anna Plochl 1822 — die Erlaubnis zur Trauung konnte er erst 1829 erlangen — erfolgten weitere Besitzerwerbungen, meist getragen von der Absicht, in verschiedenen Wirtschafts- und Lebensgebieten anregend und vorbildlich wirken zu können. Manche davon erweiterten den Lebenskreis des Erzherzogs auch als Bergsteiger. Der Ankauf eines Weingartens in Pickern am nordöstlichen Abhang des Bachern im Jahre 1822 erreichte nicht nur seinen Zweck, dem untersteirischen Weinbau neue Wege zu zeigen, sondern verband seinen Besitzer auch wieder mehr mit dem steirischen Unterland. Wohl nicht zufällig folgte 1825 seine Reise in die Sanntaler Alpen, bei der er die zwei Jahre vorher von einem Vermessungsoffizier zum ersten Male besuchte Ojstrica auf einem neuen Weg — vom Logartal aus — erstieg, bis 1848 ohne erfolgreiche Nachfolge. Mit der Erwerbung von Haus und Radwerk in Vordernberg hängt seine erste Besteigung des Vordernberger Reichensteins zusammen. In höherem Alter brachte ihn dann die Erwerbung des weststeirischen Schlosses Stainz, dessen Lage ihm früh gefallen hatte, sowie von Hammerwerken im Kainachgebiet 1840 und 1848 wieder mehr in die gesegnete mittelsteirische Landschaft.

Gastein und die Hohen Tauern

Seit 1822 führten Kuraufenthalte in Badgastein den Erzherzog zu einer immer stärkeren Bindung an die ernste Größe des Gasteiner Tales, dessen Bergkranz er sich samt dem Ankogel und den Gletschern des Scharecksuges schon bei seinen ersten Aufenthalten zu eigen machte[1]. Der Besuch des Ankogels — 1822 an Schlechtwetter gescheitert, wodurch er um eine Erstersteigung kam — erfolgte 1826 als dritte Besteigung wenn man von solchen Einheimischer absieht. Die Besteigung des Scharecks wurde 1829 offenbar am Aufschwung der Nordostschulter aufgegeben[2]. Beim anschließenden Besuche des Schlapperebenkeeses malte der Kammermaler Ender das beigegebene Aquarell. 1826 bis 1828 schuf sich der Erzherzog ein Heim im Kurorte, den er nun fast jährlich besuchte, mit einem Alpengarten, wie er ihn schon 1802 in Schönbrunn und später im Brandhofe angelegt hatte. In Gastein, wo der Aufenthalt zahlreicher Fremder eine Selbstverständlichkeit war, suchte er diese auch zum Genuß der landschaftlichen Schönheit anzuregen. Er ließ verschiedene Wege auf die umliegenden Berge oder etwa ins Naßfeld herrichten und erbaute auf dem Gamskarkogel eine einfache Hütte, die nach über hundertjährigem Bestehen in die 1933 eröffnete neue Schutzhütte eingebaut wurde. 1832 ließ er einen Reitweg von Hofgastein über die Rastetzenalm auf diesen Gipfel bauen. Wie er diese Einrichtungen benützt wissen wollte, zeigt ein Tagebucheintrag dieses Jahres: „Am 1. August. Da die Witterung schön und warm wurde, bevor ich meine Untersuchung begann, gieng ich Nachmittags durch das Kötschachthal aufwärts, vom Metzger über die Kohlnecker Wand [?], die Badbruckbek-Alpe, die Toferer Mahden nach dem Thronek [nächster Gipfel südöstlich des Gamskarkogels], die Schartten [Toferer Scharte] und den Gamskarl — und kam zum Sonnen-Untergang zurecht. In dem kleinen Hüttel richteten wir unser 8 [uns zurecht], nahmen zu uns das

[1] Kurze Zusammenfassung: Ludwig Neumayr, Erzherzog Johann und die Gasteiner Berge (Gasteiner Badeblatt 1935, Nr. 39); eine erschöpfende Bearbeitung wird von dem früheren Kurdirektor Zimburg für die Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde vorbereitet.

[2] Das Tagebuch dieser Jahre ist verloren. Doch belegt eine kurze Zusammenfassung der Bergfahrten des Erzherzogs von der Hand seines Sohnes im Archiv Meran, daß der Gipfel nicht erstiegen wurde.

wenige, was wir mit hatten; zündeten ein Feuer auf, welches man vom Bade sah, und schliefen auf der Bank, die einen liegend, die anderen angelehnet. Am 2. Um 2 Uhr heizten wir vor der Hütte auf, sahen den Sonnen-Aufgang, giengen herum Spazieren. Um 11 Uhr kamen die Bad-Geste, zuerst eine Abtheilung Preussen, dann meine Gesellschaft. Da der Tag so herrlich war, daß man alle Umrisse sah, vergnügten wir uns bis 4 Uhr, kehrten dann alle über die Rastetzen [Alm nördlich unterhalb und nach Hofgastein hinausführendes Tal] nach Hof[gastein] und von da zu Hause zurück."

Dieses erste Jahrzehnt der Aufenthalte in Gastein, das fünfte seines Lebens, ist die Zeit der längsten reinen Wanderwege des Erzherzogs. Aus der Hin- und Rückreise wurden öfters weite Wege in unermüdetem Hinwandern über Berg und Tal: 1826 eine Wanderung von Kleinarl-Tappenkar über das innere Zederhaustal und Kesseltal auf das Windsfeld, über die Pleißlingalm zum Radstädter Tauern, von diesem über das Hundsfeld und die Höhen zum Giglachsee und nach Schladming; 1828 eine solche durch den Lungau, auf welcher der fürstliche Wanderer an einem Tage von Tamsweg zur Moritzenalm im hintersten Murgebiet gelangte und am nächsten Tag zwischen 4 Uhr früh und 10 Uhr abends von dort durch das Moritzental über die Moritzenscharte zur Weinschnabelscharte, über dem Maltatal querend zur Kleinelendscharte und durch das Kötschachtal nach Badgastein wanderte. In seinen späteren Lebensjahren wurde dann der jährliche Kuraufenthalt in Gastein zu einer der wichtigsten Gesundheitsquellen für ihn. Hier sammelte er auch als deutscher Reichsverweser im Sommer 1849 nach schwerer Krankheit wieder Kraft zum Durchstehen der letzten Kämpfe, um — nach dem Scheitern seiner und des deutschen Volkes großen Hoffnungen auf ein einiges und starkes Deutschland im Jahre 1848 — wenigstens die bestandene Form der Einheit wiederherzustellen und im Sinne seiner großdeutschen Einstellung bleibenden Schaden zu verhüten.

Aber auch in die westlichen Gruppen der Hohen Tauern war Erzherzog Johann von seinem Gasteiner Heim aus gekommen. Die am 8. August 1828 versuchte Erstersteigung des Großvenedigers scheiterte freilich wenige hundert Meter unter dem Gipfel durch die Schuld des führenden Försters Rohregger, der bei der Erkundung den einfachen Zugang durch Übergehen auf die breiten Firnflächen der Südseite wegen Nebels nicht gesehen hatte und den Anstieg über die nördliche steile Firnwand wählte. Auch ohne das glimpflich verlaufene Lawinenunglück hätte die fünzehnköpfige Gesellschaft den Gipfel auf diesem Wege nicht erreicht, den einer der kühnsten Fels- und Eisgeher bei seiner Erstbegehung aus geschichtlichem Interesse 1891 außerordentlich schwierig und gefährlich fand. Wie sich der Erzherzog zu dem Vorgange stellte, können wir nur vermuten, da er Aufzeichnungen über diese Tage — vielleicht aus Rücksichtnahme — nicht hinterlassen hat. Allzu schwer darf man den Fehler ohnehin nicht werten. Die wenig gründliche Vorbereitung ist eine Eigenart der Unternehmungen dieser Zeit.

Das zeigt sich auch an der versuchten Überschreitung der Glocknergruppe im August 1832, für die das Tagebuch erhalten ist. Dieses gehört zu dem Reifsten und Schönsten, was der fürstliche Bergfreund über seine Wege geschrieben hat. Vom Naßfeld aus über den Niederen Tauern nach Mallnitz reitend, dann nach Oberdellach und das Mölltal aufwärts fahrend hatte er sich das schöne Tal zu eigen gemacht und war auch seiner Geschichte, besonders den bedeutungsvollen Erinnerungen an den alten Bergsegen nachgegangen. Am 7. August erreichte er Heiligenblut, damals noch „ein stilles abgelegenes schönes Tal". In die Beschreibung der eigenartig schönen Landschaft fügte er einen ungewöhnlich genauen Bericht über die Kirche ein. Hier traf er auch den seit 30 Jahren die Gegend durchforschenden Regensburger Botaniker Hoppe, auf den eine dreifache Verbindung seines Namens mit der Großglocknerlandschaft zurückgeht, im Namen Johannisberg für alle Zeit, während die Höhe über der Pasterze später in Franz-Josefs-Höhe und die Hütte in der Gamsgrube beim Neubau in Hoffmannshütte umbenannt wurde. Am nächsten Tag wanderte der Erzherzog durch das oberste Mölltal und über das Pfandlschartental

auf die heutige Franz-Josefs-Höhe, deren Ausblick er klar beschrieb, auch den sich vor die Riffl schiebenden „hohen breiten Eiskopf, den niemand zu nennen wußte" anführend — sonst kommt der Name Keeskogel vor —, der jetzt seinen Namen trägt. Auf der Moräne ging es dann noch in die Gamsgrube, wo Gestein und Pflanzenwelt aufgenommen wurden. „Abends kamen Prandstetter, Reindl und der Jäger, sie hatten die Gegend untersuchet. Es ergab sich, daß man mit einem weiten Umweg die Höhen gegen Stubach [also die Gegend der Hohen Riffl] gewinnen und so [Obere Ödenwinkelscharte oder Riffltor] nach diesem Thale oder Kaprun kommen könne, daß man [aber] einen kürzeren Weeg nach Kaprun habe, der zuletzt durch eine Schneerinne auf die unteren Gletscher führe, wo man aber nicht wisse ... da ihnen die Zeit zu kurz geworden —, wie es unten weitergehe." Es folgt eine humorvolle Beschreibung des Unterkommens so vieler Leute in und um das an und unter einen Felsblock gebaute Ochsenhüttel in der Gamsgrube, dessen Notdürftigkeit den Erzherzog veranlaßte, eine Hütte in der Gamsgrube bauen zu lassen, die er 1834 selbst benutzte, als er nach ähnlicher Anreise über das Hochtor und Rauris nach Gastein zurückkehrte.

Am 9. August ging man bis zum Gletscher (Wasserfallwinkelkees) ungefähr wie heute üblich, „dann aufwärts immer hinter dem Fuscher Eiskarspitz [Fuscherkarkopf], sanfter, aber Schnee und Eis. Links bleibet der obere Burgstall liegen, [dort] erheben sich muldenförmig die Todenlöchel-Köpfe, welche sich lange ziehen und den Grath des Gebürges bilden. Eine kleine Wand blicket gegen ihre Höhe hervor. Rechts bleibet, nachdem man dem Fuscher Eiskarspitz vorüber, eine Scharte [Fuscherkarscharte], nemlich es senket sich ein Eisthal hinab, durch welches man schlecht über die Gletscher in die Ferleiten-Juden-Alpe in Fusch hinabsteigen kann; es gehet [dorthin] zwischen dem Fuscher Eiskarspitz und der nördlich vorliegenden, auf dem sich hinabsenkenden Eisfelde stehenden niederen, oben abgerundeten Breitkopf-Wand. Diese läßt man nördlich [richtig nordöstlich] und gehet hinter derselben immer aufwärts über das Eisfeld. Dieses ist gut zu begehen, da man die Klüfte entweder umgehen oder übersetzen kann. Immer aufwerts [d. h. auch nach der Bockkarscharte] unter den Todtenköpfen vorbey gehet es nun, die hohe Dok nördlich [richtig nordöstlich] lassend — sie bildet eine ähnliche geschichtete Wand wie gegen Fusch, das Eisfeld ziehet sich an ihr hin — sie bleibet beynahe eine Stunde aus dem Weege liegen [nur zu deuten als ansteigende Querung des Bockkarkeeses unter seinem westlichen Rand, also höher als der normale Weg zur Keilscharte]. Nun gehet es steiler zu dem Schluße des Eisfeldes, im Hintergrunde erhebet sich eine gewaltige Schneewand, sie ist der Zusammenhang des Rükens, welcher von der Riffl über die Todtenköpfe nach der Glockerinn und dem Wisbachhorn führet [offenbar die Versteilung des Firnes gegen den Südkamm des Mittleren Bärenkopfes]. Da hinauf wurden Stufen eingehauen und mit einem oben befestigten langen Seile zogen wir uns hinauf, der Abhang mag bey 50° haben. Auf der Höhe giebt es abgewehete Flecken Kalkschiefer. Nun gehet es nach dem Grathe und über ein Eisfeld auf Kapruner Seite sanft weiter, bis man den Rand des Abfalles erreichet, wo die Rinne ist und wo man auf einem Absatze hinab nach dem Thale Kaprun und auf die nach allen Seiten sich absenkenden Gletschern sehen kann [also über den Mittleren Bärenkopf auf das Schwarzköpfel 3120, von wo eine ausgeprägte Rinne auf die Bärenleite hinabführt, die den untersten Gletscherbruch wohl auch damals hätte vermeiden lassen].

Von der Höhe siehet man nun gut: Nördlich [richtig nordöstlich] lieget die Glockerinn, sanft über den Schneegrath zu besteigen, wenig mehr erhoben, und über diese blicket das nahe gelegene Wisbachhorn mit seiner Felsenschneide, großentheils mit Eis bedekt. Von da dürfte dasselbe am ersten zu besteigen seyn. Südlich [richtig südwestlich] der Eisgrath sanft abgerundet und rükwärts hervorsehend gegen Stubach das Horn der Riffl[1]. Vor uns Ausguß-Gletscher, den ganzen Hintergrund von Kaprun bis in die Wasserfall-Alpe sich hinabsenkend und dann gegenüber das Kapruner Thörl nach Stubach. Man siehet

[1] Diese Stelle schließt das von dem gesamten Schrifttum als geplante Überschreitungsstelle und Ort der Umkehr angenommene Riffltor eindeutig aus. Im übrigen möge die an Hand der Glocknerkarte des ÖAV. durchgeführte Deutung des Weges für sich selbst sprechen.

durch das Thal bis nach dem Pinzgaue. Über die Scheidungs-Kette von Stubach bliken herüber geg[en den] Felber[tauern] die Köpfe des Sonblick und weiter der Venediger mit seinen zwey Nachbaren, umgeben von grossen Eisfeldern. Weit ist die Aussicht nach Steyermark, bis in den Puchstein [am Eingang des Gesäuses], alle Schladmingerberge, über die Höhen des Fuscher Thörls, über die Gasteiner, Groß-Arler, Tauren-Gebürge. Herrlich der Anblik in dieser Schnee-Welt. Zwischen 9 und 10.000 Fuß standen wir. Die Leute untersuchten die Rinne; bis an den Gletscher meinten sie, würden wir mittelst Seilen kommen, weiter wußten sie es nicht. Ein Tail der Gesellschaft war verzagt und zu müde. Ich sah mich um und sagte: zurück! Ich bin überzeuget und das sagte [auch] Prandstätter, es wäre gegangen. Den nemlichen Weeg gieng es zurük, allein herauf waren wir auf festen Schnee gegangen, jetzt war er weich und sandig. Herab über die Schneewand, thails auf dem Hinteren, tails an einem Seil, dann mühsam im Schnee watend, die Klüfte ausweichend, hie und da einbrechend, über die Eisfelder zurük in die Gamsgrube zu dem Hüttel, alle müde, da uns erfrischend. 3 [es könnte auch „4" heißen: beide Ziffern sind aufeinander geschrieben, nicht zu erkennen, welches als Ausbesserung darüber geschrieben ist] Stunden waren wir aufwärts gestiegen, ebensoviel zurük auf dem Eise, äußerst vergnügt, das ganze Eisfeld und den Zusammenhang zu kennen." Der Abstieg nach Heiligenblut wurde über die Pasterze gegen die Leiterköpfe hin und an der Gletscherzunge vorbei auf der rechten Talseite genommen.

Eingeschaltet ist eine Übersicht über die Gletscherflächen und eine Erklärung vom Wesen der Gletscher überhaupt: „Gleich dem Gesetze der Quellen und Bäche sind die Eisfelder; sie entstehen, sammeln sich, füllen aus, vereinigen sich von allen Seiten gegen die Tiefen, schieben dahin und füllen die Tiefen. Dadurch geschiehet es, daß mitten die Gletscher höher, gegen die Thalränder tiefer, das Ganze abgerundet wie ein flaches Gewölbe wird. Nun schiebet es die unten gesammelte Masse auf ihrem Grunde wie Wässer, folglich nicht befestiget; durch dieses entstehen die Klüfte, die Richtung des Schiebens bezeichnend, zulezt als Ausguß überstürzend, wenn es an einen Rand kömmt, oder einen Steindamm vor sich vortreibend, wenn es im Thale vorrüket, die Klüfte da sich ausdehnend und da die spitzen Bruchstücke Eistrümmer bildend. Übrigens auf der Höhe der Einwirkung der Sonne ausgesetzet, voll Wasser, dieses in die Klüfte rieselnd, nach und nach tiefere Furchen ausnagend oder Trichter bildend und so durch die Eisdecke den Thalgrund erreichend; auf der Oberfläche der unteren Eisfelder, da wo Wände angränzen, Steintrümmer, Dämme und oft Steine auf Eisspitzen stehend, wo die Wärme die Oberfläche genommen."

Um die Gletscherwelt zu umgehen, wählte der Erzherzog für den nächsten Tag den Weg durch das Leitertal. Der Aufstieg in den südwestlichen Talast bot eine schöne Übersicht über die Südseite des Glocknerstockes; der Beschreibung sind einige Bemerkungen über die Ersteigungsmöglichkeiten angeschlossen. „Wie man die Höhe des grünen Abhanges erreichet hat, gehet es etwas sanfter dann durch ein kleines Thal [Glatzeben], nach einem Absatz aufwärts bis zu dem Bayerischen Thörl. ... Oben auf der Höhe stehet ein Kreutz, da ist die Grenze Kährntens und Tyrols. Weit siehet man über die Alpen im Südwest, West und Nordwest. Es sind die bekannten sanfteren von Sillian, Tefferegen; nur im Nordwesten erheben sich die mit Eis bedekten von Virgen und Antholz, zu der Eisfläche des Venedigers gehörig. Ich war sehr ernst gestimmt, nach 22 Jahren betrat ich wieder mein liebes Tyrol. Ich betrat es unbekannt, durch meinen freyen Willen, gewiß nicht mit Genehmigung Metternichs, des einzigen, der den Kaiser bisher abhielt, mich hinzusenden, was sehr noth thäte, um doch einmal die Wahrheit zu erfahren. ... Ich setze meinen Weeg fort, denkend, Gott wird das schon lenken, und ich komme doch hinein. Die Umstände werden es herbeyführen. Vor mir lagen schöne grüne Abhänge, in der Tiefe Wald-Abhänge und unten das Thal Kals." Mit besonderer Liebe beschrieb der Erzherzog den ersten Tiroler Ort, den er betrat, und seinen „schönen Schlag Menschen, fest, kräftig, in ihrer alten Tracht in-Zeug und Schnitt, offen, gutmüthig". Im Gasthaus „entspann sich das

Gespräch über das Land, die Verhältniße, über die alte Zeit vor 1805, über den Sandwirth" und die unerfreulichen gegenwärtigen Zustände. Dabei sah sich der alte Führer des Landes, der sich erst morgens zu erkennen gab, wieder mit seinen Tiroler Bauern einig. Über den Kalser Tauern, den Weißsee, den damals das Sonnblickkees noch erreichte, und durch das Stubachtal kam er um 10 Uhr abends nach Uttendorf und fuhr am 12. August nach Gastein zurück.

Wieder in Tirol

Die vertrauensvolle Erwartung Erzherzog Johanns am Bairischen Törl erfüllte sich zunächst nicht im vollen Sinn. Zwar kam er schon im nächsten Jahre wieder nach Tirol, aber nicht für das ersehnte Eingreifen in das Leben des Landes, sondern in militärischem Auftrage nach der Besichtigung der Festungsbauten in Verona, um über die Erbauung der Sperrfestung oberhalb Brixen, Franzensfeste, im einzelnen zu bestimmen. Aber der Bann war mit dieser amtlichen Reise durch das Etsch- und Pustertal gebrochen: Der Erzherzog durchstreifte nun sein liebes Tirol, teilweise samt Vorarlberg, in den nächsten beiden Jahren, 1838 mit dem Kaiser, 1841 und 1845, in welchem Jahre er Schloß Schenna bei Meran erwarb, und 1846. Dabei bereiste er nicht nur alle Haupttäler und -pässe, sondern besuchte auch Nebentäler, hochgelegene Joche und Berge, betrat und verließ das Land nicht nur an den Hauptzugangspunkten, sondern etwa auch über die Gerlos, den Krimmler Tauern, Cortina d'Ampezzo und das Stilfser Joch, auf Übergängen des Bregenzer Waldes, über Reutte und den Paß Strub. Besonders anziehend ist das Tagebuch über die 1846 durchgeführte Überschreitung der Ötztaler Alpen nach Südtirol[1], das vor allem bei der Behandlung der Aufstauung von Gletscherabflüssen durch aus Seitentälern vorrückende Gletscher, am schlimmsten durch den Vernagtferner[2], die wissenschaftlichen und zugleich praktischen Interessen des Erzherzogs zeigt: drei Vorschläge zur Verhütung der unheilvollen Ausbrüche des vom Vernagtferner aufgestauten Sees lehnte er als in der nötigen Schnelligkeit nicht durchführbare Riesenarbeiten ab und schlug eine ebenfalls wirksame, immerhin einfachere Lösung vor. Damals, also in seinem 65. Lebensjahre, dachte er noch an eine Besteigung der Weißkugel.

Eine Tätigkeit Erzherzog Johanns für das ganze Land Tirol und dadurch auch für Österreich und den Deutschen Bund führten aber nach seinen Worten von 1832 wirklich erst „die Umstände ... herbey": Bei der neuen Bedrohung des Landes durch Eindringen oberitalienischer Aufständischer im Jahre 1848 konnte das durch Aufstände auch sonst, besonders in Böhmen und Ungarn gebundene Österreich die Tiroler Selbstverteidigung nicht mehr entbehren. Die durch die Bürokratie verärgerten und durch eine über die Geistlichkeit geführte heimtückische Hetze der Italiener unsicher gewordenen Tiroler wollten nicht recht. Jetzt konnte man es nicht mehr umgehen, den alten unvergessenen Freund des Landes als Hofkommissar hinzusenden. Er fand dieselben Klagen und Beschwerden wie 1832 in Kals im ganzen Land, erfüllte die billigen Wünsche, beruhigte überall die Bauern im persönlichen Gespräche, klärte die Verlogenheit der Hetze auf und nun „zog alles los". Das Land beschützte sich selbst und konnte durch die Abgabe vorhandener Truppen noch Radetzkys Siege mit ermöglichen[3].

Aber schon mit der Möglichkeit, zeitweise in Tirol weilen zu können, war der Erzherzog zufrieden gewesen. Zu einer Klage im Tagebuche vom 2. Juli 1816, in der er sich — wie um diese Zeit öfter — damit getröstet hatte, daß er in seinem Tirol wenigstens begraben werden würde, schrieb er etwa 1840: „Der Herr leitete es anders, ich habe Tirol [wieder]

[1] Das Tagebuch dieser Reise ist von Hans v. Zwiedineck-Südenhorst in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 25 (1903), S. 77ff. mit den nötigen Erklärungen herausgegeben worden; da der Raummangel hier die Wiedergabe so geschlossener Abschnitte der Tagebücher unmöglich macht, möge diese wohl jedem Alpenvereinsmitglied zugängliche Ausgabe nach Möglichkeit nachgelesen werden.

[2] Den in seinen Ausbrüchen weniger gefährlichen, vom Großen Gurgler Ferner aufgestauten Langtalfernersee zeigt das beigegebene Aquarell Thomas Enders (Tafel XIV a).

[3] Katalog der Erzherzog Johann Gedächtnisausstellung des Joanneums in Graz 1959, S. 295 und 316ff., bes. Nr. 635.

gesehen, komme alle Jahre hin, unzertrennlich die Herzen. Ich wirke nun und vertrete das Land mehr als vorher. Gott hat mir mein Ausharren, meine Geduld reichlich vergolten." Mit der Verleihung der Tiroler Landstandschaft an seinen Sohn im Jahre 1842 und dessen Erhebung zum Grafen von Meran sowie der Erwerbung des Schlosses Schenna bei Meran am Eingang des Heimattales Andreas Hofers in den Jahren 1844 und 1845 faßte er auch rechtlich Fuß im Land und genoß nun jährlich, gewöhnlich im Frühsommer oder Herbst den Aufenthalt in dem schönsten deutschen Südland, in der Herzlandschaft des Berglandes Tirol.

Früh begann der alte Freund der Berge seinen spät geborenen Sohn in diese einzuführen. 1845 reiste er mit dem Sechsjährigen durch Kärnten, Tirol und Vorarlberg, 1849 führte er ihn von Gastein aus über den Mallnitzer Tauern und zurück, auf den Gamskarkogel und die Türchelwand. Bis ins hohe Alter suchte er selbst die Berge auf, auch als die körperliche Leistungsfähigkeit nachließ. 1854, 1856 und 1858 machte er noch Reisen durch Tirol, 1856 mit 74 Jahren eine besonders ausgedehnte von seinem alten Schlachtfelde in Sacile ausgehend durch die Dolomiten nach Toblach, über Bruneck und den Brenner nach Innsbruck, von Imst über den Fernpaß und die Ehrenberger Klause nach Reutte, über den Gaichtpaß und durch das Allgäu nach Bregenz, über den Arlberg nach Tirol zurück, von Landeck über den Reschen in den obersten Vintschgau, die Ortlergruppe umkreisend über das Stilfser Joch nach Bormio und Edolo und über den Tonalepaß nach Tirol zurück, durch das Sulzbergtal, nach einem Abstecher von Malé aus in das in die östliche Ortlergruppe führende Tal von Rabbi nach Fondo und über St. Felix und das Gampenjoch nach Lana, Meran und Schenna. Im September 1858, nicht einmal acht Monate vor seinem Tode, ritt er noch über den Jaufenpaß nach Schenna.

Anfang Oktober 1858 fand er sich freilich nach einer Jagd vom Brandhof aus für die vertrauten Jagdsteige im Gebirge zu steif geworden. Der Tagebucheintrag zeigt aber, wie lebendig der alte Bergsteiger die Schönheit der spätherbstlichen Hochschwablandschaft noch empfand: „Am 4. [Oktober 1858] ... Nebel am halben Berg, am Brandhof schön. Um 7 Uhr ritten wir über die Alpe [Leitenalm], Graualpe [nördlicher Ausläufer der Aflenzer Staritzen gegen den Kastenriegel], Ameiskogel [offenbar Mieserkogel 1858], Krautgarten, Steinerne Hüttel, Niederscharte [1898], bis zum Einstieg in die Böse Mauer [gestufte Südabstürze der Staritzen gegen das oberste Seetal]. Welch ein Anblick! Hell der Himmel ober uns, hell das Land nach Österreich, in den Thälern Nebel, nach Süden und Osten ein dichtes Nebelmeer, aus welchem wie Inseln die Bergspitzen hervorblickten und der Nebel wie ein Wasserfall nach Norden über die Wasserscheide sich herüberlegte — herrlich —. Wir stiegen über den zugerichteten Steig in die Schlucht auf die lange Schütt." Stände und Jagd ... „Dann hinab in die Tiefe des Tulbitzthales [Untere Tullwitzalm, aber wohl schon das oberste Seetal gemeint], wo wir alle zusammenkamen, und nach Hause, von der Kohlstadt über Seewiesen [und den Seeberg] Fahren, am Brandhof um 6 Uhr. Ich nahm Abschied von der Bösen Mauer. Dieser Weeg, welchen ich öfters gemacht, ist nichts mehr für mich, dazu gehören jüngere biegsamere Füße. Um 10 zu Bette."

Diese Spätherbsttage am Brandhof waren der Abschied Erzherzog Johanns von den Bergen. Nach dem in gewohnter Weise mit Arbeit in Graz verbrachten Winter begleitete er beim Ausbruch des Krieges in Italien noch seinen zum Waffendienst abgehenden Sohn nach Odenburg. Zurückgekehrt starb er am 11. Mai 1859 in Graz und wurde nach Fertigstellung der Grabkapelle seinem früh gebildeten Wunsch gemäß zehn Jahre später in seinem Tirol, in Schenna beigesetzt.

Die Bilder zum Beitrag über Erzherzog Johann als Bergsteiger (Tafel XIV, Farbbild und Textabbildung auf Seite 167) sind im Besitze von Herrn Dipl.-Agr.-Ing. Alois Graf Meran, Bad Aussee, dem für die Überlassung und Erlaubnis zum Druck auch an dieser Stelle bestens gedankt sei.

Anschrift des Verfassers: Oberarchivrat Dr. Wolfgang Sittig, Graz, Schillerstraße 24

In meinen Bergen

Erinnerungen von Hermann Uhde-Bernays

„Wer ein echter Bergsteiger ist, der hat in den Bergen irgendwo seine zweite Heimat. Dort kennt er Weg und Steg, jeder Gipfel ist ihm ein vertrauter Freund, die Bäume des Waldes, die Wasser des Alpenbaches rauschen ihm eine längst gewohnte Melodie. Und die stete Sehnsucht nach dieser Heimat bleibt, namentlich wenn gewaltigere, großartigere Eindrücke Platz greifen; sie wurzelt tiefer ein, wenn die ernsten Begebenheiten stürmischen Lebens uns umdrängen. Warum wir an einer Heimat in den Bergen so hängen, dessen werden wir uns erst bewußt in der Stille der winterlichen Dämmerstunde, wo der Gedanke sich in die Vergangenheit richtet. Sobald aber die ersten Blätter sich entfalten und weit ausschauende Pläne, verwegene Hoffnungen unseren Geist wieder beschäftigen, ist es unser Herz, das uns nach einer einzigen Stelle im Reiche der Alpen hinzieht." So lauteten die ersten Sätze meines ersten Aufsatzes über meine Fahrten in die Berge und meiner schriftstellerischen Wirksamkeit.

Was mich mit einer solchen leidenschaftlichen Begeisterung lange Jahre hindurch immer wieder aufs neue zu diesen Fahrten antrieb, die mir für mein ganzes Leben eine innere Beglücktheit geschenkt haben, ist nicht schwer auszusprechen. Zu dem Freiheitsdrange, der meines gesamten Wesens eigentlichen Kern bildet, gesellte sich die machtvolle Aufnahme der Schönheit der Natur, die sich im Hochgebirge in eigenartiger empfindungsvoller Pracht und Größe zeigt und ihre Geheimnisse dem, der mit hellen Augen zu schauen begabt ist, zu höchstem Genuß und wundervoller Erkenntnis offenbart. Dieses Gefühl, das schon den kleinen Knaben an den Ufern der Schweizer Seen beherrschte, den Jüngling zu seinen ersten Wanderungen in Oberbayern veranlaßte, war nicht ohne Mitwirkung von Erfahrungen, die sich frühzeitig verdüsternd über die letzten Jahre meiner Schulzeit legten, dem immer eindringlicher aus meiner finsteren Zerrissenheit aufsteigenden Wunsche nach Einsamkeit als einem entscheidenden Zuge meiner Entwicklung beigegeben. Ferne dem Treiben der Menschen hinwegblicken zu können über die ewig gleichbleibende Erhabenheit der Erscheinungen, in einem Werther'schen Idealismus zu sinnen, zu träumen und zu schwärmen, war auch mir Bedürfnis und Befreiung. In den schwierigen Jahren körperlichen und geistigen Ausreifens hatte ich mich immer entschiedener in mich selbst zurückgezogen, und das Evangelium der Dichter, welchen ich vertrauensvoll anhing, genügte nur als ein schwacher Trost, aus dem sich das unwiderstehliche Verlangen nach der notwendigen Selbständigkeit ablöste. Fort von allen Gefahren, die mich bedrohten, riß mich der Enthusiasmus, der mich zu meinen geliebten Bergen führte und mir, niemals vergeblich verstürmend in seiner sehnsüchtigen Lebhaftigkeit, erst die Herrschaft über mein Dasein zur individuellen Vollendung meiner Persönlichkeit geschenkt hat. Der Frieden des Hochgebirges erwies sich als der beste Lehrmeister der Bescheidenheit und Ehrfurcht, des Mutes und des Selbstvertrauens. In seiner kühlen reinen Luft streifte, was unter dunkler Verpuppung verborgen in mir lag, die Hüllen ab und wandte sich der Sonne zu. Die gewaltigen Eindrücke, die ich empfing, und die durch sie verursachten Erregungen nach Einzelheiten schildern zu wollen, wäre ein vergebliches, ein vermessenes Unterfangen. Wenn in nächtiger Stille unter sternglitzerndem Firmamente über Schründe und Spalten der Gletscher der schweigende Pfad emporleitet, plötzlich die Firnspitze des Gipfels in rötlichem Glanz, von der Sonne des erwachenden Morgens bestrahlt, zu leuchten beginnt, als Symbol der dauernden Erneuerung der Erde, beugt sich in dankbarer Ergriffenheit das kleine Menschentum vor dem Wirklichen, Endlichen, in der Ahnung des Überirdischen, Unendlichen, der göttlichen Harmonie der Sphären gewiß. Und in ungetrennter kosmischer Ganzheit

erschließen sich der forschenden Seele Diesseits und Jenseits als Grundlage religiöser Betrachtung zusammen. In der lichten Klarheit des Tages entstehen dann in einem magischen Kreise des Hin- und Widerspieles der Farben und Formen die anmutigen, immer wechselnden Folgen der Aussicht, halten Nähe und Ferne in dem duftigen Hauch der Lüfte liebevoll zusammen, als Vorbilder der Darstellungen der Landschaftsmalerei, deren Meister bis zu den Quellen der Natur vordringen durften. Als Bergsteiger habe ich den einheitlichen Rhythmus meines Lebens gefunden. Dem Bergsteiger wurden angesichts der Schönheit der Alpenwelt, die ich anschauend, ganz unbefangen verehrte, die Sinne geschärft für die sichtbare Realität der Werke der bildenden Kunst, besonders der impressionistischen Kunst, welchen näher zu kommen und mit ihnen in freudigem Genießen und ernster Arbeit mich zu beschäftigen, erst Neigung, darauf Beruf bestimmten.

Als ein grimmes Mißgeschick die Fortsetzung meiner hochtouristischen Tätigkeit verhinderte, blieb in der Erinnerung an eine Zeit, da ich in den Bergen eine Zuflucht gefunden hatte, für meine Zukunft mein grundsätzliches Verhältnis zu künstlerischen Erscheinungen immer in einer anschauenden, sinnlichen, niemals metaphysischen Bedeutung bestehen, um sich folgerichtig auf dieser Bahn fort und fort zu läutern und zu vertiefen.

Nicht unterlassen darf ich, hier anzufügen, daß außerdem noch zwei weitere und keineswegs nebensächliche Beweggründe hinzutraten, die mich, namentlich nachdem ich mit zunehmender Freude meine Bergfahrten aus bescheidenen Anfängen höheren Zielen entgegenzuführen wagte, in meinen Absichten und Plänen bestärkten: eine fröhliche Abenteuerlust und ein mir sonst ungewohnter Ehrgeiz. Die mit den meisten Hochtouren verbundenen Schwierigkeiten und Gefahren verhalfen zu einer vermehrten Anstrengung der körperlichen Kräfte, deren Übung und Ausbildung sich vervollkommneten und vor keinem Hindernis in Eis und Fels zurückwichen. Mit der romantischen Spannung des Aufstieges vereinigte sich die frische Zuversicht des Gelingens, und welch ein erhebendes Gefühl, nach errungenem Sieg vom Steinmann des Gipfels den Jubelruf ins Tal hinab zu senden! Wie viele verschiedenartige Anforderungen vorhanden sind, die im Verlaufe einer längeren Bergbesteigung erfüllt werden müssen, welche ausgezeichneten Vorteile bei diesem Ringen sich gerade für die geistigen Bedingungen der Entwicklung kundgeben — Selbstbewußtsein, Entschlußfähigkeit, Kaltblütigkeit —, ist allgemein bekannt und von berufener Seite oft betont worden. Wenn zu den normalen Umständen aber noch besondere Anlässe treten, die jene Schwierigkeiten verdoppeln — Unbilden der Witterung oder Bedrohungen durch Lawinen und Steinschlag —, dann erst, behaupten weise Ratgeber, bewähre der echte Bergsteiger seine Erfahrung. Oftmals habe ich das selbst erprobt: wer einmal im Toben des Schneesturmes mit mühsamem Stufenschlagen seinen Weg Meter für Meter in stundenlanger Not zu suchen gezwungen war, oder im Blitz und Donner der in der Höhe mit unheimlicher Gewalt ausbrechenden Gewitter sich schutzlos an kleiner Felsenkante halten mußte, hat erkannt, daß die Götter der Berge nicht immer gütig sind und, wenn sie zürnen, in wütendem Groll rachsüchtig zu sein pflegen. Wehe dem Sterblichen, der dann gegen ihren Willen den Kampf mit ihnen zu bestehen unternimmt! Dennoch: gerade in solchen Augenblicken, in welchen der Tod an unserer Seite zu lauern scheint, sucht die leidenschaftliche Lebensgier alle Fährnisse auf, um sie zu überwinden und um mit prometheischem Stolze den Himmlischen gleichberechtigt zu sein. Dem jugendlichen Übermut gewährte das Aufspüren unbegangener Wege, die Eroberung unerstiegener Gipfel, die keines Menschen Fuß vorher betrat, einen weiteren außergewöhnlichen Anreiz. Erstersteigungen, die einen eigenen Aufwand an Spürsinn und technischer Fertigkeit erfordern, sind auch eines eigenen Ruhmes teilhaftig, und es ist schwer abzuwägen, inwieweit die Freude an der Natur Schritt halten kann mit dem Triumphe des Ehrgeizes. Nicht Wettkampf gilt es, sondern Erfüllung heißer unabweisbarer Wünsche, deren Belohnung in dem Hochgewinn der vollbrachten Leistung allein beruht. Meiner Gewöhnung nach begehrte ich in jenen Gebieten, die ich mit besonderer Liebe aufsuchte, im Allgäu und im Lechtal, wie in einer privaten Domäne alle Spitzen und alle Täler zu kennen, aus welchem Wissensdrange einzelne Erstbesteigungen ganz selbstverständlich erfolgten.

Von der Klimmwut und dem Fanatismus anderer Gipfelstürmer hielt ich mich völlig frei und beeinträchtigte meine Erfolge und die Freude an meinen Erlebnissen nicht durch übertriebene Forderungen, wie Sport und Rekord entweiht werden, und des Dichters Worte blieben mir zugleich Hoffnung und Ansporn:

„Der Dienst der Täler sänftigt nicht mein gärend
Blut. Was in mir ist, will bergwärts schreiten,
Im Klaren überm Nebelmeere wandeln
Und Werke wirken aus der Kraft der Höhen."

Auf meine kleinen Spaziergänge in der Umgebung von Tölz und durch die auf das Voralpengebiet ausgedehnten Märsche mit Hauslehrern und Kameraden folgten nach und nach größere Unternehmungen. Die Scesaplana am Lüner See war der erste Berggipfel, auf dem ich gestanden habe. In Partenkirchen wanderte ich durch das Reintal zur Knorrhütte und erstieg die damals noch nicht durch das Münchner Haus und die meteorologische Station ausgebaute Terrasse der Zugspitze. An die Zugspitze schloß ich eine Ersteigung und Überkletterung der Dreitorspitze an, eine für einen Gymnasiasten im Jahre 1891 recht annehmbare Leistung. Erst im Herbst 1893 kam ich wieder ins Gebirge.

Oberstdorf war damals im Gegensatz zu dem durch die Nähe von München bereits verderbten Orte Partenkirchen noch kein Zentrum des Fremdenverkehres. Ein lieblich zwischen Matten und Anhöhen gelegenes Dorf mit vier Gasthäusern, einigen Pensionen und einer Anzahl von Sommerfrischler-Stammgästen.

In Oberstdorf fand ich den besten Begleiter, den ich mir für meine persönliche Art, mit dem Bergsteigen auch kleinere Fahrten, aus landschaftlichen oder anderen Gründen, zu vereinigen, nur wünschen konnte, den Allgäuer Bergführer Franz Braxmair. Untersetzt und breitschulterig, mit kurzem Hals und einem runden Kopfe, ein wenig gekrümmten Beinen und schwerem Gangwerk, im Besitze außergewöhnlicher Körperkraft, verfügte er über alle guten und alle schwierigen Eigenschaften des Allgäuer Menschenschlages. Nachdenklich, schweigsam, jedes Wort langsam betonend, hatte er einen lebendigen Verstand, den ein treffender Witz ergänzte. Aus seinen lichtblauen offenen Augen, sichtig wie Forellenwasser, mit dem er getauft zu sein behauptete, blickten eine gleichsam animalische Treue und Zuverlässigkeit. Auf der rechten Wange, von der Höhe des Ohres bis herab zum Kinn, zog sich eine lange breite Narbe, ein Andenken an einen jugendlichen Messerkampf. Denn in Braxmairs Innerem brodelte leidenschaftlicher rechthaberischer Geltungstrieb, und es war gefährlich, mit ihm anzubinden. In den Bergen sanft wie ein Kind, griff er unten im Tale gerne zum Becher und suchte Streit. Dann konnte er wieder Tage lang in seiner Behausung am Ofen sitzen und grübeln, sinnieren, wie er sagte. Als wir uns kennen lernten, hegte er drei stille ehrgeizige Wünsche, die ich nur schwer aus ihm herauslocken und von welchen ich ihm zwei erfüllen konnte. Er wollte vom Alpenverein das Zeugnis „erstklassig" verdienen, das in Bayern nur ein einziger Bergführer besaß, der alte Kederbacher in der Ramsau bei Berchtesgaden. Dieses Attribut war kaum zu erlangen, da die Garmischer Führer, deren gewinnsüchtiger Ruf verdächtig blieb, es mit einem strengen Obmann zu tun hatten, was sich auf Oberstdorf auswirkte. Weiterhin waren es zwei gefürchtete Besteigungen, die er auszuführen unablässig im Sinne hatte, die Durchkletterung der Südwand der Trettachspitze im Allgäu und der berüchtigten Watzmann-Ostwand am Königsee. Beide Touren wurden selten unternommen, jener standen der Widerspruch der Einheimischen, dieser das Verbot der Jagdverwaltung entgegen. Am Watzmann mißlangen uns zwei Versuche; die Trettachspitze erreichten wir nach geheimen Vorbereitungen im Juli 1900, und meinen Empfehlungen in Braxmairs Führerbuche war es zu danken, daß er endlich die ersehnte Auszeichnung erwarb. Im Laufe der Jahre waren wir in jeder Hinsicht aneinander gewöhnt. Zu dem menschlichen Vertrauen, das ich ihm, der über 20 Jahre älter war, entgegenbrachte, und der hohen Einschätzung seiner Fähigkeiten als Gletschermann und Felskletterer kam die nach und nach stark ausgebildete gegenseitige Unterstützung bei den schwierigen Ersteigungen. Durch meine Größe, meine langen Arme

und Beine war ich ihm in Kaminen überlegen, während er mich im freien Fels weit übertraf. Zäh und ausdauernd waren wir beide, auch ungeheure Rucksäcke zu tragen gewohnt, und wenig anspruchsvoll, was die namentlich im Lechtal schwer zu beschaffende Verproviantierung betraf. Erstaunlich zeigte sich Braxmairs Sicherheit in der Auffindung der richtigen Wege und Einstiege. Karten und Routenbeschreibungen, die ich eifrig studierte, waren für ihn nicht vorhanden. Er betrachtete jeden Gipfel wie eine Persönlichkeit, deren Charakter zu ergründen war, musterte ihn wenige Minuten von der unteren Fläche bis hinauf zur Spitze und wußte sofort, selbst vor unbekanntem und kompliziertem Terrain, wo wir ansetzen mußten. Niemals ging er fehl, höchstens einmal im Tal. Unerschrocken und hart im Unwetter, sorgte er mit rührender Anhänglichkeit, wenn wir lange Tage auf einer Hütte saßen, für mich und möglichste Bequemlichkeit. Während ich unsere Mahlzeiten kochte, war er bedacht, daß der wärmende Ofen nicht ausgehe, wickelte mich in kalten Nächten in eine zweite Wolldecke und nähte zerrissene Schuhe. Zur Natur, vor allem zur Tierwelt, den Gemsen und Murmeltieren, stand er in einem eigenen melancholischen Verhältnis, und so sehr er auch, als genauer Beobachter, von merkwürdigen Schauspielen und Stimmungen, Sonnenuntergängen, Mondnächten seelisch abzuhängen schien, niemals kam ein Ausruf des Erstaunens über seine Lippen. Was er in seiner Welt schaute, war etwas Selbstverständliches, und er hätte nicht begriffen, daß es Menschen gibt, deren Organe dieser Herrlichkeit gegenüber verschlossen sind. Daher ging er in der Stadt, wenn er mich, selten genug, in München aufsuchte, wobei er seine gewohnten Allgäuer Griffschuhe, die am Absatz zum Festhalten an steilen Graslahnen mit Eisenleisten besetzt sind, mühsam über das Pflaster schleppte, wie ein Träumer umher, scheu und verdrossen, und atmete auf, wenn ich ihn am Bahnhof wieder in den Zug setzte. Einmal im Spätherbst, wo jeder Tag und jede Stunde ausgenutzt werden müssen, waren wir nach längeren Streifzügen schmierig, ungewaschen, mit zerfetzten Kleidern ins Inntal abgestiegen und wollten für eine Stunde die Bahn nehmen, um den Rückweg nach Oberstdorf durch ein anderes Gebiet auszuführen. Von Landeck nach St. Anton mußten wir mit dem Luxuszug Wien—Paris fahren, in dem wir nicht eben angenehm auffielen. Während ich meinen Kaffee trank und eine gute Zigarre rauchte, die Braxmair sonst nicht verschmähte, kauerte er wie ein verscheuchter Hase auf seinem Stuhl und betrachtete den französischen Kellner im dunkelblauen Frack mit Goldknöpfen wie einen gefährlichen Gegner. In der anderen Ecke des Speisewagens saß eine vornehme Gesellschaft, eine alte Dame in tiefer Trauer, mit stolzem kummervollen Gesicht, einen Krückstock zur Seite, die uns aufmerksam beobachtete. Es war die einstige Kaiserin von Frankreich, Eugenie, die Gemahlin des dritten Napoleon, die uns zwischen zwei Erstlingstouren begegnete. Meinem guten Braxmair erschien sie ebenso schön wie die Gräfin Oberndorff, die täglich vor dem „Mohren" ihre Virginia rauchte. Am besten vertrug sich Braxmair mit dem alten Schraudolph, dem einstigen Häuptling der Allgäuer Führer und Gastwirt im Weiler Einödsbach, einem originellen Sonderling, der jedem Besucher angesichts des Panoramas der Mädelgabelgruppe mit groben Reden Tabak abnahm. Vor seinem Hause habe ich mir mein erstes Trinkgeld verdient, einen Schoppen Wein und drei Zigaretten, die mir ein norddeutscher Reisender zum Dank für die Mitteilung der Gipfelnamen verabfolgte.

Bei der ersten Bergfahrt, die ich mit Braxmair unternahm, lernte ich in der Kemptener Hütte den bekanntesten Hochtouristen des Allgäus kennen, Josef Enzensperger. Er hatte eine neue Tour ausgeführt und den Hüttenschlüssel mitgenommen, so daß wir durch ein Fenster hatten einsteigen müssen, weshalb er Hütteneinbrecher vor sich zu sehen glaubte und mit geschwungenem Pickel ins Zimmer eintrat. Das Mißverständnis löste sich zu allgemeiner Heiterkeit. Enzensperger studierte an der Münchener Universität Jurisprudenz und gehörte zu den Mitgliedern des erst seit wenigen Jahren bestehenden Akademischen Alpenvereins. Seiner Aufforderung, an dessen Sitzungen und Vorträgen teilzunehmen, bin ich gerne gefolgt, konnte aber als Korpsstudent erst, nachdem ich inaktiv geworden war, dem Verein beitreten. Enzensperger hatte unterdessen die Juristerei auf-

gegeben und das Studium der Meteorologie begonnen. Er versah im Akademischen Alpenverein den Posten des ersten Vorstandes. Hier traf ich eine Gesellschaft von Gleichalterigen, die meine literarischen und künstlerischen Neigungen zwar im allgemeinen nicht teilten, dafür aber wie ich begeisterte Freunde der Berge und Anhänger eines meiner Liebhaberei völlig entsprechenden Wanderns waren. Die Offenheit einer guten Kameradschaft, die alle sonstigen studentischen Bräuche ablehnte, keinen Unterschied zwischen älteren und jüngeren Semestern kannte, keinen Komment besaß, keine Farben trug, bei der wie der Aufenthalt im Gebirge nach das Beisammensein in der Stadt nur auf gegenseitiger Freundschaft und gegenseitigem Verständnis beruhte, war mir äußerst willkommen.

Als ich nach langer Pause, nach fast fünf Jahren, nachdem ich in Berlin, Nürnberg, Rom gelebt hatte, endgültig nach München zurückkehrte, fand ich im Nebenzimmer des Neuen Künstlerhauses zu den alten Gefährten einen stattlichen Nachwuchs. Obwohl ich seit dem Jahre 1902 nur noch Hochtouren ausführte, die den erheblich gestiegenen, mitunter halsbrecherischen Wünschen der Kletterproblematiker der jungen Garde nicht im entferntesten genügten, kam ich mit mehreren frisch zur Universität gezogenen Mitgliedern in ein gutes Einvernehmen und habe manchen Ausflug, manche gemäßigte Bergbesteigung, sogar noch eine Erstlingstour mit ihnen unternommen.

Es ist nicht meine Absicht, mich hier ausführlich über die ungefähr 300 Hochtouren und die 20 Erstbesteigungen und Erstbegehungen zu äußern, die ich ausführte. Eine kurze Übersicht mag genügen. Daß ich aus der Fülle meiner Erlebnisse die schönsten herausgreife, weil sie in meinem inneren Lebensgang eindrangen und ihn beeinflußten, dürfte verständlich sein. Außer der näheren Umgebung von München, dem Wetterstein, den Miemingern, dem Karwendel- und Kaisergebirge durchstreifte ich die Allgäuer und Lechtaler Alpen, diese hauptsächlich in dem Abschnitt zwischen Arlberg und Fernpaß. Die Ausflüge in die Voralpen waren keineswegs erleichtert. Wochenend- oder Sonntagszüge gab es nicht. Wenn wir nach Mittenwald fuhren, mußten wir am Samstag nachmittags um zwei Uhr abreisen, in Partenkirchen die Post nehmen und kamen um elf Uhr nachts nach Mittenwald, rannten in die Leutasch, wo wir drei Stunden beim Xanderwirt auf einer Bank schliefen. Dann folgte die Hochtour, abends Rückmarsch nach Mittenwald, nachts um ein Uhr Abfahrt mit der Post nach Partenkirchen, am Montag um sieben Uhr früh Ankunft in München. Dazu gehörte immerhin ein Entschluß. Bis auf die Aussichtsberge Grünten und Nebelhorn habe ich die sämtlichen Gipfel des Allgäus, vom Hochvogel bis zum Widderstein, betreten, manche öfters und auf besonderen Wegen. Hier bilden die Durchkletterung der Südwand der Trettachspitze und die Überschreitung der vier Spitzen der wegen ihres schwierigen, aus Graslehnen bestehenden Terrains gefürchteten Höfats die Höhepunkte. In der anstoßenden Hornbachkette, in der die Hermann-von-Barth-Hütte des AAWM gebaut wurde, glückte mir die erste Ersteigung eines kühnen, durch das ganze untere Lechtal sichtbaren Felszackens, des Hermannskarturmes. Was mir in den Lechtaler Alpen gelang, wird nachher erzählt werden. Außerdem habe ich eine Reihe von Hochtouren im Stubai, im Ötztal und in der Ortlergruppe zu verzeichnen, wobei eine Nachtwanderung im Mondschein über die Gletscher unterhalb der Königsspitze einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ. In Sulden wohnte ich nicht im großen Hotel. Der alte Pfarrer Eller, eine wie für Spitzweg geschaffene Figur des Landgeistlichen, führte mit seiner Schwester Kathi eine Touristenherberge, wo sich alle zünftigen Alpinisten trafen. Dort war ein meist überfülltes Bergheim geschaffen, und beim Essen am gemeinsamen Tische mit dem Kuraten behandelte das Gespräch nur hochtouristische Probleme. In den Sommern 1899 und 1900 zog ich in die Dolomiten und nahm Standquartier in St. Ulrich und in San Martino di Castrozza, hier bei der Familie Panzer, deren drei bildhübschen Töchtern die Frequenz des Hotels durch jüngere Bergsteiger zu danken war. Am 28. August 1899, an Goethes 150. Geburtstage, erkletterte ich den steinernen Riesendom der Pala di San Martino und feierte am Abend das Jubiläum des Dichters mit einer Bowle, wobei Lamprecht eine wirkungsvolle Rede hielt.

Bei diesem Aufenthalt sah ich das erste Automobil, einen französischen Wagen, mit dem der Sportsmann de Dietrich auf der Bergstrecke zum Rollepaß Versuchsfahrten unternahm. Manche Gelehrte und Ungelehrte vertreten die Ansicht, daß meine Generation vor anderen bevorzugt gewesen sei, da sie das erste Automobil und das erste Luftschiff gesehen habe. Ich bin kein Mann der Technik und habe diesen Glauben niemals geteilt. Daß ein Verkehrsmittel erfunden wurde, das sich selbständig fortbewegt, daß es Maschinen gibt, die den Wunsch des Lionardo „Wir werden Flügel bekommen" erfüllen, empfand ich nicht als etwas Außergewöhnliches, und habe keinen Anlaß, diese Meinung zu unterschlagen. Mein Pessimismus befürchtete sofort, daß diese Erfindungen einstens nur dazu dienen würden, viele Tausende von Menschen zu vernichten und im Kriege die furchtbarsten Verheerungen anzurichten. Er hat recht behalten.

Die Berge von San Martino mit dem Cimone della Pala, dem „Matterhorn der Dolomiten", am nördlichen Ende, waren mir ihrer schlanken Formen wegen lieber als die bizarren und grotesken Felsgebilde der Langkofelgruppe bei St. Ulrich. Vor allem angetan hatte es mir der Rosengarten, nicht nur weil ich unzählige Male am Abend von der Wassermauer in Bozen oder dem Virgl das Aufflammen seiner Wände, das Absterben ihrer geheimnisvollen Zauberkräfte zu schauen und mich der Sage vom Alpenkönig Laurin zu erinnern gewohnt war. Dieser Berg wurde bezwungen in einer bis auf den Einstieg leichten anregenden Kletterei und bot auf dem Steinfeld seines Gipfels eine abwechslungsreiche Aussicht, deren malerische Eigentümlichkeit im Talblick, hinaus nach Bozen, zu erkennen war. Unheimlich wirkte der Gegensatz zwischen den lieblichen Gefilden in der Ferne und den zerklüfteten Steintrümmern und Felsnadeln in der nächsten Nähe, deren Einsamkeit auf dem Wege zur Vajolethütte wie eine Szenerie aus Byrons Manfred erschien.

Über einige meiner Besteigungen hatte ich kurze Notizen in den „Mitteilungen des Alpenvereines" veröffentlicht, ohne bei ihrer Niederschrift literarische Absichten zu hegen. Zu meiner Verwunderung empfing ich während eines Aufenthaltes in Venedig im Frühjahr 1900 ein Schreiben der Redaktion der Alpenvereinszeitschrift mit der Anfrage, ob ich für den nächsten Jahrgang eine umfassende, topographisch genaue, durch eine feuilletonistisch gehaltene Schilderung meiner Eindrücke zu vervollständigende Monographie über das Parzinngebiet in den Lechtaler Alpen übernehmen wolle. So ging es mir wie weiland dem König Saul, und das Königreich, das mir mit diesem Vorschlage angetragen wurde, bedeutete für mich einen bestimmenden und befreienden Anstoß für meine lange schon im geheimen erwogene Absicht, Schriftsteller zu werden, wovon freilich die Redaktion nichts ahnte. Die Berufung war um so ehrenvoller, da der berühmteste deutsche Alpinist, Ludwig Purtscheller, der an den Folgen eines Unfalles im Montblancgebiet gestorben war, die Arbeit zu verfassen beschlossen und sich zu Vorstudien an Ort und Stelle aufgehalten hatte. Der Bilderteil war durch den Maler Edward T. Compton bereits vollendet. Ich nahm hocherfreut den Vorschlag an, setzte mich mit der Sektion Hanau, deren Erster Vorsitzender Dr. Fues mich weitgehend unterstützte, in Verbindung, verpflichtete den getreuen Braxmair zu meiner Begleitung und wählte den Spätherbst zur Ausführung meiner Pläne. Das Parzinngebiet war seiner schwer erreichbaren Lage wegen den Münchener Bergsteigern kaum bekannt. Von den Dolomiten kommend, war ich überrascht, auch im Norden eine Berggruppe anzutreffen, deren Formationen in ihrer wilden Felsenbildung ihnen glichen, in hochtouristischer Beziehung übereinstimmende, technisch jedoch leichter zu lösende Probleme stellten, durch die Länge der Wege und die Brüchigkeit des Gesteins größere Ausdauer erforderten. Ich verlegte mein Hauptquartier nach der kleinen Ortschaft Elbigenalp, in den Gasthof zur Post. Auch von diesem Platze war der Anmarsch zur Hanauer Hütte, die im Jahre 1894 in der Mitte des Parzinns erbaut worden war, umständlich und weit. Einige Weiler, aus wenigen ärmlichen tiefbraunen Holzhäusern bestehend, nur zu Fuß erreichbar, lagen auf dem Wege. In Gramais, einem idyllischen, selten von Fremden aufgesuchten Dörfchen, fand ich Unterkunft bei dem Pfarrer, einem kränklichen, in überirdischer Begeisterung den Bergen verbundenen Seel-

sorger seiner dürftigen Gemeinde, dessen hohle Wangen von den Flecken der Schwindsucht gekennzeichnet waren. Vergeblich suchte er sich mit dem Bibelworte „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt" zu trösten. Bei ihm begegnete ich einer idealistischen Weltanschauung, deren Größe ich bewunderte und die begreiflich erschien, weil dieser dem Tode verfallene junge Geistliche das Leben nur aus Erzählungen kannte, als Tiroler Bauernsohn einer kinderreichen Familie außer Innsbruck niemals eine Stadt betreten und in seiner Phantasie sich ein eigenartiges paradiesisches Bild von der Schönheit der Erde und dem Glück der Menschen geschaffen hatte. Meine Anwesenheit gab ihm eine freudig begrüßte Gelegenheit, sich offen über alles auszusprechen, was er an sonderbaren Gedanken bei seinem ständigen Alleinsein in sich aufgespeichert hatte. Wenn er in seinem Kapellchen die Abendglocke geläutet hatte, ging er in den verschiedenen Gehöften umher und redete mit seinen Bauern, die ihn liebten. Nachher saßen wir am Herdfeuer, plauderten und rauchten, während seine Schwester, die den Haushalt führte, ein Viertelchen nach dem anderen aus dem Keller heraufholte. Dann lehnte sich der Pfarrer im großen Stuhle zurück, seinen alten Pinscher vor den Füßen, mit dunklen, in der Dämmerung stärker aufleuchtenden Augen, und erzählte von seiner Kindheit, seinen Bienenstöcken und den Bergfahrten, die er im Parzinn ausgeführt hatte. In die Stille des einbrechenden Abends drang kaum ein Laut der Außenwelt, manchmal der Schrei der Holztaube, seltener das heisere Röhren eines Hirsches. Eine beseligende Stimmung herrschte, fern dem Lärm des irdischen Getriebes, das zu den reinen Lüften des Gramaiser Tales nicht heraufschallte. Und die Dichtungen Hölderlins und Goethes, die ich ihm vortrug, erfüllten den Pfarrer mit einer ungeahnten Dankbarkeit. Immer aufs neue mußte ich kleine lyrische Gedichte wiederholen, und voller Empfindung sagte er dann: „Wie schön, wie schön!" Morgens, wenn ich frühzeitig aufbrach, begleitete er mich ein Stück, wies mir mit genauester Kenntnis den weiteren Weg, warnte vor gefährlichen Gängen und beklagte, daß seine Gesundheit ihm nicht erlaube, sich mir anzuschließen. Er hat das Erscheinen meiner Arbeit nicht mehr erlebt.[1] Als sein Zustand sich verschlimmerte, ließ er sich nach einer Pfarrei im Gschnitz versetzen und schrieb mir, daß er mich dort zu sehen hoffe. Aber der Sonderdruck, den ich ihm als Gegengruß zusandte, kam mit dem Vermerk zurück „Adressat verstorben".

Von Gramais zur Hanauer Hütte führten drei Übergänge, deren kürzesten aufzufinden mir dank den Ratschlägen des Pfarrers gelang. Dieser Weg sollte später für mich eine freundliche Bedeutung erhalten. Die Hanauer Hütte war prächtig gelegen, auf einem ins Tal vorspringenden Buckel, der gegen den Bergeskranz in ihrem Rücken nach drei Seiten in ausgedehnten Trümmerhalden sich fortsetzte. Ganz reizend hielten sich kleine Seen, dunkelfarbig und bis zum Grunde klar, in den einzelnen Karen versteckt, gespeist von plätschernden Wasserbächen, die zahlreich von den Wänden herabströmten und in das schwermütige Schweigen der Felskulissen einen lebendigen Klang setzten. Das Panorama des Hüttenplatzes konnte sich mit jeder Dolomitenlandschaft messen. Im Hintergrunde ragte eine kühn zugespitzte Pyramide auf, eine phantastische, in Rinnen und Sprüngen zerklüftete Berggestalt; an den beiden Seiten erstreckten sich gewaltige, wie von Riesenhänden geschichtete Steinmauern, die gegen das Tal jäh und unvermittelt abbrachen, unbezwingbaren Festungen gleich, und über die Einschnitte zur Rechten und Linken des Mittelgipfels erhoben sich, symmetrisch eingestellt, die ebenfalls zu eigenen Gipfelbildungen geformten Ausläufer der beiden noch zum Parzinn gehörenden Seitenäste des Gebirges. Mein Entzücken bei diesem Anblick war begreiflich. Das war der rechte verschwiegene Platz, wie ich ihn so oft für mich ersehnt hatte, und da ich sicher sein durfte, zu Ende September von keinem anderen Besucher gestört zu werden, blieb ich auf der Hanauer Hütte, so lange es möglich war. Einmal wurde ich gezwungen, nach Oberstdorf zurückzukehren, da mein Pickel durch einen Steinschlag zertrümmert worden war und meine Bergschuhe trotz Braxmairs Kunst sich aufgelöst hatten. Doch dauerte es nur wenige Tage,

[1] Das Parzinn in den Lechtaler Alpen, Zeitschrift des D.u.OeAV. 1901.

bis der Schaden behoben war und wir zurückwandern konnten. Ein herrliches Wetter begünstigte uns. In der Frühe mußten wir oft durch dicken Morgennebel brechen, um über ihm in wärmender Sonne die Grate und Zacken zu erreichen, die wir zu überwinden hatten. Das zitternde Spiel der Wolkenfetzen und Nebelschleier, aus welchen wir emportauchten in den lichten Tag, um in der nächsten Senkung wieder im brodelnden Chaos zu versinken, abzuwarten, bis es sich in einem letzten windgetriebenen Silberfähnchen auflöste, steigerte noch unsere Freude an der endlich unter enzianblauen Herbsthimmel bis zum Ortler und ins Engadin hinein freien Aussicht. In der Nacht, wenn der Schein des Mondes die grauen Zinnen aus der unheimlichen Starrheit ihres Schlafes aufweckte, das Firmament seine vielen Sternbilder in diamantgleichem Gefunkel auf dunkler Wölbung leuchten ließ und nur das Rauschen der Gewässer zu hören war, trat ich vor die Hütte, um dem Spuk der Berggeister nicht zu verfallen, und holte in tiefen Atemzügen Kraft für die Arbeit des kommenden Tages.

Die Hanauer Hütte war wie die meisten damaligen Unterkunftshütten des Alpenvereines nicht bewirtschaftet. Ungestört blieb der Bergsteiger sein eigener Herr und nahm gerne die Mühen des Kochens und sonstiger Obliegenheiten auf sich, die erforderlich waren, um alles in gutem Stand zu halten. Das wurde nach wenigen Jahren anders, und schon vor dem ersten Weltkriege sind die meisten Hütten umgebaut, vergrößert und für den Restaurationsbetrieb eingerichtet worden. Mit kluger Initiative hat sich der Alpenverein, als alle guten Standplätze von Hütten eingenommen waren, dem Bau kleiner Häuser widersetzt. Der in überraschender und wenig zusagender Weise überhandnehmende Verkehr und die im gleichen Verhältnis gesteigerte Hochtouristik bewirkten die Notwendigkeit, die durch das Zusammentreffen einer größeren Anzahl von Partien sich ergebenden Schwierigkeiten zu beseitigen, eine Aufsicht zu schaffen und eine ausreichende Verpflegung zu sichern. Aber damit waren leider auch die einfachen und schönen Zustände beendet, die dem echten Bergsteiger lieb gewesen. Die Auswüchse, die sich bei den zahlreich sich einstellenden „Hüttenbummlern" zeigten, wurden bald bedenklich, obwohl sie noch für lange Zeit nicht die Roheit kundgaben, durch die den meisten guten alten Alpinisten ihre Tätigkeit verleidet wurde. Der Komfort der neuen, wie kleine Gasthäuser gebauten Hütten überstieg die Haltung der Gasthäuser im Tal, welche die Kosten scheuten und sich den veränderten Umständen nicht anpaßten. Derartige Fragen lagen Gott sei Dank noch in weiter Ferne, als ich auf der Hanauer Hütte weilte. Diese bestand damals lediglich aus einem Vorraum und zwei Zimmern, einem großen mit vier Matratzen, Tisch und Herd und einem kleinen, ebenfalls mit vier Matratzen. Jede Matratze hatte zwei Wolldecken. Stufen führten in den Keller, wo die Weinflaschen lagen. In einer Ecke stand der große, nach dem System Emil Pott praktisch eingerichtete Proviantkorb, der Fleischkonserven, Suppenwürfel, Sardinen und Keks enthielt. Darüber befand sich eine Büchse zum Hineinwerfen des Geldes und ein Abreißblock zum Notieren der Kosten für Unterkunft und Essen. Auch dies hörte mit der Bewirtschaftung auf. Ich habe mich seinerzeit erkundigt und mit Befriedigung vernommen, daß das von den Sektionen auf die Ehrlichkeit der Hüttengäste gesetzte Vertrauen nicht mißbraucht wurde. Ärgerlich war es nur, wenn vergessen worden war, eine Sektion über die Notwendigkeit zu verständigen, einen neuen Korb hinaufschaffen zu lassen. Daher führte ich immer meinen eigenen Proviant bei mir und hatte an einzelnen Postämtern des Lechtales Depots, die des Zolles wegen statt aus München aus Innsbruck versorgt werden mußten. Im inneren Lechtal war mit Ausnahme von Elbigenalp und Holzgau kaum etwas zu bekommen, und hier galt es, allen Ansprüchen zu entsagen. Als wir einmal an einem Freitagabend hungrig im Wirtshause von Häselgehr einfielen und nach Fleisch fragten, sagte die Wirtin: „A bißl Scheps vom Sonntag war noch da." Das schmeckte wie Sohlenleder. Selbst Forellen waren nicht immer zu erhalten, aber billig. Alles dies hinderte nicht, daß ich mich im Lechtal wohlfühlte und auf Annehmlichkeiten verzichtete, die ich in München nachholen konnte.

Schon in Oberstdorf begann ich mit der Niederschrift der Parzinn-Monographie, nachdem ich in zwei aufeinanderfolgenden Besuchen alle Gipfel betreten und das Gebiet bis

zum Inntal durchstreift hatte. Auch der schwierige Entwurf der Kartenskizze war nach einigen vergeblichen Versuchen vollendet. Unterdessen war der erste Schnee gefallen. Als letzter Gast verließ ich Oberstdorf und schloß in Karlsruhe meine Arbeit ab, um mich sofort an meine Dissertation zu setzen. Durch meinen bergsteigerischen Erfolg ermutigt, hatte ich endlich den notwendigen Auftrieb erhalten. Als der Aufsatz erschien, forderte mich die Redaktion zu ständiger Mitarbeit auf mit dem Hinweis, daß die Genauigkeit des touristischen Teiles und die Schilderungen den Beifall des Ausschusses gefunden hätten. Auf dem Umwege über den Alpinismus bin ich also Schriftsteller geworden.

Für den Sommer 1901 hatte ich große Pläne im Sinn. Nach dem Bestehen des Doktorexamens war meine Sehnsucht, wieder in die Berge zu kommen, kaum mehr zu bezwingen. Indessen verhinderte mich meine erste englische Reise, vor Mitte Juli mit meinen Touren zu beginnen, die leider sogleich durch einen Unglücksfall ihr Ende finden sollten. Mit zwei Bekannten hatte ich ein Zusammentreffen in Gossensaß verabredet, um mit ihnen den Tribulaun im Pflerschtale, den einzigen großen, nicht sehr schwierigen Felsberg im Stubai, zu besteigen. Eine seltsame Kette von Zufällen ereignete sich. Auf die Tribulaunhütte kamen uns zwei Wiener Touristen mit ihren Führern nach. Meine Bedenken, in einer so großen Zahl den steingefährlichen, trotz der Sicherung durch Drahtseile im obersten Drittel exponierten Gipfel anzugreifen, wurden zurückgewiesen. Der Morgen brachte eine bedrückende Schwüle, und bei der Ankunft an den Felsen sprach ich weitere Bedenken über ein nahes Gewitter aus. Abermals wurde ich überstimmt und ließ nun die andere Partie vorangehen. Als wir an den Drahtseilen angekommen waren, verfinsterte sich der Himmel, und im Nu war ein starkes Unwetter über uns. Wir suchten uns in den Felsen zu bergen, warfen die Pickel fort, — da schlug der Blitz zwischen uns ein. Ich wurde bewußtlos und fiel erwachend mit dem Kopfe gegen die Steinwand, während die Hände sich automatisch festkrallten. Ein Führer und ein Tourist waren hinabgeschleudert. Die Leichen lagen tief unten auf dem Geröll. Obwohl ich mit umwickeltem Schädel nach Gossensaß zurückmarschieren imstande war, nachdem ich in dem mühsam erreichten Orte Pflersch einen Notverband erhalten hatte, fühlte ich mich infolge des erlittenen Nervenschocks nicht sicher genug, um mit zwei ausgezeichneten Bergsteigern des Akademischen Alpenvereins zu großen Unternehmungen in die Dolomiten zu ziehen. Der Unfall wurde in allen Zeitungen besprochen und sogar auf der Titelseite des wegen seiner sensationellen Illustrationen berüchtigten italienischen Sonntagsblattes „Domenica del corriere" mit der Unterschrift „I drammi delle montagne" abgebildet. Meine Mutter und meine Freunde waren durch die Nachrichten sehr erschreckt. Heftige Vorwürfe blieben nicht aus, die mich des Leichtsinns und der Waghalsigkeit beschuldigten. Diesem Tadel gegenüber konnte ich auf das Zusammentreffen unglücklicher Zufälle hinweisen und auf meine zweimaligen Warnungen. Aber meine Leidenschaft war gedämpft. Daß meine Nerven strengen Anforderungen nicht mehr genügten, mußte ich zu meinem Leidwesen im Herbst im Lechtal feststellen. So beendete ich meine Arbeiten im Parzinn, schrieb auch sonst noch einige alpine Aufsätze.

Im September 1902 reiste ich mit einem Nürnberger Freunde nach Korsika, das kaum vom Fremdenverkehr berührt, im Innern noch nicht überall erschlossen war. Die Verbindung von Hochgebirge und Meer, Dolomiten und Küste war eine Überraschung, und die südliche Vegetation, in den Wäldern mit den brennend sich selbst verzehrenden lichtgrünen Zirbelkiefern, den Riesenfarnen und Alpenveilchenwiesen, bildete nach dem Ernst der Umgebung der Hanauer Hütte einen wirkungsvollen Kontrast. Drei Tage lang harrten wir als Gastfreunde des Bürgermeisters bei strömendem Regen in einem Dorfe im Innern der Insel aus. Die Sitten des Landes, wo noch hie und da ein Akt der Blutrache vorkam, hatten sich erhalten. Wenn nach dem gemeinsamen Mahle in der rauchgeschwärzten Diele die Frau des Hausherrn mit ihren Töchtern sich empfohlen hatte, damit die fremden Herren ungestört rauchen und reden sollten, aus dem Keller eine gute Flasche herausgeholt wurde, erkannten wir die alte Ritterlichkeit und Vornehmheit der korsischen Bevölkerung. Dann standen wir in Ajaccio vor dem Hause, in dem Napoleon Bonaparte,

der größte Korse, aufgewachsen war. Damit endete meine Tätigkeit als Hochtourist, zum Schmerze Braxmairs, der mit erhobenen Händen beteuerte, daß mich unter seiner Obhut der Blitz nicht gestreift hätte. Ein Paar norwegischer Schi, die ich ihm zum Abschied schenkte und die wir bei einer gewagten Winterfahrt zum Waltenbergerhaus einweihten, wobei wir beinahe unter eine Schneelawine gerieten — ein neues warnendes Memento —, vermochte nicht, den im Hochgebirge gewonnenen treuen Freund von seinem Glauben abzubringen. Ich sah ihn nicht mehr wieder.

Auch der Schilauf, mit dem ich als einer der ersten Münchener begonnen hatte, ohne irgendwelche über das Maß kleiner Fahrten bei Schliersee und Bayrischzell hinausgreifende Touren zu machen, habe ich damals wieder aufgegeben. Hier war die Etikette als Sport, gegen die sich der Bergsteiger Purtscheller im Buche der Hanauer Hütte mit den Versen gewehrt hatte:

Mit Feuereifer Berge zu erklettern,
Nicht nenn ichs eitlen Sport, nach Nörgler Brauch ...

eher gerechtfertigt. In allen alpinen Kreisen, besonders in München, stand man der „neuen Mode" ablehnend gegenüber, und im Akademischen Alpenverein wurde mißgünstig von den „Brettln" gesprochen. Erst als nach Freiburger Muster ein eigener Akademischer Schiklub sich bildete, dem auch mehrere unserer Mitglieder angehörten, wich nach und nach die abfällige Beurteilung. Durch einen Bekannten, der in Straßburg Forstwissenschaft studierte und im Schwarzwald und in den Vogesen Schitouren ausgeführt hatte, war ich für die Möglichkeit, auch im Winter das Hochgebirge aufsuchen zu können, gewonnen worden. In Baden hatte sich der Schiklub Schwarzwald bereits durchgesetzt, bei der einheimischen Bevölkerung und der Studentenschaft. Feldberg und Belchen galten als ideales Übungsgelände. Schüchterne Versuche in der Schweiz bewiesen, daß die Hochtouristik sich nicht nur auf die Sommermonate zu beschränken brauche. Die klimatischen Vorteile des Winteraufenthaltes im Freien, die Reinheit der Luft und die gesteigerte Wirkung der Höhensonne wurden berufen, den Schilauf in gesundheitlicher Beziehung zu empfehlen.

In Freiburg studierten einige jüngere vermögende Anhänger des neuen Sports, die zum Teil in Norwegen gewesen waren und in dieser Heimat des Schneeschuhs Unterricht genommen hatten. Sie sorgten dafür, daß der Schiklub Schwarzwald, der schon seit dem Jahre 1893 an der Spitze der Bewegung stand, eine eifrige Propaganda an den Universitäten und Gymnasien trieb und in allen Dörfern des Schwarzwaldes wie in den bayerischen Voralpengebieten die Ortsansässigen zu gewinnen suchte. Eine Anzahl begeisterter Alpenfreunde hatte sich zusammengefunden. Zu ihnen gehörten Wilhelm Paulcke, der seine naturwissenschaftlichen Studien mit der Pionierarbeit des Schilaufes verband und die erste vortreffliche Anleitung drucken ließ, und Oskar Schuster, der großzügig mit bedeutenden Mitteln die ersten Schneeschuhe für die Jugend und die Führerschaft stiftete. In Deutschland gab es nur ein Geschäft, wo man Schier kaufen konnte, merkwürdigerweise in Halle, bei Darr und Azthelm. In München war die Einführung dieses Wintersportes nur im geheimen erwogen worden, da die Hochtouristen in den Sektionen mit Hohn darüber sprachen. Zuerst hatte der ehemalige Buchhändler Finsterlin, der in Fischhausen bei Schliersee ein Gasthaus führte, am Schilauf Interesse genommen, und eine ferne Kunde von einem Übungshügel, von Fahrten auf Gindelalm und Bodenschneid, von sachkundigem Unterricht und einer wachsenden Zahl von Lernbegierigen drang nach München. Es gab für die Schuhe nur eine einzige Bindung, und Streitigkeiten, ob Bilgeri oder Huitfeld, waren noch lange nicht aktuell, Telemark- und Christianiaschwung kannte man nur aus norwegischen Berichten. Die ersten Schiläufer begnügten sich, auf hügeligem Gelände wie mit Schneereifen umherzustapfen und eine mäßig steile Abfahrt, wie den Kühzagelweg, in schnellerem Tempo zu wagen. Springen, Sprungschanzen und gar Aufstellung von Zeitrekorden gab es natürlich nicht. Im Jahre 1896 waren kaum mehr als zehn Schiläufer in München, die in Fischhausen zusammenkamen.

Als im Winter 1898/99 die englischen Bergsteiger Phillimore und Raynor in Cortina zum Schilaufen eintrafen, was als Neuigkeit in allen Zeitungen zu lesen war, mußten sie sich einen Führer aus Norwegen kommen lassen, da kein Einheimischer sich des Schisportes kundig zeigte. Viele Gasthäuser im Gebirge blieben vom Herbst bis zum Frühjahr geschlossen. In Fischhausen wurde Frau Finsterlin, die auf Schiern nach Schliersee zum Markt fuhr, von einer alten Bauersfrau gefragt, was sie denn Böses getan habe, weil sie mit so schweren Brettern an den Füßen nach Altötting wallfahre. Mit solchen Vorurteilen hatten die armen Schiläufer noch geraume Zeit zu kämpfen. Am heftigsten regte sich der Widerstand im Alpenverein. Alle Versuche, den Zentralausschuß zur Unterstützung und Ausbildung der Führer, zur Belieferung derselben mit der notwendigen Ausrüstung zu bewegen, scheiterten. Noch im Herbst 1901, als die Frage auf der Generalversammlung behandelt werden sollte und mit Mühe auf die Tagesordnung gelangte, war jede Diskussion erfolglos. Ein ganzer Generalstab von berühmten Schiläufern war zu dieser Sitzung nach Meran geeilt, Schuster und Willy Rickmer Rickmers voraus. Das war die einzige Alpenvereins-Hauptversammlung, an der ich teilnahm. So gerne ich mich an der winterlichen Landschaft freute und mich oft in Fischhausen aufhielt, wo bei Finsterlins eine kleine Idylle, voller Ruhe und dank dem gebildeten Hausherrn voller Anregung, bei hitzigen literarischen Debatten und emsigen Schachspiel, entstanden war, ich vermißte die Bretter nicht, als ich in Berlin und Nürnberg keine Gelegenheit hatte, sie zu benutzen. Mag sein, daß meine ungenügende Ausbildung daran schuld war oder daß ich allzu spät eine Kunst zu erlernen mich bemühte, die dem Knaben leichter fällt als dem Erwachsenen. Der Lorbeer der Schimeisterschaft hing für mich allzu hoch. Blinkende Ehrenzeichen wurden dafür vergeben, und auch weil mir der Ehrgeiz abging, sie zu verdienen, blieb ich trotz meiner Beachtung der weiteren Entwicklung des Schisportes dem Bergsteigen inniger verbunden. Nach dem Unfall auf dem Tribulaun vergaß ich meine Berge nicht und kehrte immer wieder zu ihnen zurück. Sie blieben meine treuen Freunde, auch wenn ich nicht mehr auf ihren Gipfeln stand.

Den Bergen verdanke ich meine schriftstellerische Berufung. Ihr stiller Segen hat auf meiner Laufbahn geruht, die anfangs in bedenklichem Durcheinander des Weges nicht kundig war, dann aber organisch und natürlich die ihr gemäße Entwicklung nahm. Dieser Einfluß auf die Ausbildung meiner Persönlichkeit war entscheidend. Meine Jugendarbeit über das „Parzinn in den Lechtaler Alpen" brachte mir eine Anerkennung, die ich weit höher anschlage als alle äußeren Ehren und Auszeichnungen, die ich erreichte, und alle Erfolge, die meinen literarischen und kunstwissenschaftlichen Schriften beschieden waren. Während mir hier häufig genug der Neid und die Mißgunst der Fachgenossen die Freude am glücklichen Gelingen einer Aufgabe verdarben, erschöpfte sich der Beifall der Alpinisten und der Alpenvereinssektionen nicht in freundlichen Worten allein. Die Sektionen stifteten zu meiner Hochzeit den Ausbau des Weges, den ich von Gramais zur Hanauer Hütte gefunden und als erster begangen habe. Neben der Hanauer Hütte steht die Tafel, welche den „Uhde-Bernays-Weg" anzeigt. So ist mein Name in den Baedeker und in die Karten von Nordtirol gelangt und Hunderte, vielleicht Tausende von Bergsteigern haben ihn vernommen. Mein Name hat in der alpinen Literatur einen ehrenvollen Platz eingenommen, den ich nie erstrebt hatte. Mit einem wahrhaft faustischen Gefühl darf ich mich rühmen, in den Bergen meine Götter gefunden zu haben, und sie mit den Versen aus Goethes „Wald und Höhle" stolz und dankbar grüßen:

„Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freund's zu schauen."

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Hermann Uhde-Bernays, Starnberg/Oberbayern

Aus Jürgen Wellenkamps Bergtagebuch

Winterdurchsteigung der Fleischbank-Ostwand

Wieder liegt eine vereiste und verschneite Seillänge unter uns. Die wievielte? — Wir zählen sie nicht mehr!

Und als wir nun nebeneinander in der abschüssigen Schneerinne unter den Ausstiegsrissen der Fleischbank-Ostwand stehen, da lassen schon die Schatten des Abends in der Steinernen Rinne tief unter uns das Weiß des Schnees und das Dunkel der Felsen zu einem gleichgültigen Grau verschmelzen. Ein kleiner Trotz in mir will die Notwendigkeit eines Biwaks noch nicht wahrhaben, will mich noch hinauftreiben in die schwierigen, vereisten Ausstiegsrisse.

„Ein guter Platz hier, wir bleiben!" Der Freund sagt es, und der kleine Trotz in mir bricht sich vor der Vernunft. Der sinkende Abend hat uns gerade zum besten Biwakplatz in der großen Wand geführt: Da spaltet ein schmaler Kamin den Fels und schließt sich erst nach sechs oder sieben Metern im Berg drinnen. Die Sohle des Kamins ist flach, es liegt dort nur wenig Schnee, dafür aber hat der Wind eine schützende Schneebrüstung gegen den Abgrund herangeweht. Wir nehmen diesen besten aller Plätze zum Beweis, daß ein guter Stern über unserer großen Bergfahrt steht.

Wir räumen den Schnee ein wenig hinaus, ebnen die Kaminsohle, wir hängen den Zeltsack aus blauem Perlon, in dem man immer an schönes Wetter glaubt, an den Kaminwänden auf, wir ziehen trockene Wollstrümpfe an, noch eine Zigarette, dann beginnt unsere Nacht.

Der vergangene Tag liegt in unserer Erinnerung, ein Zusammenklingen vieler Eindrücke: Nein, die Eindrücke liegen nicht nacheinander, es ist ein Zusammenklingen wie bei einem Kunstwerk, das uns viel sagen will und das wir nicht gleich verstehen. Ich muß mich anstrengen, die Gedanken an die Wand in ein zeitliches Hintereinander aufzugliedern.

Im Morgendämmern waren wir, Willy Bachmaier und ich, in die Wand hineingequert, schon dort, in den steil an die Felsen geklebten kleinen Schneefeldern, kam uns der Ernst unserer Fahrt ins Bewußtsein. Der kalte Jännermorgen aber trieb uns an, und wir kletterten schnell die vier Seillängen der Spiralrisse hinauf in die grauen Plattenpanzer bei den Quergängen. Wir genossen den herben Reiz der graukalten und mitleidlosen Felsen. Der erste Quergang: Jeder Griffwechsel und jeder Schritt in den vereisten Felsen forderte die Aufmerksamkeit und die Überlegungen wie bei einer ersten Begehung. Tiefverschneite Felsen führten zum zweiten Quergang. Als ich mich an kleinen glatten Griffen über eine Stufe zum Stand vor dem zweiten Quergang hinaufziehen wollte, da bogen sich die Finger meiner rechten Hand zu einer Faust zusammen. Anstrengung, Nässe und Kälte hatten die Muskeln des Unterarmes verkrampft. Mit der linken Hand bog ich die Finger auf, aber die größte Willensanstrengung hinderte nicht, daß sie sich wieder zusammenzogen, als ob sie mir nicht mehr gehörten.

Der Freund fand die richtigen Worte: „Machen wir Mittag!" Aus dem Schnee stampften wir uns einen kleinen Stand, aßen ein Stückchen Speck und einen Apfel, bissen vom Brot und verschnauften. Dann begann ich den zweiten Quergang. Man mußte da über eine stark geneigte Platte, auf der trotz ihrer Steilheit dicker mehliger Schnee lag, vier Meter nach links hinauf auf ein schmales Bändchen. Rechts oben hatte ich mir zur Sicherung einen Mauerhaken geschlagen und zielte nun auf das Bändchen. Aber es half nichts, der Schnee hielt nicht auf den Platten, unter dem Schnee war eine dünne Schicht glasiges Eis, das Seil zog mich zu stark nach rechts. Wieder und wieder rutschte ich aus, pendelte zurück und sauste mit beiden Füßen in den tiefen Schnee am rechten Ende des Querganges.

Wie ein Spiel war es, denn die Pendelei an der Platte war reizvoll und harmlos wie ein Spiel — und leider auch ebenso nutzlos. Nach dem fünften Zurückpendeln wurde ich zornig über das Nutzlose des Spiels, doch es war der gute Zorn, der erfinderische, aus dem die Ideen entspringen. Und eine Idee wurde Wirklichkeit: Wieder krallte ich mich auf der spiegelglatten Platte so weit es ging nach links, dann angelte ich mit dem Pickel, dessen unterstes Ende die linke Hand hielt, zum Bändchen, ich legte die Pickelhaube über eine Felskante. Nun mußte es schnell gehen! Seil nachlassen, ein paar Klimmzüge am Pickel und ich konnte die Kante des Bändchens fassen, ein paar mal hangeln, zweimal hastiges Nachtreten mit den Füßen, dann stand ich auf dem Bändchen. Nur wenige Sekunden hatte es gedauert.

Nach dem zweiten Quergang kam die Gleichgültigkeit über uns, wo man nicht mehr die Seillängen zählt, wo man nicht mehr mit der Zeit rechnet, wo man Schwieriges und Leichtes nicht mehr trennt, wo man nur noch klettert, nicht zu schnell, nicht zu langsam, wie eine präzise Maschine.

Und nun sitzen wir zum Biwak in dem Spalt. Als das bißchen Wärme, das uns umgibt, dann langsam schwindet, da zünden wir eine der Christbaumkerzen an, die dem Wirt von der Wochenbrunner Alm übrig geblieben sind. Wir träumen und die Zeit vergeht, wie wir in das kleine Licht schauen. Wir schlafen beide ein und wachen erst um sieben Uhr auf. Vier Stunden Schlaf in einem Winterbiwak, das ist unbezahlbar! Es ist draußen ganz hell geworden und es kommt der böse Augenblick, wo man in die steinhart gefrorenen Schuhe steigen muß. Wir trampeln uns Wärme in die Füße und um dem Stampfen einen Sinn zu geben, singen wir. Nach dem sechsten Lied sind die Füße wieder warm. Der Freund schaut als erster aus dem Spalt: „Schönes Wetter, aber es hat in der Nacht geschneit." Es hat geschneit, die steilsten Felsen sind überzuckert, es bedeutet, daß wir nun für jede Seillänge wohl doppelt so lange brauchen, wie wir gerechnet haben. Ich freue mich, daß wir im Schutz unseres Spaltes nichts vom Schneefall der Nacht gemerkt haben, wir hätten uns Sorgen gemacht und bestimmt nicht geschlafen. „So, es hat geschneit!" In der Helle eines schönen Wintermorgens nimmt man mit erstaunlicher Ruhe davon Kenntnis. Fast zwei Stunden brauchen wir für die erste Seillänge über unserem Nachtlager. Ein Königreich für einen Handbesen, denke ich manchmal. Ohne Besen muß ich mit den Händen die Tritte, die ich benützen will, vom Schnee abstauben und das darunterliegende Eis mit der Wärme der Hände wegschmelzen. Der folgende Riß hängt stark über, so daß kaum Schnee an ihm haftet. Über trockene Griffe und Tritte turnen wir schnell hinauf. Der Riß gilt im Sommer als eine der schwersten Stellen der Wand, in ihm merken wir, daß wir in bester Verfassung sind, daß einzig Schnee und Eis unseren Weg so schwer und lang machen.

Die letzte schwierige Seillänge ist die gewagteste: Ohne Zwischensicherung steige ich vom kleinen Stand acht Meter hinauf, schnell, denn lange kann ich auf den kleinen glatten Tritten nicht stehen. Dann muß ich irgendwie einen Mauerhaken anbringen, muß, denn die folgende leicht überhängende Stelle ist in ihrer Vereisung frei nicht zu überwinden. Selbst der Freund, der immer vor sich hingedudelt hat beim Sichern, ist still geworden. Ich weiß, daß es alles gilt, und eine beglückende Ruhe kommt über mich. Ganz sachte lege ich den Fels um mich vom Schnee frei, aber keine Möglichkeit für einen Haken bietet sich, die breiten Risse schließen sich stumpf. Ich hebe einen Altschneebrocken aus einer seichten Einbuchtung und da — ein Mauerhaken. Voll Freude und Erleichterung hänge ich Karabiner und Seil in den kleinen rostbraunen Eisenstift. Er kommt mir vor wie der Deus ex Machina eines großen Dramas, der mit einem Schlag alle Verwicklungen löst. Ich schaue zum Freund hinunter, schaue nach Osten zu den geliebten Gipfeln der Berchtesgadener Heimat und ich weiß, daß die Wand uns gehört. Langsam löst sich der Bann der Anspannung von uns, zwar dauert es noch lange, bis wir uns über die Schrofen zum Gipfel gewühlt haben, bis die steilen Rinnen des Herrwegs uns zu den Schiern am Ellmauer Tor hinuntergeleitet haben. Doch unbeschwert und glücklich fahren wir dann, wie die Sonne gerade über dem Zillertal versinkt, über rotgoldene Hänge der Geborgenheit einer Hütte entgegen.

Eiger-Nordwand

In der Mitte der dreißiger Jahre führte eine unvergleichliche Seilschaft, der Reichenhaller Anderl Hinterstoißer und der Berchtesgadener Toni Kurz, einen staunenswerten Siegeszug durch die Berchtesgadener Alpen durch. Sie lösten wirkliche Probleme mit ihren kühnen Wegen durch hellgraue Wände und über strahlende Kanten aus Dachsteinkalk. Nach der Bezwingung der direkten Mühlsturzkante, die auch heute noch als schwierigste Felstour der Berchtesgadener Alpen gilt, fuhren die beiden in die Schweiz. Hoffnungsfroh steigen sie mit zwei Salzburgern am 18. Juli 1936 in die Eiger-Nordwand ein, voller Hoffnung sind sie, als ihnen mit dem raffinierten Hinterstoißerquergang ein schneller Zugang zum mittleren Wandteil gelingt. Doch dann verläßt sie ihr Glück, das Wetter schlägt um, beim Rückzug sterben am vierten Tag drei von ihnen im Steinschlag, nur Toni Kurz überlebt eine schreckliche vierte Nacht. Sein Tod im Abseilsitz, vier Meter von seinen Rettern entfernt, ist eines der erschütterndsten Ereignisse der alpinen Geschichte.

Acht Opfer hatte die Todesmauer insgesamt gefordert, als endlich im Juli 1938 der Seilschaft Heckmair—Vörg—Kasparek—Harrer die aufsehenerregende erste Begehung in drei Tagen gelang. Der Wettersturz am dritten Tag forderte das Letzte von ihnen.

Nach der Durchsteigung der Laliderer-Nordwand im Karwendel sitzen mein Münchener Freund Bernd Huber und ich unter einem Überhang und warten ein Gewitter ab. Von Plänen in den Westalpen reden wir: „Also in die Eiger-Nordwand würde ich nie gehen, in eine so unberechenbare und gefährliche Wand." So heuchlerisch taste ich mich vor, um Bernds Meinung zu erforschen. „Doch, ich schon, bei gutem Wetter, einigermaßen guten Verhältnissen und in guter Kondition." Das will ich gerade hören. Von da ab ist alles nur eine Frage der Zeit.

Nachdem wir uns eine Westalpenausrüstung in langen Bemühungen zum kleineren Teil gekauft, zum größeren Teil zusammengeliehen haben, starten wir am 11. August 1952 mittags in München. Die „Horex" bringt uns schnell zum Bodensee, Frauenfeld und Winterthur fliegen vorbei, der Züricher See, Zug, dann ist mein Hals steif, die Schultern sind lahm vom Rucksack, sitzen kann ich auch nicht mehr auf dem harten Sozius. Am Zuger See schlafen wir warm und gemütlich unter freiem Himmel, während von fern schon die Eisriesen des Berner Oberlandes herüberleuchten. Zwischen Luzern und Grindelwald stehen wir am nächsten Morgen zum ersten Mal in unserem Leben der Riesenwand, unserem Ziel, gegenüber. Da schauen wir doch zuerst etwas beklommen auf die sonnenlose düstere Wand, bevor unsere Blicke sachlich die Verhältnisse prüfen. Über 3600 m, also in den letzten 400 m der 1800 m hohen Mauer liegt Neuschnee, unterhalb ist der Fels fast überall von Schmelzwasser überronnen, was den finsteren, abweisenden Eindruck steigert. Die Verhältnisse sind nicht ideal, sondern mehr mittelmäßig bis gut. Der Wetterbericht, den ich in der Grindelwalder Post frisch vom Morseband geliefert bekomme, ist günstig, allerdings gilt er nur für die nächsten 24 Stunden.

Am Abend steht unser olivgrünes Zelt oberhalb der Station Alpiglen der Bahn aufs Jungfraujoch. Ein leuchtend rotes Zelt ist daneben aufgerichtet. Karl Blach aus Wien ist dort Alleinherrscher. Auch er ist Nordwandkandidat; durch ein Mißverständnis sind seine Gefährten noch nicht da. Vor zwei Jahren ist er schon in der Wand gewesen, durch Steinschlag brach er den Unterarm und sie mußten zurück.

Früh ziehen wir uns ins Zelt zurück. Nur der Karl schläft seelenruhig, Bernd und ich müssen doch zu viel an die Riesenwand denken, die sich dort oben im matten Sternenschimmer schwarz vom nachtblauen Himmel abhebt.

Um zwei Uhr stehen wir auf, kochen starken Kaffee, kurz vor drei brechen wir auf, zu dritt, denn Karl will uns bis in den unteren Wandteil begleiten und uns in dem unübersichtlichen Gelände den Weg weisen. Silbrig matt erleuchtet uns der abnehmende Halbmond die langen zur Wand hinaufleitenden Grashänge, lange bleiche Firnfelder folgen dann, die uns in die ersten Felsen der Wand leiten. Plötzlich bleibt der etwas hinter uns beiden gebliebene Bernd stehen und sagt, er fühle sich nicht in Form für ein so großes

Unternehmen, ob Karl mit mir gehen wolle? Bernd tut mir sehr leid, weiß ich doch, daß dieser frühe Verzicht auf das größte Ziel unseres Bergsommers schwerer ist, als ein verbissenes Weitersteigen, das dann auf Kosten der Kräfte des Gefährten geht. Karl ist begeistert von seiner Chance, Bernd und er haben dieselbe Schuhgröße, mithin dürften die Steigeisen passen. Ein kurzer Händedruck, ein Servus, dann steigen Karl und ich im ersten Licht zügig über die leichteren unteren Wandpartien hinauf. Karl ist ebenso wie ich dafür, überall wo es nur geht, gemeinsam zu gehen, das hat uns viel Zeit gespart.

Erst hoch oben legen wir das Seil an, bis zum Hinterstoißerquergang sichern wir nur an zwei Stellen. So stehen wir schon in weniger als zwei Stunden vom Einstieg gerechnet in 800 m Wandhöhe am Beginn des Hinterstoißerquerganges. Schneidig und geradezu ostalpenmäßig leitet er an der senkrechten Wand 35 m nach links. Fast ist es schade, daß eine frühere Schweizer Partie an der schwierigsten Stelle ein Quergangseil hängen gelassen hat, was den Eindruck der Kletterstelle verfälscht. Aber für uns zählt jede gewonnene Minute. Außerdem ist das fixe Seil für einen eventuellen Rückzug von größter Bedeutung. Ging doch die Partie von 1936 deswegen zugrunde, weil sie sich mit dem Entfernen des Quergangseiles den verhältnismäßig leichten Rückzug abgeschnitten hatte. Mit dem Ende des Hinterstoißerquerganges hatten wir den mittleren Wandteil, die Zone der drei durch Felsstufen getrennten Eisfelder, erreicht.

Wegen des Eisrückganges in den Westalpen ist das erste Eisfeld so zusammengeschrumpft, daß wir es gar nicht zu betreten brauchen. Lange Felspartien ziehen hinauf zum zweiten Eisfeld. Sie sehen von unten leichter aus, als sie wegen ihrer ungünstigen Schichtung wirklich sind. An einer Stelle bietet sich nur eine schwach überhängende Felsstufe an, uns wieder in leichteres Gelände zu führen. Ich diene als lebende Leiter, mein Kopf als oberste Sprosse. In einer kürzeren Wand hätte ich gestreikt und einen anderen Ausweg gesucht, als sich nun Karls Profilgummisohle langsam auf meinem Kopf abzeichnete, mein Hals steif wurde und meine Knie zu wackeln begannen. Aber so hielt ich schweigend aus und merkte, wie das Maß des Erduldenkönnens mit der Größe des Zieles wächst. Gemeinsam gehend querten wir dann in leichtem Gelände weit nach links am unteren Rand des zweiten Eisfeldes.

Dann betreten wir das Eisfeld. Etwas zaghaft sind die ersten Schritte in der haltlosen Eisfläche. Doch die zauberhaftesten Hilfsmittel des modernen Eisgehers, die Zwölfzackersteigeisen, geben uns schnell die alte Sicherheit zurück. Alle 15 m schlagen wir eine Stufe zum Ausruhen der strapazierten Wadenmuskeln, alle 30 m schaffen wir einen Stand mit Eishaken. Abwechselnd führen wir, so daß jeder gleich 60 m in einem Zuge gehen kann. Nach sechs Seillängen haben wir den oberen Rand des Eisfeldes erreicht, einige Zeit trippeln wir in der Randkluft nach links. Felsstufen und Schrofen leiten hinauf zu den Haken, an denen 1935 Ernst Udet vom Flugzeug aus die ersten beiden Opfer der Wand, die Münchener Sedlmayer und Mehringer, erfroren hat stehen sehen. Etwa in 4 m Höhe stecken die Haken in senkrechter Wand, und zeigen, wie sehr im vergangenen Jahrzehnt das Eis zurückgegangen ist. Wir queren das steile dritte Eisfeld, beständig nach oben schielend, um fallenden Steinen und Eisbrocken ausweichen zu können. Auf der anschließenden großen Felsrampe gehen wir wieder gemeinsam, bis wir einen lauschigen Rastplatz mit Wasser in der Nähe finden. Von ein Uhr bleiben wir hier bis halb drei, kochen Tee, essen ein wenig und schauen, schauen, schauen. An wie vielen großartigen Stellen in den Bergen durften wir schon solche Rasten genießen, doch die Eiger-Nordwand ist einmalig.

Bald nach unserem Rastplatz kommen wir in einen kleinen Kessel. Ein 20 m hoher Riß, durch den ein Wasserfall herabbraust, führt nach oben. Wir finden die Möglichkeit seiner Besteigung völlig undiskutabel. Doch nach einigen Versuchen rechts von ihm sehen wir ein, daß der andere Ausweg aus dem Kessel, ein Riß mit anschließendem Seilquergang, zu zeitraubend ist. So schwimmt denn Karl prustend den Wasserfall hinauf, ich brauche mit zwei Eispickeln und dem schweren Rucksack länger. Aber das ist ganz gleich, man ist sowieso nach den ersten Metern bis auf die Haut naß. Uns „tröstet" der Gedanke, daß wir in den unumgänglichen Wasserfällen weiter oben doch durchweicht werden. Die nächste

Seillänge führe ich, eine senkrechte, kalte Wandstelle. Oben am Stand will ich mich an das zeitraubende Aufseilen meines Rucksackes machen, da kommt Karl schon nach, trägt beide Rucksäcke, zwei Eispickel, zwei Paar Steigeisen und das Reservoseil. Da sehe ich wieder, daß ich in Karl, den ich erst gestern kennenlernte, den denkbar besten Gefährten für eine solche Bergfahrt habe. Als er etwas keuchend bei mir oben ist, muß ich, der ich sonst ganz unpathetisch bin, ihm die Hand schütteln; wir sehen uns lachend in die Augen und wissen, daß wir es schaffen werden.

Felsstufen und Wasserfälle folgen, dann wringen wir uns aus, weil kein Wasserfall mehr unmittelbar droht. Hastig überschreiten wir ein stark vom Steinschlag bestrichenes Eisfeld. Dann queren wir nach einer Felsstufe auf ungeheuer ausgesetzten Bändern weit nach rechts zur Spinne, einem 120 m hohen Eisfeld, von dem spinnenbeinartig viele Bänder und Rinnen nach allen Seiten ausstrahlen. Wegen der Steingefahr warten wir fast eine Stunde bis nach Sonnenuntergang, ehe wir sie betreten. Im letzten Dämmerlicht erreichen wir ihr oberes Ende. Auf erbärmlicher Leiste beziehen wir unser Biwak in 3600 m Höhe. Mit Mauerhaken haben wir uns an die Felsen gehängt. Wir ziehen die nur feuchte Reservekleidung unter unser noch nasses Gewand. Natürlich frieren wir recht, doch die Hauptsache ist, daß wir in bester Stimmung diese eindrucksvollste Nacht unseres Lebens überstehen. Düster ernst sind die überhängenden Felszonen der näheren Umgebung, unter uns gleitet der Blick haltlos über das Eisfeld der Spinne hinab und fängt sich erst wieder fast 2000 m tiefer auf den grünen Matten oberhalb der Alpiglen. Weit draußen leuchten die Lichter von Interlaken und matt glänzt der Brienzer See.

Am folgenden Tag sind die Verhältnisse schlecht, die Rinnen und Ausstiegsrisse vollkommen vereist. Sieben Stunden brauchen wir noch für die restlichen 350 m Wand. Auf dem Eigergipfel weicht dann langsam der Bann seiner Nordwand von uns. Wie in einem Traumland kam ich mir in den 33 Stunden in der Wand vor; keinem Traumland des satten Genießens, sondern in einem viel schönerem Land, in dem heiße Wünsche zu Taten werden.

Nachwort

Jürgen Wellenkamp, aus dessen Bergtagebuch die vorstehenden Schilderungen stammen, wurde im Jahre 1930 in Bad Reichenhall geboren. Als Student der Mathematik und Mitglied des Akademisch-Alpinen Vereins München führte er viele große Bergfahrten im Kaisergebirge, in den Dolomiten und in den Westalpen durch; darunter befindet sich die 10. Begehung der Eigernordwand am 14. und 15. August 1952 (mit Karl Blach). Im Jahre 1953 fuhr er mit Heinz Steinmetz und Fritz März nach Peru, wo dieser Gruppe bedeutende Erstersteigungen in der Cordillera Vilcanota gelangen. Im Jahre 1955 nahm Wellenkamp an der Deutschen Nepal-Expedition teil, bei der unter anderem die beiden Siebentausender Annapurna IV und Kang Guru erstmals erstiegen wurden. Nach einem folgenschweren Sturz am Piz Zocca (Bergell) starb Wellenkamp am 29. Juli 1956 im Spital von Morbegno (Veltlin). Er liegt auf dem dortigen Friedhof begraben.

Jürgen Wellenkamp war nicht nur einer der hervorragendsten Bergsteiger unserer Zeit, sondern auch ein geistig hochbegabter Mensch, dessen Bergtod daher eine umso empfindlichere Lücke riß.

Universitäts-Bibliothek Innsbruck